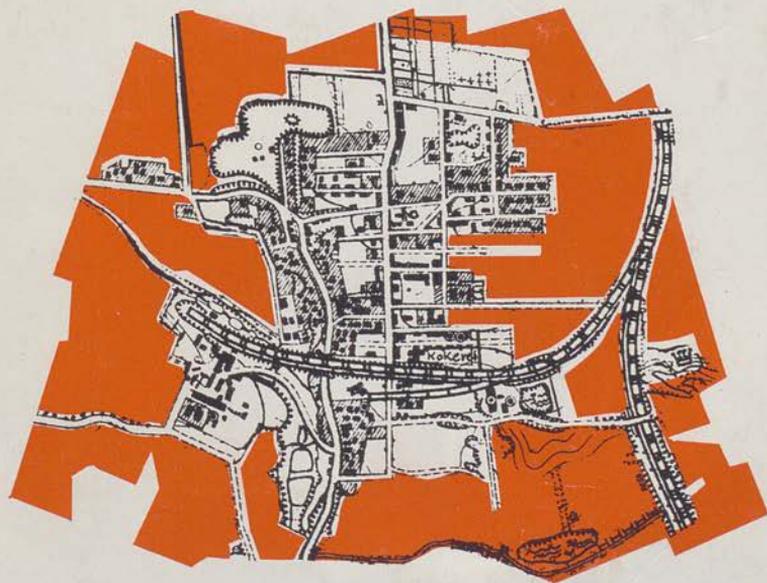


NORBERT ERNST DOLEZICH

ich kam aus orzegow



A. LAUMANN-VERLAG · DÜLMEN

Der Verfasser, – bildender Kunst, Poesie und Musik gleicherweise zugewandt, – erinnert sich in diesem Buch an glückliche Jugendjahre im Beuthener Land. Väterlicherseits von Bauern des Ratiborer Landes, mütterlicherseits von Steigern des Industriegebietes abstammend, ist er ein echter Sohn jenes südöstlichsten Landzipfels des ehemaligen Deutschen Reiches.

Dieses Buch will kein Roman über eine vergangene Zeit sein. Auch das komplexe Bild seines Heimatdorfes Orzegow will er volkswundlich, kulturell und politisch nicht ausleuchten, geschweige denn zu Stilmitteln literarisch-artifizieller Formalästhetik greifen, sondern: seine Erinnerung an den damals sonnenbeschienenen Flecken heimatlichen Landes, wie er sich im Gemüt eines Knaben spiegelte, – die Dankbarkeit für alle Menschen seiner Umgebung, mochten sie wasserpolnisch oder deutsch sprechen, die dem Knaben eine erste Fülle von Weltgehalt darboten, – die Freude an der damals noch unberührten Natur dieses Landstriches, – das alles trieb den Autor zu seinem Buch.

Mochte in jenen Jahren das Grolen des ersten Weltkrieges von der nahen deutsch-russischen Grenze schon vernehmbar sein und die schwer auf dem Lande lastenden polnischen Aufstände sein Leben stark mitbestimmen, – dem Leser öffnet sich die Sicht auf eine glückliche Jugend, dargeboten in Bericht, Erzählung und eingestreuter Lyrik. Abbildungen nach Werken aus dem damaligen, jetzt verschollenen Schaffen des Verfassers verdeutlichen diesen Text.

So wird in diesem Buch dörfliches Leben aus dem Beuthener Land und dem zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts lebendig. –

Der Verfasser lebt heute malend und schreibend im westfälischen Recklinghausen. –

wt: Jerry Machura

Ich kam aus Orzegow

Nachwort Ernst Dohrnich

Ich kam aus Orzegow

A. Lammert'sche Verlagshandlung - Leipzig 1912

Norbert Ernst Dolezich

Es gibt nichts, das höher, stärker,
8 Ich kam aus Orzegow

© 1977 by A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung · Dülmen (Westf.)
A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung · Dülmen (Westf.)

Norbert Ernst Dolezal

Ich kam aus Orzegow

ISBN 3-87466-011-7

© 1975 by A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung · D-4408 Dülmen/Westf.

Gesamtherstellung:

A. Laumannsche Buch- und Offsetdruckerei D-4408 Dülmen/Westf.

Ein Vor- und Widmungswort
nebst einer leicht übertriebenen Liebeserklärung

Es gibt nichts, das höher, stärker,
gesünder und nützlicher für das Leben wäre,
als eine schöne Erinnerung
aus der Kindheit.

Aljoscha in Dostojewskis
Die Brüder Karamasoff

Ein Vor- und Widmungswort nebst einer leicht übertriebenen Liebeserklärung

GINGST du von der alten Hauptstadt des vergangenen Deutschen Reiches Berlin, die jetzt wie unser Land und Herz mitten durchgerissen ist, nach Südosten auf die Vormittagssonne zu, dann stößt du auf einen großen Strom. Es ist die Oder. Besteige ein Boot, wirf den Motor an, ziehe gemächlich stromauf, lasse die Städte, deren Wasserspiegelnbild der Bug durchschneidet, Neusalz, Glogau und Steinau hinter dir, umfahre im altersgrauen Breslau die Dominsel, folge dem Fluß weiter nach Süden – die Städtebilder von Ohlau, Brieg und Oppeln ziehen vorüber – und steuere bei der ehemaligen Festung Cosel links in das Nebenflüßchen Klodnitz ein! Halte nach der langen Fahrt in Gleiwitz an! Wirf das Tau um einen Uferpflock, steige in einen Wagen um oder wandre tüchtig ostwärts fort ins hügelige Land, das sich mit zahlreichen Dörfern vor dir dehnt, halte dich genau nach Sonnenaufgang und lasse alle Ortschaften mit den liebenswerten deutschen und slawischen Namen hinter dir: dann siehst du vom langgestreckten Höhenrücken bei Rudahammer gegen Morgen endlich das Dorf Orzegow liegen.

In dieses Dorf kehrten meine Gedanken zurück, wohin immer mich die sieben Jahrzehnte unseres unruhigen Jahrhunderts auch geführt haben. Es gab Zeiten, da ich am slawischen Namen des Dorfes herumgerätselt und, von ungutem Zeitgeist angeweht, gelegentlich auch seine Änderung bedacht habe, allein, als dann viele Menschen selbst ihre eignen Namen änderten, die sie von den Vätern auf den Lebensweg mitbekommen, – da sagte ich, meines verehrungswürdigen Vaters und Großvaters eingedenk, nein. Auch mein Dorf hat man nicht Nußdorf, wie man übersetzen wollte, nicht Haldenrosen, wie ein romantischer Kopf unseres Dorfes vorschlug, genannt, sondern es beim alten Namen belassen. Namen und Sprache bedeuten sehr viel, aber nicht alles im Leben. So lernen wir langsam und schmerzhaft. Und das ist gut. –

Es drängte mich, von diesem Dorf zu schreiben. Wohl stehen niedergeschriebene Rückblicke besser großen Menschen an, die spürbar ins Allgemeine gewirkt haben und im Bewußtsein vieler Menschen stehen, aber eines jeden, selbst armseligen Menschen bescheidenes Geschick zählt zur Geschichte der Menschheit. Denke ich an die Jugenden anderer, die sie selbst bewundernswert dargestellt, dann nimmt sich diese bescheiden aus, und ich bitte um Nachsicht, wenn die Herrlichkeit erlebter Jugendjahre nicht dichterisch aufglänzt, sondern so dargeboten wird, wie sie ein schlicht poetisch empfindendes Gemüt mit frischen Sinnen durchlebt und im Gedächtnis aufbewahrt hat.

Ein Überblick über die sieben vergangenen Jahrzehnte läßt mich den unseligen Gewalten in und außer uns, welche die Geschicke unserer Generation bestimmt haben, zurufen: genug, es reicht! Aber am Anfang meines Lebens stehen Jahre, die trotz des ersten Krieges, der Lebensunsicherheit, Geldentwertung und allgemeinen Nöte unseres Landes ein Bild hinterlassen haben, das bis in mein heutiges Leben hineinstrahlt. Von ihm ist die Rede.

Nichts liegt unserer erregten Zeit ferner als die Idylle, aber der Wunsch nach Abstand zum heutigen Getriebensein, nach ruhigeren Schwingungen und einem gesundem Lebensatem lebt heute in vielen Menschen. Etwas von diesem Lebensrhythmus verband die Menschen früher wohl etwas stärker miteinander, und von diesem Geschenk zeugen diese Zeilen.

*

Im heutigen Angebot von Schriften, die das Leben in seinen bisher kaum beschriebenen äußersten Grenzbereichen darstellen, welche die Aufnahmebereitschaft des Lesers verstörend bannen mit außergewöhnlichen Verbrechen, einmaligen Beispielen der Zerrüttung menschlicher Gesittung und mit gefährlich lästernder Kurzweil, – in dieser betäubenden Flut ist ein schlichtes Wort wenig gefragt, so daß diese Blätter vielleicht unbeachtet liegen bleiben. Kommt hinzu, daß sie eine Jugend beschreiben, die in einer halb vergessenen, vom allgemeinen deutschen Bewußtsein wenig bemerkten Landschaft verlief, dann muß ein solches Tun noch unzeitgemäßer erscheinen. Leser, welche diese Blätter zur Hand nehmen und außergewöhnlich dramatische Ereignisse erwarten, bittet der Verfasser, das Buch zu schließen und zu einem anderen zu greifen, obwohl auch in diesem schweres Leid und Tod verzeichnet sind.

Diese Umstände bedenkend, hat der Verfasser gleichwohl sein Vorhaben ausgeführt, um seinen Kindern einen Einblick in jene fernen Jahre des Vaters zu geben, vielleicht auch, um einen kleinen Menschenkreis aus jener Zeit und Landschaft an seiner Liebe zu jenem Landstrich teilhaben zu lassen und – wenn's hoch kommt – einigen anderen vielerorts unbekanntes Verhältnisse freundlich aufzuzeigen, wie sie in einem von deutscher Art geprägten Dorf aus der südöstlichsten Ecke des alten Reiches zu finden waren. Daß dieses aus der Sicht eines einzelnen Geschriebene als ein Beitrag kulturhistorischer Art gewertet werden könnte, daran wagt der Verfasser nicht zu denken; denn die Bedingtheit des menschlichen Geistes läßt uns nicht alles aufnehmen, was an und auf unserem Wege liegt. Sie läßt einen jeden ein gemeinsam Erfahrenes in anderen Farben sehen, so daß wir oft etwas für wichtig halten, was anderen wenig oder nichts bedeutet. So mögen alle Kenner, denen des Verfassers wahrgenommener Aus-

schnitt unvollständig oder gar unrichtig erscheint, es ihm nachsehen, wenn er alles so gezeichnet, wie es sich ihm in Auge und Gemüt spiegelte.

*

Gewidmet seien diese Blätter meinen Kindern Christoph, Johannes und Susanne, die in einer völlig anderen Welt aufwachsen, von denen eins nach einer der vielen abendlichen Erzählungen einmal gefragt hatte, ob es denn in Orzegow schöner sei als im Himmel.

*

Ist in unserem Jahrhundert, das in vielen Ländern immer wieder Menschengruppen aus ihren Wohnsitzen jagt und namenloses Leid verursacht, ein Wort über den Lebenswert heimatlicher Verwurzelung überflüssig?

Unter einem Himmel, der mein junges Leben umspannte, lag eine helle Welt. Das Bewußtsein eines unerschöpflichen Lebens umströmte mich. In einer Daseinsfülle, in der Vater, Mutter, Geschwister, Freunde, Blüten und Felder, Bäume und Häuser ein gesund atmendes Ganzes bildeten, wuchs ich auf wie ein Baum in unserer Landschaft, die ich als vollendet schön empfand, mochte auch die nahe liegende Kokerei ihre Rauchschwaden über unsere Köpfe ins Land schicken, das Getriebe der Grube, das Kreischen des Sägewerks herübertönen und das Dorf wie ein Bienenstock bei emsiger Arbeit summen. Die Sonne, die auf die Dächer herabschien und zwischen Mauern und Straßenbäumen ihre Lichtbahnen sandte, die Laute vom Dorf, die Zurufe aus den Gärten und Dorfstraßen, das Kommen und Gehen auf den Steigen, die Sprache der Mutter durchs Fenster, das Bewußtsein der nahen Freunde und Menschen, die zu mir gehörten, die bekannten Ecken und Tummelplätze, Wind, Wolken und Wiesen, – das alles prägte meine junge Seele.

Jener Fleck auf den Dielen, auf dem das Bett des Knaben in der luftigen Stube stand, das Stück Erde, darauf das Haus gebaut war und dessen Fenster zur Morgenseite auf das Dorf und zur Abendseite auf die Felder hinausblitzten, jener Ort, auf dem sich in früher Zeit Menschen angesiedelt und das Dorf gebaut hatten, die Landschaft des ober-schlesischen Höhenrückens, soweit Kinder- und Knabenbeine sie erobern konnten, auch das Bewußtsein, Deutschland zum Vaterland zu haben, das ihm fraglos zu den schönsten der Welt zu gehören schien, selbst der Himmel, von dem ein Stück unbezweifelt diesem Dorf allein zugemessen war, bis in die Himmelsfernen, deren Sternbilder mir meine Mutter benannte, – dieser Reichtum war der Inhalt meiner ganzen Liebe und in der Fremde manches Mal Zuflucht.

Der wie von Meisterhand geformte und von Gott selbst gesegnete Lebenskreis blieb für den Knaben unverrückbares Maß, an dem er die ganze Welt prüfte, ergriff und wertete. Alle Erfahrungen auf den Wegen, die von ihm fort ins Weite und in das Staunen führten, die durch Dunkelheiten und fremdes Land gingen, von denen er fortgejagt wurde, auf denen er das Schöne, das die Welt ihm reichte, dankbar ergriff, – das legte er getreu zu den Schätzen, die ihm sein Dorf, Vater und Mutter auf die Lebenswanderung mitgegeben. Alle Wege führten zuerst zu Fuß, im Kutschwagen, später mit der Straßen- oder Eisenbahn und am Ende in Gedanken wieder zurück in die alten Straßen; sie bestätigten nur, daß es andernorts auch schön sein konnte wie daheim, daß es viel stolzere Provinzen gab, die er betreten und erfahren durfte, daß diese sich aber alle um sein eignes Königreich ordneten, in dem Vater und Mutter die gültige Mitte bildeten und in dem von alters her alle Menschen und Dinge ihren rechten, nie in Frage gestellten Platz hatten.

Was wunder, wenn in einem Leben, das von Krieg, Hunger, Aufständen, Gewaltherrschern und lange Krankheit bestimmt wurde, die Knabenjahre dem Manne als reiche Mitgift noch heut erscheinen. – Ein Blick auf die Umriss der Lebensform meiner Eltern mag das Vorwort abschließen.

Eines der häufigsten Schmähwörter, die in diesem Jahrzehnt gehört werden, ist das Wort Bürger. Es kommt oft einer Beschimpfung gleich und meint einen Angehörigen einer Menschengruppe, die in Geldgeschäften betrog, kirchliche Grundsätze scheinheilig im Mund führte, gar einem nationalen Hochmut huldigte und deren äußeres, untadelhaftes Benehmen und deren gönnerhafte Duldsamkeit Habgier, Ausbeutung und Fäulnis verdeckten. Jene Tatsache aber, daß ein Großteil der Menschen der ausgehenden Epoche, die man verallgemeinernd die bürgerliche nennt, die Tatsache nämlich, daß viele die Formen einer kirchlichen Gläubigkeit aufrichtig lebten, daß die wenigsten von ihnen Geldgeschäfte und -gewinne machen konnten, weil es eben gerade zum Leben reichte, daß sie guten Sinnes dem Kaiser gaben, was rechtens des Kaisers war, – mit einem Wort, daß es in den vergangenen Geschlechtern viele Menschen gab, die ehrenwert lebten, die zwischen Macht, Willkür, Ausbeutung, Gier und sittlichem Verfall tapfer ihren rechten Weg gingen, – das geht in jenem Pauschalurteil unter.

Zu jenen Menschen gehörten meine Eltern. Ihr schlichtes Leben war klar geordnet und keineswegs leer und schal und voller Sittenverderbnis wie in Prousts Welt; es glich auch nicht der „wissenden Wehmut und Sterbensreife“ des letzten Buddenbrocks, und ein Leben wie das von Fitzgeralds „großem Gatsby“, das sich in einer Welt von fast nur Verbrechern abspielte, lag außerhalb ihres Vorstellungsvermögens. Aber auch jene ästhetisch verspielte Lebensform der Unterhaltung,

wie wir sie aus Hofmannsthals „Schwierigem“ kennen, war ihnen fremd. Sie hatten ihre Lebensfreude nicht vergeudet, wie es der „letzte Puritaner“ Santayanas getan hat, und ihre Ehe war klar und sauber, der Mensch war ihnen noch Mittelpunkt des Lebens und Geschöpf Gottes und kein verfügbarer Besitz, der sich in anderen Kreisen „von den Frauen bis zu Wasserrechten“ ausdehnte.

Sie lebten ihr einfaches und wahres Schulmeisterleben, dessen innere Wahrheit in die Tiefe reichte. Ihr Maßhalten und ihre Bescheidenheit in Kleidung, Nahrung und Geselligkeit nähme sich in der heutigen Welt töricht aus. Diese Welt fern jedem gierigen Kapitalismus und ordnungsgefährdenden Liberalismus hatte in jenen Jugendjahren den Zauber dörflicher Ruhe und Geborgenheit, die Gestirne zogen ruhig ihre Bahnen, und über dem Leben lag noch ein Rest jener Heiterkeit und Zuversicht, die auch alle Schicksalsschläge, dunklen Seiten des Menschen und selbst die sich ankündenden Katastrophen zu mildern schien.

So wurden die Erfahrungen einer solchen Jugend zu einem prächtig verzierten Reisepaß, den ich im folgenden freudig und dankbar öffne, um ihn einigen Menschen zu zeigen: „Sieh mal, das war meine Jugend in Orzegow. War sie nicht schön?“ –

Geschrieben wurden diese Zeilen unter widrigen Umständen und in einem unverhältnismäßig langen Zeitraum; einzelnes lag schon seit vielen Jahren vor.

Der Verfasser

Die Vorfahren

Das Kloster

In weit geschwungenen Hügeln senkt sich das Raudener Land unmerklich gegen Sonnenuntergang dem Tal der Oder zu. Die westlichen Ufer des Flusses hatte der Mensch schon im frühen 13. Jahrhundert gerodet und unter den Pflug genommen, so daß das Ratiborer Land bis an das österreichische Schlesien und mährische Gesenke aufblühte. In der Nordostebene dieser Landschaft aber wuchsen tiefe, unbegangene Auenwälder, die als Althammer und Proskauer Forst nach Mitternacht bis an die spätere Festung Cosel vorrückten und das rechte Ufer des Stromes mit einem Meer von Stieleichen, Ulmen, Hainbuchen und Eschen bedeckten.

Durch dieses unberührte Wachstum der Auengehölze zogen im Jahre 1252 Mönche und machten am Flübchen Ruda halt. Das kleine Wasser quillt bei Sohrau aus der Erde und eilt nach Nordwesten der Oder zu, wo es – eine gute Wegstunde von des Dichters Eichendorff Schloß Lubowitz – sich in den Fluß Schlesiens ergießt. An diesem Wasserlauf liegt das kleine Bauerndorf Stodoll. Aus ihm stammt meine Großmutter.

Die Waldarbeiter-, Zimmermann- und Maurermönche legten, eine Wegstunde von diesem (erst später erstandenen) Dorf entfernt, die Axt an die ersten Stämme, bauten sich eine Holzbehausung, und neben dieser Wohn- und Bauhütte wuchsen die Mauern des Klosters Rauden aus dem Laubgrün empor. Die Männer brachten als Zeichen ihrer Herkunft ein Balkenkreuz mit, in dessen vier Enden – in Anspielung auf den Namen Morimundus (Morimond), das in Burgund liegt –, sich die vier ersten Buchstaben MORS befinden. Ein späterer Abt der mönchischen Niederlassung, Emanuel Pospel, beschrieb im Jahre 1659 in einem Brief an den habsburgischen Kaiser Leopold die Lage des Klosters: „– – gedachtes Kloster samt dessen meisten Dörfern liegt drei Meil wegs von Rattibor, drei von Sohraw und drei von der Cosel, also gleichsamb auf einem Kreützwege.“

Dieses Zisterzienser-Kloster war es, das seit seiner Gründung bis ins neunzehnte Jahrhundert (1810) jenem, auch von meinen Vorfahren bewohnten Landstrich und dem östlichen Teil des oberschlesischen welligen Hügellandes aufbauende Kräfte mitteilte und sein geistiges Gesicht prägte.

Zu den erwähnten „meisten Dörfern“ gehören auch die zwei, in denen meine Ahnen lebten: das eben genannte Dorf Stodoll und Sta-

nitz (Standorf), ein Waldhufendorf im äußersten Nordostzipfel der Ratiborer Landschaft. In diesen beiden, 1258 urkundlich genannten Dörfern wohnten, arbeiteten und starben meine Vorfahren.

Ich wandere durch die Jahrhunderte in jene Frühzeit zurück, übergehe jetzt Brand, Plünderung und Mord, die dunklen Begleiter des menschlichen Daseins, lasse auch die aufgezeichneten Namen der Äbte als geistige Väter meiner Vorfahren ungenannt vorbeiziehen und dringe bis ins frühe 13. Jahrhundert zurück. Lasse ich dann den Dokumentarfilm, der die Geschichte des Klosters zeigt und von Adolf Gessner und Georg Hyckel zusammengestellt wurde, in Einzelbildern auf der Leinwand abrollen, dann sehen wir das Kloster wachsen, die gerodeten Räume sich ausweiten und um 1400 das Kloster in voller Blüte. Ein Blick auf das damalige Deutsche Reich zeigt in erschreckender Weise Ver- und Zerfall: der träge Genießer Wenzel, seines Zeichens König, wird wegen Verschleuderung von Reichsgut am 20. März 1400 von vier rheinischen Kurfürsten vom Thron gestoßen. Sie komplimentieren Ruprecht von der Pfalz hinauf, von welchem aber ebenfalls nur Kümmerliches und wenig Königliches zu melden ist. Dann werden vom zänkischen Kurfürstenteam sogar zwei Könige – Siegmund von Ungarn und Jost von Mähren – gekürt, während Wenzel unbelehrbar weiter König spielt, so daß dieses königliche Kleeblatt um jene Jahrhundertwende fröhlich in urdeutschem Fürstenegoismus schwelgt.

Wir schwenken die Kamera von diesem widerwärtigen Spiel um die Macht fort und richten sie auf Konvent und Kirche von Rauden, wo zur selben Zeit das Leben ernster Geistes- und geregelter Körperarbeit in Kirche, Schreibkammer, Wald und auf dem Acker voll im Gange ist. Die erste Mönchsgemeinschaft hatte 1275 eine Bibelhandschrift gefertigt, mit Versalien verziert und in Lederschnitt kunstvoll gebunden. Hier in entlegener, menschenleerer Waldeinsamkeit entstand Schlesiens erste Bibelhandschrift. Daß sich in den Universitätsannalen von Leipzig und Krakau Namen Raudener Studenten vorfinden – 1419 studiert ein Nicolaus Wolsdorff de Rawden in Leipzig, ein Christophorus Rudolphi de Ruda zieht 1428 zum Studium nach Krakau, und der Studiosus Thomas Martini de Ravden folgt ihm im nächsten Jahr dorthin, – das ist der Einfluß des Klosters, aus dem Belehrung, Unterweisung und Bildung ins Land fließen, gestützt auf eine Sammlung von Handschriften, Erklärungen der Schrift, des Kirchenrechts, von Erbauungs- und Musterschriften, Darstellungen der Redekunst, griechisch-römischer Schriftsteller und auf die theologischen Schriften der jeweiligen Epoche. Neben den Handschriften füllten zwölf Tausend gedruckte Bände die Schränke, in welche nicht nur die deutschen und polnischen Historiker, sondern auch die wahrheitshungrigen Frager, wie es eigentlich und in Wahrheit gewesen,

die imaginäre Kamera zur mikroskopisch genauen Untersuchung zu richten wünschten. Novizen und Mönche wurden durch Dozenten mit teilweise akademischen Graden, die der Orden und andere Kongregationen bereithielten, theologisch und philosophisch unterwiesen. Schon früh, besonders aber seit dem 18. Jahrhundert wurden Industriewerke aufgebaut, so daß der Filmstreifen vor unserem Auge jetzt Werkaufnahmen von fünf kleineren Eisenhütten, einer Glashütte, einer Pottasche-Siederei, einem Kupferhammer, einer Teerschwelerei und einer Drahtfabrik in und um Rauden in emsiger Tätigkeit vorführt. Die für die Feierstunden Bier und Schnaps produzierenden Vorrichtungen sehen wir – versteht sich – ebenfalls auf vollen Touren laufen.

Aufgaben und Umfang der Tätigkeiten der Raudener Äbte kamen dem Rang, der Würde und Bürde eines kleinen Fürsten gleich, und würde unsere Kamera die Stellung der Raudener Äbte innerhalb des schlesischen Klerus gut ausleuchten, – alle Verhandlungen, Gespräche, Schmausereien im Konvent, Jagdzüge durch die Wälder, Chorgesänge in der Klosterkirche und die tägliche Arbeit der Klosterbrüder wahrheitsgemäß sicht- und hörbar machen, dann schließe dem Betrachter eine Fülle geistiger, geistlicher, menschlicher und allzumenschlicher Vorgänge blutvollen Lebens entgegen.

Verschließen wir uns nach diesem farbigen, teils prächtig aufleuchtenden Streifen aber nicht vor dem dunklen Teil des Gesamtfilms, den der Regisseur wirklichkeitsnah in erschreckenden Nahaufnahmen gedreht hat. Er könnte in seiner Unmenschlichkeit aus unserem Jahrhundert stammen.

Mit Hilfe seiner „Brandenburger“ plündert 1621 der vornehme Landgraf Johann Georg von Brandenburg-Ansbach das Stift grausam leer, läßt Mönch und Bauer die Lebensmittelvorräte auf ihren Karren mitschleppen und als barbarische Hinterlassenschaft – hier wäre eine Großaufnahme der Gesichter angebracht – die Einrichtungen aller Räume kurz und klein schlagen. Fünf Jahre später wird das inzwischen Erarbeitete von den Mansfeld'schen Truppen gründlich vernichtet, das Stift bis in die Keller leer geplündert, und nach weiteren sechzehn Jahren ziehen die Schweden heran, die in Kirche und Konvent nichts, in der Leere der Räume aber Spuren hinterlassen, welche die Verirrungen rohster Räuber in den Schatten stellen. Kroaten, Wallonen und die Regimenter der ehrenwerten Obristen Gorlichowski, Franckenberg, Jaroczkisch und Szeszczyński hinterlassen eine rauchgeschwärzte Öde, in welche der Rest der Mönche erst nach Wochen aus den Wäldern zurückkehrt. Also geschehen 1643, fünf Jahre vor dem großen Frieden in Münster. Ich weiß nicht, ob die Kamera bei diesen Aufnahmen uns andere Gesichter der damaligen Militärs zeigen würden als die der heutigen Befehlshaber. –

Aber nun blicken uns von der Leinwand die Züge des eingangs genannten Abtes Pospel in Großaufnahme und Zeitlupe entgegen, eines Mannes größter Fähigkeiten, der energisch anpackt und zügig aufbaut. Unter seinem Stab geht bergauf, und bald kann das Stift den Stadtherren von Gleiwitz 250 Goldthaler, dem Reichsgrafen von Oppersdorf gar 16 500 Thaler leihen.

Begleiten wir doch rasch die Kameraleute auf einem Kurzausflug nach Amsterdam, wo sie eine klare Aufnahme eines in grauen Farben gehaltenes Ölbildes von Rembrandt machen wollen, das er 1633 gemalt hat. Sie soll mit einem an der Nordwand der Klosterkirche hängenden Ölbild verglichen werden. Ein mit offenen Augen kunstgeschichtlich sehender Kopf hat nämlich herausgefunden, daß die auf Holz gemalte „Verspottung Christi“ eine formgetreue Nachahmung einer Radierung darstellt, welcher ein Schüler Rembrandts nach der Ölgrisaile des Meisters geätzt hat. Auf diesem Ölbild stand zu lesen, daß es von einem Toster Erzpriester gemalt wurde. (Adamus Kovagus Archipresbiter Tostentensis 1672). Das Bild Rembrandts befindet sich heute in der Nationalgalerie in London. Der geistliche Herr hatte seine Kopie offenbar nach Rembrandts Tod (1669) dem Kloster gestiftet und damit gezeigt, daß man in der dortigen Landschaft wie im Mittelalter auch im Barock künstlerische Neuheiten des Westens kannte.

Noch hält die Kamera einen nächtlichen Überfall einer Bande „Walach“ fest, der 1691 die Schrecken des Dreißigjährigen Krieges erneut heraufbeschwört, dann aber lichtet sich die Leinwand auf, und wir befinden uns mitten unter der Jugend in einer sonnendurchfluteten Klasse der 1744 errichteten Lateinschule des Klosters. Zweitausend Schüler drücken nacheinander Stühle und Bänke, selbst noch sechs Jahre nach der Auflösung des Klosters durch die Preußen.

Diese waren am 29. März 1741 ins Land marschiert, hatten utopisch hohe Kontributionen gefordert, die niemals gezahlt werden konnten, 1742 das habsburgische Schlesien preußisch gemacht, und noch war kein neues Laub gewachsen, als auch schon die königliche Steuerkasse gierig nach der Hälfte aller Einnahmen griff. Die Herren, die den preußischen Staat vertraten, scheuten sich nicht, vom Kloster ein „Darlehen“ aufzunehmen, einen in Wahrheit infamen Staatsbetrug in Höhe von zehntausend Goldgulden zu inszenieren, an deren Rückzahlung keiner der ordengeschmückten Herren jemals gedacht hatte, und als sie ein Menschenalter im Lade saßen, fühlten sie sich schon so heimisch, daß sie 1810 den ganzen Klosterbesitz einheimsten. Der Herbst zog in die Raudener Wälder ein, und die Früchte des Landes waren zum letzten Mal eingebracht, wie es die Mönche und Bauern ein halbes Jahrtausend lang getan hatten, und als am 30. Oktober 1810 vor den Konventfenstern die Blätter von

den Bäumen fielen, hielt ein Wagen vor dem Portal, dem ein königlich preußischer Kommissar und sein Adjunkt, ein Herr Referendarius von Wittke, entstiegen, um der Klostergemeinschaft das Lebenslicht auszublenden. Sie verlasen das staatliche Papier „mit ausgezeichneter Artigkeit und der ihnen eigenen Delikatesse“ (Gessner) und ließen sie, wie man es bei Dieben tut, die man auf frischer Tat ertappt, ihre Taschen leeren, will sagen, alle Kassen, Schlüssel, Insignien der Prälatenwürde, Siegel von Abt und Administratoren und das ganze Archiv auf den langen Tisch ausbreiten. Zu diesem mit „Delikatesse“ abgewickelten Akt hatte der Abt mit Mitra und Stab feierlich gekleidet erscheinen sollen, was er von sich wies. Die 32 Mönche mußten ein Papier unterschreiben, legten ihr Habit ab, ihre Arbeitskleider an, verließen die Pforte und verstreuten sich nach verschiedenen Orten. Damit war die Klosteruhr für immer stehen geblieben.

Unsere Kamera zeigt den warmen Frühling des folgenden Jahres und eine lange Reihe von Fuhren vor dem Konvent. Wir sehen Männer Stück um Stück des Klostermobils zu den Wagen tragen und hören die monotone Frage des Auktionators durch die offenen Fenster: Wer zahlt dem preußischen Staat für dieses exquisite Stück den höchsten Preis? –, bis die letzte Kammer leer war. Die Bücherei verstaubte mangels theologischer Brauchbarkeit für die preußischen Herren zehn Jahre lang an Ort und Stelle, bis die Opperländer Regierung endlich Anordnungen gab: der größte Teil der Bücher wanderte auf Planwagen in die Neisser Gymnasialbibliothek, der kleinere in die von Ratibor. Knarrend zogen die Gefährten durch den Wald zur Oderstadt, und auf den letzten schwankten die Bücherschränke selbst. Mit ihnen schwankt auch die 558jährige Geschichte des Klosters Rauden davon. –

Blenden wir einige Bilder aus dem Nachspann auf: wir sehen den Herzog von Ratibor den Umbau des Konventes zum Schloß leiten und einziehen; wir sehen 1945 sowjetische Truppen das herzogliche Schloß stürmen und dann Flammen aus dem Schloß schlagen, welche auf die mit dem Westgiebel des Schlosses verbundene Kirche übergreifen; wir sehen das Dach und die Stuckdecke aus dem 18. Jahrhundert zusammenstürzen, aber am Ende auch aufbauende polnische Hände, welche alle gotischen Grundformen der Klosterkirche wieder erstehen lassen, und wir hören heute Glocken die jetzige gemischt deutsche und polnische Bevölkerung zum Gottesdienst rufen. Ein technisch ablaufendes Tonband liefert Glockentöne, da die Zisterzienser nach einem Generalkapitelbeschuß von 1157 ihren Kirchen keine Glockentürme aufsetzten.

Die von einem kunstgeschichtlich geschulten Auge geführte Kamera könnte an der Kirche Einflüsse aus der europäischen Ordensbaukunst

in Nahaufnahmen aufzeigen, verwandte architektonische Einzelheiten in Kirchen des westfälischen Raumes und der Mark Brandenburg verdeutlichen und anschaulich belegen, daß die Baumeister der Kirche mit den künstlerischen Errungenschaften der Epoche vertraut waren. Die ganze Anlage verdiente ein Loblied, aber unsere Zeit steht nicht nach Hymnen. Wir wissen um ihre Schönheit und freuen uns, daß die Klosterkirche das Brennen und Morden von Jahrhunderten überstanden hat. Indem wir die Kamera abschalten, erinnern wir uns, daß in wenigen Jahren seit dem ersten Baujahr drei Viertel eines Jahrtausends vergangen sind, an dem in Rauden die ersten Stämme der großen Wälder geschlagen wurden. Möge man dann – wo auch immer – all dessen in Ehrfurcht vor der Wahrheit gedenken!

In diesem natürlichen Umkreis und geistigen Raum des Klosters lebten meine Vorfahren.

Das Bauerndorf Stanitz

Wandern wir vom Kloster eine Wegstunde nach Sonnenaufgang durch den Wald und öffnet sich das Walddunkel, dann liegt vor uns in den Feldern das Dorf Stanitz (Standorf).

Die Erde hat dort Funde einer vorgeschichtlichen Siedlung freigegeben, und als ich mich zum ersten Mal über die alten Bücher beugte, las ich, daß das Dorf meiner Väter bereits in der Fundationsurkunde des Klosters vom 21. 10. 1258 erwähnt ist. Der Herzog von Oppeln bestimmt „mit allen Christgläubigen, . . . daß ihre freien und unfreien Leute, Diener und Tagelöhner in allen ihren Dörfern, Vorwerken und Besitztümern . . . bei völliger Freiheit verbleiben sollen“. . . . „Außerdem verstatten wir dem Richter, welchen der Abt bestimmen wird, daß er jeglichen Fall mit gerechter Wage vornehme und entscheide . . . Deshalb wollen wir, daß der vorbenannte Richter des Abtes in Stanitz Schild und Stab, Schwert und Wasser habe, damit nicht nötig ist, das Schloß (des herzoglichen Burggrafen) „anzugehen“.

Als Rauden im 13. Jahrhundert nach deutschem Recht Dörfer „aussetzte“, gehörte auch Stanitz dazu. Man schrieb das Jahr 1263. Damals – so sagen die Urkunden – lebten die Dörfner von 51 flämischen Hufen zu je 67 Morgen Land. Inmitten des Angerdorfes lag der längliche Anger, den zwei geschlossene Gehöftreihen säumten. Hüben und drüben zogen die Straßen vor den Gehöften vorbei und vereinigten sich am Ende zum Ein- und Ausgang des Dorfes. Fußpfade durchkreuzten den Grasanger und verbanden die Häuser nachbarlich miteinander.

Ich las, ein Pfarrer Henricus sei 1269 der erste geistliche Betreuer der Bauern gewesen, der seine Gottesdienste in einer Holzkirche abgehalten, welche nach vielen Ausbesserungen und vielleicht auch nach Neubauten bis 1800 gestanden hat. Dann wuchs an ihrer Stelle ein eingewölbtes Gotteshaus, St. Martini, ein Steinhaus in guten Maßen, empor.

Die Dorfanlage hat im Laufe der Jahrhunderte durch Bebauung des Angers, Neubauten für Schule, Handwerker und Kaufleute ihr altes Gesicht verwischt. Den freien Bauern und auch dem Kloster gingen bei der Feldbestellung schon im 13. Jahrhundert „Freigärtner“ an die Hand, freie Leute, die selbst Haus und Acker besaßen und mit geregelten Dienstleistungen sich an den Schulzen, Pfarrer, an freie Großbauern oder ans Kloster verdingten. Eine Breslauer Designation des Schulgeldes von 1768, die mir kürzlich in die Hand fiel, verteilt

das von den Gemeinden zu „erlegende, fixierte Schulgeld“ gestaffelt an Bauern, Gärtner, Häusler und Einlieger. Diese bauernständige Ordnung ist aus der Raudener Sterbeurkunde meines 1832 geborenen Großvaters noch ersichtlich, in welcher sein Vater und er als Ackergärtner bezeichnet sind, deren 70 Morgen großer Hof auf einen solchen alten Gärtnerbesitz zurückgeht. Später hatten Mühe und Fleiß Wald und Weideland, kleine Äcker und schließlich auch eine Wassermühle hinzugewonnen. Diese klapperte an der Kreuzung der Waldstraße von Rauden nach Kieferstädtel mit dem Fließchen Bierau (Birawka). Unweit von ihr, im Straßendorf Althammer, hat später Großvaters Tochter, Tante Katharina, einen Bauern geheiratet.

In diesem Dorf und Landstrich lebten meine Vorfahren als Ackergärtner, und indem ich dieses niederschreibe, wird wieder in einem Winkel des Herzens der alte Wunsch lebendig, in jenem Winkel der Welt einige Sommertage zu erleben.

Die hohe Gestalt meines Großvaters, aus dessen wetterhartem Gesicht zwei blaue Augen blitzten, ist mir gut in Erinnerung geblieben, obschon ich ihm nur ein einziges Mal bewußt begegnet bin. Zwischen uns beiden spielte sich eine kurze, stumme Szene ab. Er stand in der Tür seiner Auszüglerwohnung, dessen Türholzrahmen seine aufragende Gestalt zu sprengen schien. Sein heller Schopf berührte den Türsturz. Schweigend und lange schaute der Vierundachtzigjährige mich zehn Jahre alten Jungen an, als wolle er sich seines Enkels vergewissern. Stumm drückte er mir eins jener 25-Pfennig-Stücke in die Hand, die damals im Umlauf waren, wendete sich, auf seinen Krückstock gestützt, und der Schatten seiner kleinen Wohnung verschluckte ihn. Ich war verwundert stehen geblieben. Dieser große Mann ist also der Großvater, dachte ich; denn ich hatte noch keinen Großvater gesehen. Es war dies die einzige Begegnung. Nach zwei Jahren war er tot.

Als ich später von meiner Mutter und den viel älteren Kusinen mehr über ihn erfuhr, schaute ich in das reiche und vielgestaltige Leben eines Menschen, der den Rahmen seines kleinbäuerlichen Daseins kraftvoll geweitet hatte. Als Siebenundzwanzig-Jähriger hatte er sich seine Frau, eine Bauerntochter, aus dem erwähnten Dorf Stodoll geholt.

Stodoll, 1258 urkundlich erwähnt, liegt eine Stunde von Rauden und Stanitz gegen Mittag an der Ruda. Den Mönchen gefiel offenbar die idyllische Waldlage des Dorfes am Fluß. 1736 bauten sie sich dort ein „massives Schlößchen“, das ihnen größere Ruhe, Erholung und für die Kranken einen besseren Genesungsaufenthalt bot als der lärmig-emsige Tagesablauf in den Wirtschaftsgebäuden des Conventes und das Kommen und Gehen der Bauern, das Hof, Speicher, Buchhalterei und Schreibstuben mit Unruhe erfüllte; 1774 bauten sie es

für gewandelte Bedürfnisse um und ließen es durch den italienischen Maler Franz Anton Sebastini, der im Kloster den größeren Tafelsaal ausgemalt hatte, mit Farben und Stuckornamenten schmücken. Der Geschichtsschreiber merkt an, daß im Dorf schon 1558 ein „Eisenwerk“ in Betrieb gewesen, das 1641 erweitert wurde, und daß man dort 1747 einen Hochofen und zwei „Frischfeuer“ am Brennen hielt, denen sich 1770 Pottasche- und Teer-Siedereien angliederten. Gleichwohl zählte dieses Dorf im Jahre 1940 nicht mehr als 589 Einwohner.

Aus ihrem väterlichen Haus ging die Bauerntochter Johanna Konkoll allsonntäglich nach Rauden zum Gottesdienst. Oder sie fuhr unter den Uferbäumen im Kahn auf dem Flößchen zur Kirche, das nicht weit von ihr vorbeizieht? Dort mag sie meinem Großvater im oder nach dem Gottesdienst, – in jenen bauerngeschlechtlich so wichtigen Stunden, in denen sich Freizeitliches, Geschäftliches, Freundschaftsbegegnungen und Gedankenaustausch lebendig mischten, begegnet sein. Denn an den großen Feiertagen pilgerten nicht nur die Stanitzer, sondern auch die Familien aus Klein-Rauden, Bergwalde und Rodenbach zum Kloster hinaus.

Großmutter Johanna hatte eine Schwester, welche einem freunden Jungbauern einen Korb gegeben, weil dieser, ein sehr sparsamer Mann, in seinem künftigen Haushalt keinen Kuchen backen lassen wollte; als aber im Laufe manchen Monats kein anderer Freier mehr erschien, willigte sie schließlich in ihre kuchenlose Zukunft ein. An ihr hatte der Bauer eine gute Wahl getroffen. Sie erwirtschaftete aus dem kargen Haushalt manch harten Taler, so daß er, nun endlich überzeugt von ihrer Tüchtigkeit, ihr jetzt in Haus und Hof freien Lauf ließ. Das mag spät genug gewesen sein, denn mein Vater erzählte, daß er in den achtziger Jahren als Junge oft durch den Raudener Wald zur Tante ziehen mußte. An seiner Hand pendelte der säuberlich ins Tuch geknüpft Festrags-Streuselkuchen, so daß sich die Streusel bald brüderlich auf dem Grunde des Tüchleins zusammenfanden. Er gestand, daß ihn dieser Zustand keineswegs berührt habe, weil ihm der dunkle Waldweg, der einsame Heimgang und die verlorene Zeit für das Lesen unterwegs schwer im Magen gelegen habe. Sie aber, die kuchengeschädigte Tante, ist viele Jahre nach dem Tode ihres Mannes in ärmlichen Verhältnissen uralt auf Stroh gestorben.

Ihre Schwester Johanna, meine Großmutter, hatte offene Augen, als sie zur Werbung meines Großvaters ohne zu zögern ja sagte und nach Stanitz zog. Hier fand sie ein Haus vor, daß die kleinen, etwas behäbigen Maße eines Gärtner-Wohn-Stall-Hauses aufwies, in dem Menschen und Tiere unter einem Dach vereint waren. Mit Remise, Scheune und Tor bildete es ein Vierseit-Gehöft, das nicht mit dem stattlichen Aussehen eines Großbauernhofes prangte, aber als eine

selbständige Lebens- und Wohneinheit seinen festen Platz in der Welt behauptete. Der Brunnen neben dem Hause und der Misthaufen vor dem Stall warteten greifnah am rechten Platz.

Hier lebte der Großvater mit seiner Frau und fünf Kindern, und hier habe ich, als die Großeltern Auszügler geworden und auf ihrem Altenteil lebten, als kleiner Junge fremdartig schöne Ferientage verlebt. Ein Aquarell, das ich später zur Erinnerung an Haus und Hof gemalt habe, und die Bilder, die wir von ihnen und den Großeltern besaßen, sind in Breslau in den Phosphorflammen eines Luftangriffs verbrannt.

Der Großvater bestellte die Felder jahrein, jahraus gründlich und sachkundig. Was er anfaßte, führte er sauber zuende, was er tat, glückte. Aber, lag es in seinem Blut oder waren es die stolzen Kürassierjahre, die ihn kein Genügen an bloßer Feldarbeit finden ließen? Das Stückchen Wald, das zu seinem Besitztum gehörte, weitet sich in seinen Träumen zu einem endlosen Forst, in dem er, der geborene Jäger, jagen könnte. Er mehrt das Geld im Kasten und kauft sich ein großes Waldstück dazu, aber auch hier findet sein Jagdeifer schnell seine eigenen Grenzen. Es zieht ihn weiter hinein in fremdes Gebiet, er wird gestellt und landet als Wilddieb im Gefängnis. Als er nach wenigen Monaten wieder hinter dem Pfluge hergeht, ist sein bäurisches Freiheitsgefühl und seine Jagdleidenschaft und sein gegen herrschaftlich gesetzte Grenzen aufbegehrender Sinn ungebrochen, – aber in den leidenschaftlichen Wunsch, doch noch Jäger zu werden, willigt das Leben nicht ein. Grimmig setzt er seiner Frau einen gebratenen Junghasen vor und legt nach der Mahlzeit einen Eichhörnchenschwanz um ihren Teller: „Da haste auch den Schwanz dazu.“ Er fängt Iltisse in ausgelegten Eisen und steckt für die Felle gute Taler eines Gleiwitzer Juden in die Tasche, aus der sie in den Sparsack wandern. Er züchtet Rosen im Garten hinter dem Haus und nochmals Rosen, und Kusine Gertrud aus Gleiwitz ruft aus: O Jesus, ich sag dir, da wahn Rosen bis nach hinten! Er säumt den Gartenzaun mit Bienenkörben und geht behutsam mit deren Völkern um, und mein Vater muß auf einem Schubkarren einen großen Bunzeltopf voll mit goldnem Honig durch den Wald zur Tante nach Althammer fahren und während dieser mühsamen Fahrt entsetzt feststellen, daß sich ein dünner Riß in der Glasur langsam und unaufhaltsam zu fingerbreitem Spalt erweitert, so daß er den Karren in tausend Ängsten blindlings über Wurzeln und Steine vorwärtsstößt, eine Honigspur auf der Waldstraße hinterläßt und mit halbem Topf den Hof erreicht. Der tüchtige Imker aber bringt den schweren Ertrag selbst auf dem Wagen nach Gleiwitz ins Delikateß-Geschäft Kodron. Er wendet sich der Obstzucht zu, hat hierbei eine behutsame Hand, okuliert, pflanzt und erntet. Goldreinetten, Winterparmänen und Berga-

motten füllen die Körbe. Er gräbt auf dem Hof einen Keller, lagert die Früchte auf Holzgestellen, meidet ein Nebeneinanderliegen früh- und spätreifer Sorten, durchlüftet den Lagerraum und spannt in der Vorweihnachtszeit die Pferde an, die auf dem Hofe stampfen, und die obstbeladene Fuhr fährt knarrend gen Gleiwitz. Taler um Taler wandert in den Strumpf, und es ist sein Stolz, jeder seiner vier Töchter ein Haus oder dessen Geldwert in die Ehe mitgeben zu können. Er selbst ist genügsam, steckt sich ein Käsebrot in die Tasche und kutschiert gen Breslau, um für die Bauern im Dorf das einzukaufen, was es seiner Meinung nach weder in Gleiwitz, Ratibor noch sonstwo in der Nähe gibt, in Wirklichkeit aber, um ein Stück Abenteuerlust auf der Fahrt durch Feld und Wald, Dorf und Stadt zu befriedigen. Unternehmungssinn, Arbeitskraft, Freude, seine eigne Enge abzustreifen, gemischt mit einem realem Sinn für das Notwendige, – das bestimmt sein Leben.

Mehrere Male im Jahr weckt er nachts seinen halbwüchsigen Sohn, meinen Vater, um von ihm, dem Schlaftrunkenen und Frierenden, der vorn auf dem Wagenbrett Platz nahm, durch Wald und Nacht ins Kohlenrevier begleitet zu werden, wo Kohlen gefaßt werden. Mein Vater hat nicht viel aus seiner Jugend berichtet, aber jene Fahrten sind mir aus seinen Erzählungen geheimnisvoll und gruselig in Erinnerung geblieben, – der nächtlich stille Wald, das monotone Knarren der Fuhr, das Poltern der Kohlen in dem Wagen, das karge Mahl in Gasthaus vor der Rückfahrt, dann wieder die endlose Landstraße zwischen Feldern oder Tannen, während der Gaul mit losem Zügel seinen Weg durch die blaue Nacht suchte, Vater und Sohn dicht nebeneinander und schweigend auf dem Brett saßen, bis endlich auf dem nachtdunklen Hof ausgespannt wurde, und mein Vater auf sein Lager sank. –

Der Besitz war gewachsen, die Felder trugen Frucht, die sechs Kinder wuchsen auf und halfen auf dem blühenden Hof. Er war ein lebensstüchtiger Mann, der ehemalige Kürassier, Bauer, Obst- und Rosenzüchter, Wilddieb und Jäger. Haus und Hof lagen sauber geordnet inmitten des Raudener Landes, und die Sonne wanderte am Himmel, als müsse sie immer auf einen solchen Segen herabschauen. Er war 32 Jahre alt, als die Preußen die Düppeler Schanzen stürmten. Zwei Jahre später wurde ihm sein Sohn Joseph, mein Vater, geboren. Als der Fünfjährige in Garten und Scheune herumkriecht und sich mit dem Hofhund herumbalgt, ruft Bismarck im Spiegelsaal von Versailles das Deutsche Reich aus. Im Hause helfen vier Schwestern, der Großvater schaltet kraftvoll auf Acker und Hof, und in den Jahren, da das Reich stark und satt wird, der Schlußpunkt unter die Ära des eisernen Kanzlers gesetzt wird und ein neues Zeitalter sich ankündigt, verlassen drei Schwestern, Katharina, Eleonore und Fran-

ziska, mit stattlicher Mitgift ausgestattet, den väterlichen Hof und schwärmen zu ihren Männern ins oberschlesische Land aus. Das neue Jahrhundert mit dem letzten Hohenzollern war heraufgekommen, als der Großvater seine letzten Ackerfurchen zog und im Herbst die Früchte des Jahres noch einmal auf die Holzlatten des Obstkellers legte. Sein Lebensgeschäft war beendet, er übergab seiner ältesten Tochter Carola, die einen Bauern namens Tausewald geheiratet hatte, den Hof und zog mit seiner Frau Johanna in die beiden kleinen Auszüglerstuben.

Nach fünfzigjähriger Ehe stämpfte der Alte mit seinen vierundachtzig Jahren Lebenserfahrung ein letztes Mal über seine noch vereisten Märzweiden, um im Kloster seine goldene Hochzeit aufzubieten. Europa steht jetzt in Flammen, und nach dem großen Morden des Ersten Weltkrieges und dem Ende des Kaiserreiches erlöscht auch Großvaters Lebensflamme. Man fand ihn mit gebrochenen Beinen im letzten Eis des Winters, legt ihn in seinen Bettkasten, und die goldene Hochzeit findet ohne ihn im Gasthaus Raudens statt, in dem heut eine polnische Bar ihre Beatschlager laufen läßt. Aber ein letzter Glanz – so würde er gesagt haben – geht noch einmal in seinem Leben auf, als die Herzogin von Ratibor, deren Geschlecht fast genau 100 Jahre im umgebauten Conventsgebäude des Klosters seßhaft ist, im Wagen vor dem Altenteil des Hofes hält und ihn an seinem Festtage eigenhändig pflegt und bedient.

Noch zwei Jahre liegt er, trinkt täglich „zur Buße“ bitteren Absud des Tausendguldenkrauts und stirbt im letzten Hungerkriegsjahr, als das kaiserliche Deutschland und das Geschlecht der Hohenzollern aus der europäischen Staatsgeschichte schwinden. Seine Frau hat noch drei Jahre im winzigen Anbau einsam am Rand des Lebens gewohnt. Ich habe von ihr kein Bild und keine Erinnerung, weil ihr das Schicksal uralte gewordener Menschen beschieden war, als Dreiundachtzigjährige fast vergessen, unsichtbar und überzählig in ihrem Altenteil zu hausen. Hatte der Tod des alten Bauern in den Augen der Tochter Carola schon zu lange auf sich warten lassen, so daß ihr Verhalten ihre Gleiwitzer Schwestern veranlaßte, sich zureichender um die beiden Alten zu sorgen, und nach dem Tode des Großvaters mag um die allein Zurückgebliebene noch mehr Einsamkeit gelegen haben. Ich habe sie nie gesehen. Die Gleiwitzer erzählen, daß in den vor die Tür gestellten Essens- und Teetopf bisweilen erst die Katze ihren Kopf gesteckt habe, ehe die zitternde Hand der Alten nach ihm griff. Sie sei eine fromme Frau gewesen, habe manchem durchziehenden Wanderer ohne viel Worte Nachtmahl und Bleibe gewährt, die sommers aushelfenden Feldarbeiter, die aus dem Österreichischen herübergekommen, gütig als ihresgleichen behandelt und auf dem Kirchgang vom Haus bis zum Eintritt ins

Gotteshaus halblaut und in sich selbst ganz versunken gebetet. „Einmal habe ich“, so berichtete noch zu ihren Lebzeiten Kusine Micke aus Gleiwitz, „die Großmutter nach Althammer begleitet, wo sie ihre Tochter Katharina besuchen wollte. Die Großmutter ist betend durch den Wald gezogen und hat mich kleines Ding mit keinem Sterbenswörtchen bedacht, so daß ich vor lauter Angst am Ende in Schluchten ausbrach.“ So ist diese fromme Frau auch fromm gestorben, und ihr Körper ist neben ihrem Mann auf dem Friedhof längst zu Staub zerfallen.

Ich war dabei, als die Bauern meinen Großvater in die Grube senkten. Mir ist das Stück Erde an der Südwand der weiß gekalkten Friedhofsmauer noch gut in Erinnerung, in dem seine Gebeine im Laufe eines halben Jahrhunderts wieder Staub wurden. Ich war zwölf Jahre alt, und es war die erste Beerdigung, die ich staunend miterlebte. Ich meine noch die harten und schweigsamen Gesichter der feierlich gekleideten Bauern vor mir zu haben, so wie ich sie später auf dem berühmten Gemälde Courbets, dem „Begräbnis von Ornans“, das Grab umstehen sah. Jenes Bild verwandelte sich mir später in die wahrheitsgetreue Darstellung von Großvaters Beerdigung. Auch etwas anderes haftet in meiner Erinnerung: mich umströmte in der bäuerlichen Dorfkirche eine klare, helle und freundliche Atmosphäre, die auf mich belebender und erhebender wirkte als der Innenraum unseres neuromanischen Gotteshauses im Industriedorf. Mir war, als ginge ein gesunder, starker Atem durch diese große, feierliche Stube, als die ich den Kirchenraum empfand. Vielleicht sind mir seit jener Stunde schlichte Dorfkirchen wie freundliche Wohnräume erschienen, in denen man dem Herrgott persönlich näher sein konnte als in den prächtigen Gotteshäusern der Stadt. Die reine Luft, die in Stanitz durch das offene Fenster ins Schiff floß, kam nicht über die Hochöfen oder Kokereien unserer Industrielandschaft gezogen, sie war über die Oderwälder, Äcker und Wiesen geweht. Die Schlichtheit der getünchten Wände, die Einfachheit der wenigen Holzfiguren und besonders das alte, kantige Gestühl, die Bänke aus reinem, maserigen Holz, darauf man nur aufrecht und gesammelt sitzen konnte, die kleinen Täfelchen, auf denen die Bankinsassen mit ihren Namen in knorriger Schrift Sitzrecht und Zugehörigkeit zum Gotteshaus bekundeten, – das rührte mich stark an, und mir war, als gehöre auch ich dorthin und könne fraglos in einem solchen Raum ohne Scheu und aus Herzenslust mit dem Herrgott sprechen.

Das Gotteshaus öffnete gegen Sonnenuntergang seine große Tür. Im Langhaus waren wie in mancher Kirche des Umkreises zwei Joche zu einem einheitlichen Raum zusammengezogen. In dieser Landschaft hatten sich trotz der Einverleibung in den preußischen Be-

reich die künstlerischen Beziehungen zu den Habsburgern, d. h. hier zum späten Barock, länger erhalten als im nördlichen Schlesien, wo man sich dem kühleren, preußisch protestantischen Klassizismus zuwandte. Die religiöse Überlieferung des katholischen Landes haftete tief im Volk, und die kleinen Bau- und Maurermeister hielten am volkstümlichen Grundcharakter fest, so daß auch die Stanitzer Kirche ein barockes Gepräge erhielt, obschon erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erbaut (1801–03).

In ihrem Schatten liegen meine Großeltern begraben. Seltsam, das Allbekannte zu denken, daß von ihnen nichts mehr übrig geblieben als Erde, und ihre letzte Stätte doch zu kennen. Heute blühen über diesem Ort die Blumen neuer Gräber. –

Es muß ein tiefer Kummer für beide Menschen gewesen sein, den Hof nicht in die Hände ihres einzigen Sohnes, meines Vaters, geben zu können. Dieser wollte „studieren und nur studieren“ und nicht davon abgehen. Am Ende gab der Großvater nach, hoffte aber, im Sohn einen Winkeladvokaten wiederzusehen, der den Bauern einen Rechtsbeistand leisten, sie im behördlichen Verkehr beraten und ihnen Briefe aufsetzen konnte. Mein Vater aber wurde Schulmeister. Vier Jahre lang zog er die Straße nach Sonnenaufgang dem Städtchen Pilchowitz (Bilchengrund) zu, eine „Schnecke“ in seiner Tasche, ein mit Zimt gewürztes Hefegebäck, um das ihn die königlich-preussischen Präparandisten beneideten. Die beiden letzten Jahre der damaligen Lehrerausbildung verbrachte er in der spartanischen Einfachheit des dortigen Seminar-Internats, um als Zwanzigjähriger sich seinem Vater als fertiger Junglehrer vorzustellen. Und damit führte ihn sein Lebensweg vom Bauerntum hinweg in eine andere Lebensordnung.

Wenn es dunkle Züge in unserer Sippe gibt, dann ist es gewiß jene seltsame, schicksalhafte Verfremdung, die später meines Vaters Familie von denen seiner Geschwister trennte. Stolz und Überheblichkeit waren seine Sache nicht. Was aber die verwandtschaftlichen Beziehungen derart gelähmt hat, daß ich von meinen vierundzwanzig Vettern und Kusinen – ich muß sie mühsam aus meinen Familienpapieren zusammensuchen – kaum zwei oder drei kannte, daß sich zwischen ihnen und uns kein Zugehörigkeitsgefühl entwickelte, welches der Verwurzelung im Lande und unter den Menschen Saft und Kraft gibt, – das habe ich nie ergründen können. Und so bin ich mit meinen Geschwistern verwandtenarm durchs Leben gegangen.

Als mein Großvater den Hof seiner ältesten Tochter übergab, schien sich die Sonne, die über dem Besitztum gestanden, in den folgenden Generationen immer mehr zu verdunkeln. Ich bin nicht oft der Kleinbahn entstiegen., die von Gleiwitz nach Ratibor durch die Wälder dampfte, und mit dem Vater den nördlichen Sandweg zum abseits

gelegenen Stanitzer Hof gepilgert. Aber in Althammer, sechs Kilometer ostwärts, waren mir auf dem Hof meiner Tante Tage beschert, die mich durch stille und große Erlebnisse aufs engste mit der Natur verbanden. Die Tante hatte einen tüchtigen Bauern und Amtsvorsteher geheiratet und war in ein Haus gezogen, das ihr Vater auf dessen Grund und Boden hatte neu bauen lassen. Später war zu diesem Besitz noch Großvaters Wassermühle hinzugekommen, die aber wegen ihrer abseitigen Lage bald wieder verkauft wurde.

Große, weite Abendhimmel auf dem Lande, schwarzer Tannicht, Bachrauschen und auf den Wiesen und alle Laute eines Bauernhofes sind in meiner Erinnerung lebendig. Ich tanzte, Mundharmonika blasend, in komischen Biegungen und grotesken Sprüngen vor Onkel und Tante, die, von der Feldarbeit müde, bereits in ihrem Bettkasten lagen; ich wehrte mich kräftig und in tausend Ängsten, mit einem Knüppel bewaffnet, gegen die scharfen Krallen eines urgewaltigen Hahnes, der wie ein böser Hofhund jeden Fremden gefährlich anließ, ihm ins Gesicht sprang und zuhieb; ich fing am Bach, welcher der Birawka zufloß, Krebse; ich malte Bildchen mit Wasserfarbe, die gewaltige Abendhimmel über noch gigantischeren Bergen zeigten, und schickte sie heim als angebliche Abbilder meiner Ferienlandschaft, für das mein Vater mir seinen Dank in dem einzigen Brief sagte, den ich je von ihm bekommen: er müsse mich loben, wundere sich aber über die himmelhohen Berge von Kieferstädtel, und meine „frisch von der Leber weg geschriebenen Zeilen“ machten ihm Freude. Weil uns manchmal kleine Dinge sehr nah am Herzen liegen, hüten wir sie vor den Blicken anderer, wohl wissend, daß sie ihnen nichts bedeuten. So ging's mir mit diesem Brief, den ich mein halbes Leben auswendig hersagen konnte, bis er mir aus den Händen kam und die Worte aus dem Sinn schwanden.

Die Tante ging unnatürlich tief gebeugt in Haus und Hof ihrer Arbeit nach. Um nicht allzu früh und derart verbogen ins Grab zu sinken, hatte sie sich einen schweren Feldstein an den Rücken gebunden, der die arbeitskrumme Bäuerin etwas gerader aufrichtete. Ich sah sie an einem Feldrain sich mühsam hochrecken, der Stein pendelte hinter ihr hin und her, und während sie ihre Hand an den schiefen Kopf hob, schaute sie in die Ferne. Oder lauschte sie – wie sie mir einmal erzählte – auch jetzt nach dem Lerchenlaut, der den Himmel erfüllte?

Sonntags fuhr sie im Bauernwagen mit den Ihren nach Kieferstädtel zum Gottesdienst, wohnte dort allen Messen bei, während Mann und Kinder längst heimgefahren waren. Träumend und betend verbrachte sie den Tag auf dem Friedhof, bis sie am Abend gebückt nach Althammer heimpilgerte. Einem kleinen Laden, den ihr unternehmender Mann im neuen Hause für sie eingerichtet hatte, konnte

die Träumerin keinen Geschmack abgewinnen, sie verstehe sich nicht „auf die Gewichte“. Sie schickte jeden Bauern, der zu ihrem Mann, dem Amtsvorsteher, kam und um eine Unterschrift oder ein Formular vorsprach, mit den Worten fort: „Ach, weißtu, komm noch mal!“ Vielleicht habe ich von ihr den unbezähmbaren Widerwillen geerbt, den mir Formulare, Bescheinigungen und Steuerklärungen bis zu meinem Tode einflößen werden.

Ich weiß nicht, wann beide starben. Das schwere Schicksal unseres Landes spiegelte sich in den Geschicken ihrer Kinder: der älteste Sohn, Richard, verbirgt sich, als die Russen ins Land dringen, mit seinem jüngeren Bruder Wilhelm und einem aus Gleiwitz geflüchteten Vetter im Stroh. Alle drei kommen in den Flammen der umgestellten Scheune um. Der dritte Sohn wird auf einem der Briefträgergänge in jenen unseligen Monaten der zwanziger Jahre, als deutsches und polnisches Wesen gegeneinander wüten und Rechtlosigkeit düster über dem Lande hängt, im Wald bei Althammer ermordet. Man entdeckt den Mörder, dem in seiner Trunkenheit ungewollte Worte entfahren, kann ihn aber nicht überführen.

So sinken die männlichen Erben dieses Hofes hin, im Hause nistet sich Unsicherheit und Hader ein, und andere Züge verdunkeln das weitere Geschick des Hofes, den wir hiermit verlassen. –

Im großelterlichen Haus aber hatte mit Tante Carola die jüngere Generation das Ruder übernommen, erst sehr spät, so daß sie und ihr Mann längst rüstig im Leben standen und sieben Kinder herangewachsen waren. Nach anderhalb Jahrzehnten eignen Schaffens zeigte sich, daß von den sechs Schwestern – deren einzigen Bruder und männlichen Hoferben der erste große Krieg hinweggerafft hatte – keine den Hof übernehmen und bewirtschaften, aber jede ihr Erbteil rasch ausgezahlt bekommen wollte. Es war, als sei ein unguter Geist in diese Generation gefahren, der ihnen Feld und Hof verleidete. War es der Beruf ihrer Männer – Handwerker und Werkmeister –, war es die Lebensunsicherheit der zwanziger Jahre oder war es die schwere Feldarbeit, unter welcher sie die Eltern, besonders ihre Mutter, so oft hatten stöhnen hören? Einer nach der anderen wurde das Erbteil ausgezahlt, Stück um Stück des Landes wurde verkauft, der Wald kam in andere Hände, des Großvaters Kennerblick für edles Obst erwarben sich die Enkel nicht, und seine Liebe und Wartung der Bienenvölker war einem realistischen rechnenden Sinn gewichen, dem auch die Schönheit von Rosen nichts bedeutete, und am Ende sah sich die jüngste Schwester, Hedwig Tausewald, und ihr Mann mit der Übernahme des Hofes ungewollt mehr vor ein Übel als vor eine Lebensaufgabe gestellt.

Und damit ist auch das letzte Kapitel des großelterlichen Hofes aufgeschlagen. Daß das Leben bisweilen erbarmungslos gerecht ist, er-

fuhr am Ende ihres arbeitsreichen Lebens jetzt auch Tante Carola von ihren eignen Kindern als schicksalhaften Ausgleich für die Behandlung, die sie ihrer eignen Mutter hatte zukommen lassen. Ein vor die Tür gestellter Essenstopf ist ein hartes Brot und ein über-gangenes und vergessenes Leben im kleinen Anbau voller Bitterkeit. Von diesem Zeitpunkt drehen sich in der Küche, auf dem Hof, im Garten und auf dem Feld die Uhrzeiger nicht mehr in gesunder Stetigkeit, die den bauerlichen Tageslauf regelt und am Laufen hält: die Zeit siecht dahin, „Aufstehn, Hedla, aufstehn, es is siebne durch!“, die Pferde wiehern hungrig im Stall, werden frei in den Garten hinausgelassen, in welchem Rosen und Bienen verwildern, Gänse und Enten alles verdrecken und längst nicht alle Bäume im Herbst leer gepflückt werden; der Obstkeller, der einstige Stolz des Großvaters, wird zugeschüttet; der Backofen bleibt ungenutzt, da der Dorfbäcker Brot und Margarine verkauft, – und über keinem Besuch lag so viel Trostlosigkeit wie über dem letzten, den ich mit meinem Bruder (gegen Ende des zweiten großen Krieges) Verwandten und Hof abstattete. Ein nasser Herbstabend gab den Rahmen für den müden, gleichgültigen Empfang, den wir bei den Vergräbten erfuhren. Wir entzogen uns bald ohne Imbiß diesem Verfall und hinterließen den Erben des Großvaters als letztes Geschenk, das in Wehmut und Ironie eingepackt war, aber wortlos angenommen wurde: unsere Fleisch- und Buttermarken. Und Kusine Gertrud aus Gleiwitz berichtet über das Ende: „Und dann kam vom Hof hier noch ein bisschen weg, da noch ein bisschen weg“, bis schließlich der blühende Hof zerteilt, zerpfückt wurde und das Haus ohne Grund und Boden da-stand. Der letzte Erbe, der im alten Gärtner-Wohn-Stallhaus ohne Vieh und Acker wohnt, dessen Scheune niedergebrannt oder ange-zündet wurde, lebt vom Brot, das er als Arbeiter in der Stadt verdient, ein Nachfahre vieler Bauerngeschlechter, für mich im Lande meiner Vorfahren unerreichbar. –

Das Kommen und Gehen der Geschlechter begleitet Unglück und Glück, Schuld und Großtat; sie treten ins Licht und fallen in den Schatten der Erde zurück.

Aus der Bergstadt Tarnowitz

Mein Vater aber wanderte als Junglehrer aus dem Raudener Land eine andere Straße, die ihm sein Lebensstern zeigte. Das Dorf Bielschowitz wird eine halbe Wegstunde nach Mittag von der jungen Klodnitz umflossen, die einen großen Bogen ausläuft, die alte Stadt Gleiwitz besucht, dem Althammer Forst nach Mitternacht ausweicht und sich bei Cosel in die Oder ergießt. In dieses Dorf zog mein Vater voller Pläne ein. Auf beiden Seiten der noch schmalen Klodnitz rauschen Wälder, aber das Dorf liegt schon am Rand jenes anderen Gebietes, das Oberschlesien seinen Reichtum spendet, nämlich die Schätze von Kohle und Erz. In den Nächten kann man im Dorf den Osthimmel erhellt sehen, den die tausend Lichter des Industriegebietes anstrahlen. Der junge Mann aus den Wäldern und Feldern stand an der Grenze beider Bereiche. Später führte ihn sein Weg tiefer hinein ins Land der Kohle, ins Beuthener Land. In der Bielschowitz Dorfschule erprobte er seine erworbenen Kenntnisse und Fähigkeiten. Ein erstes, kurzes Glück ist ihm beschieden, als er die Tochter des Lehrers Gottfried aus Knurów heiratet. Sie stirbt nach kurzer Ehe um die Jahrhundertwende. In seinen freien Sonntagen wandert der junge Frauen- und Kinderlose mit seinen unternehmungslustigen Amtsbrüdern eine Stunde ostwärts durch die Felder nach Neudorf, – und hier beginnt die Geschichte seiner und unserer Familie. In Neudorf lud eine Gartenwirtschaft, unmittelbar an der Straße gelegen, mit Gästeunterkunft, Blumenrabatten, Goldfischbrunnen und Karpfenteich zum Bleiben ein, was er mit seinen Freunden oft annimmt. Dort schaltete im Haus auch die junge Nichte des Besitzers Julius Mainka, der über tausend Morgen Land sein eigen nannte, die im damaligen russischen Polen gelegenen Steinkohlengruben gewinnbringend mit Dynamit versorgte und daselbst auch einen Kohlenschacht besaß. Mein Vater verlor sein Herz an das große, blonde Mädchen, das aus Scharley herübergekommen war und von den Leuten „Gräfin“ genannt wurde. Er, der schlicht denkende Dörfler, der Zeit seines Lebens von Lauterkeit, Rechtschaffenheit und bäurischer Einfachheit geleitet wurde, hatte sicher nicht den Reichtum ihrer Verwandten im Auge, sondern sie selbst. In den Adern der „Gräfin“ floß auch kein blaues Blut, sie war echt und schlicht oberschlesischer Herkunft, ihr Vater war Steiger. Und so trafen sich in diesen beiden Menschen die zwei Lebenswelten, die Oberschlesien das Gepräge geben: er, der Bauernsohn aus dem gerodeten Waldland, und sie, deren Sippe im Berg- und Hüttenrevier zu Hause war und aus der Bergstadt Tarnowitz stammte. Und da ihr

Onkel, der Bruder ihrer Mutter, eben jener Besitzer der Gartenwirtschaft war, ergab es sich, daß sie in Neudorf lernend und später helfend am Küchen- und am Gästetisch stand, den Milch- und Eierbereich verwaltete und in Speisekammer und Zimmer Erfahrungen aus Haus- und Landwirtschaft sammelte. Hier trafen zwei Umstände glücklich zusammen: ihre ausgesprochene Gabe zu verwalten, anzuordnen und selber zuzupacken, – sie hätte, wie ich mein Lebtag bis zu ihrem Tode staunend sah, einer „Landesmutter“ alle Ehre gemacht – und auf der anderen Seite das große Gut, die Gastwirtschaft und der Dorfkrug, beides unter einem Dach, dem die Großtante Anna, die Frau von Großonkel Julius, vorstand und ihre Nichte bis in alle Ecken und Enden des Besitzes und der Aufgaben einführte. So begann an einem der freien Sonnabend-Nachmittage die erste Annäherung zwischen beiden Menschen, die am 14. Oktober 1903 in eine große Hochzeit mündete. –

Neudorf! Der Himmel erscheint mir blauer, das Leben voll ursprünglicher Frische, ich sehe das Wasser des Fischteiches funkeln, höre auf dem großen, gepflasterten Wirtschaftshof Pferdehufe klappern, Knechte schreien und sehe Damen in langen Kleidern und halsengen Kragen sich zwischen den Büschen des blühenden Gartens bewegen; Stimmgewirr dringt von den gästebesetzten Tischen und aus der schattigen Kolonnade, aus dem Seitenflügel des Hauses das Klirren der Gläser im Dorfkrug und laute Stimmen. Hinter dem mächtigen Geviert der Stallungen dehnt sich der Garten, der mir ebenso unübersehbar erschien wie die davonlaufenden, unendlichen Felder und Wiesen. Neudorf war die Krönung meiner Kindheitsferien. Das Tummeln auf dem Althammer Besitz meiner verträumten Tante, das bäurisch Ruhige des sich stetig wiederholenden Tagesablaufs, die ersten großen Erlebnisse in der Natur, die Wunder der hohen, lautlosen Abendhimmel, – all dies schien mir in Neudorf zu größtem Glanz gesteigert. Hier schaute ich staunend in einen Garten, der zum Park geformt war und städtische Zierlichkeit zeigte. In ihm bewegten sich nicht Bauern mit ihren ruhigen, arbeitsschweren Bewegungen, sondern schön gekleidete Damen mit Herren, jene mit großen Hüten und langen Nadeln, die Hut und Haar durchstachen, diese mit „Kreissägen“ genannten Strohhüten, und ihr Gelächter hallte von der Hauswand nieder oder verlор sich im Park; ein Kellner hielt sich einen grün angezogenen Affen, der zum Gelächter der Gäste die Pfosten der Kolonnade rasend auf und ab kletterte; unter dem Stroh des feuchtkalten Eiskellers gähnten geheimnisvolle Tiefen; dem Fischteich gab ein nächtliches Ereignis abenteuerliche Anziehungskraft, als Diebe in einer Herbstnacht das Teichwasser abließen und am Morgen die Karpfen blitzend auf- und niederschnellten; einsame, verlassene Kartoffelfeuer auf nächtlichem Feld erregten die Phan-

tasie des heimgehenden Knaben; ein Süßigkeit-Automat besaß einen unwiderstehlichen Reiz, weil ich erfahren, daß ich nur eins der zahlreichen Geldstücke hineinzuworfen brauchte, die offenbar unbeachtet in der Küchentischschublade lagen, um gebrannte Mandeln und Mannabonbons hervorziehen zu können, und es war ein erregender Augenblick, wenn Tante Klara, die Schwester des Onkels, aus dem Erdgeschoßfenster der Hofseite ihre morphiumwelke Hand ausstreckte, ein Schimmel majestätisch auf sie zutrat und das Stück Zucker mit großer Zurückhaltung aufnahm; wenn Onkel Cleophas, der Bruder des Onkels und seines Zeichens ein Ingenieur, die Lichtmaschine auseinanderschraubte, ölte und wieder zusammenbaute, sie lospolterte und es im letzten Stall wieder hell wurde; wenn ich Vierjähriger auf der Landstraße nach Halemba weit und weiter in die herrliche Welt hinausstapfte, bis ich aufgegriffen und als heftig Strampelnder von meiner Weltreise mit Gewalt zurückgehalten wurde; oder wenn ein wild gewordener Ziegenbock den großen Hof von allem Lebendigen, von Vieh und Mensch, leerjagte.

Diese Zeit und Umgebung haben meinen Blick, Abenteuerhunger und mein Wissen in glücklicher Weise bereichert.

Nach dem frühen Tod von Onkel Julius wurde der weitläufige Besitz von Tante Anna bis zu jenem tragisch falschen Augenblick verwaltet, an dem sie den Hof kurz vor der großen Geldentwertung verkaufte.

Tüchtigkeit und die Gunst der Jahre hatten Onkel Julius mit seinem Dynamithandel schnell reich gemacht. Überdies flossen Einkünfte aus dem eignen Kohlschacht Sosnowitz-Niwka zu, so daß er sich mit noch nicht vierzig Lebensjahren zur Ruhe setzen konnte. In der Nähe seiner Grube lag jener politisch interessante Raum, an dem 1914 drei Kaiserreiche, Rußland, Österreich und Deutschland, zusammenstießen, die sogenannte „Dreikaiserreichsecke“. Das kleine Grenz-wasser Brinnitz, das dicht am Geburtsort meiner Mutter bei Scharley die alte deutsche Reichsgrenze bildete, wird bei Schoppinitz von einem Flößchen, der „schwarzen Przemsa“, aufgenommen; diese vereinigt sich dicht bei der Stadt Myslowitz mit ihrer Schwester, der „weißen Przemsa“ und bildet so drei Landzipfel und Gebiete, die im Schatten dreier verschiedener Grenzpfähle lagen. Auf die Tafeln hatten Schildermaler aus drei verschiedenen Staaten fast ein halbes Dutzend Adlerköpfe gemalt: den deutschen Reichsadler, den alten, golden russischen Doppeladler auf rotem Grund, den die Russen im 14. Jahrhundert von Byzanz übernommen hatten, und den ebenfalls alten habsburgisch-doppelköpfigen. So sahen sich an diesem Grenzort fünf Adler unentwegt und argwöhnisch an, als gelte es, den Einfluß der anderen zu verhindern.

Meines Onkels Weg in sein Geschäftsbereich, d. h. zu den in Russisch-

Polen gelegenen Gruben führte über die dortige Grenzbrücke. Da er sich seine Frau aus der Myslowitzer Berginspektorfamilie Werner geholt hatte, mochte er auch deren Beziehungen zu den jenseits liegenden Zechen zu seiner eigenen gemacht haben. Er war sicher gut beraten, sich die Kosaken, sowie Preußen und Östreicher für die häufigen Grenzübergänge geneigt zu halten, und so soll Onkel Julius, von dessen Söhnen einer als Korpsstudent mit Reitpferd und -knecht sagenhaftes Geld „ver“studiert hat, bevor er im Ersten Weltkrieg fiel, – nicht aus der Geschichte gehen ohne Erwähnung jener denkwürdigen Begegnung, die sich auf eben dieser Grenzbrücke zugetragen und von allen Beteiligten ihr Lebtage nicht vergessen wurde.

Weltoffen, warmherzig und gebefreudig, zu großen Unternehmungen geneigt wie zuverlässig im einzelnen, verfiel mein Onkel eines Tages auf den Gedanken, die Militärkapelle des in Neisse stationierten Ulanenregiments mit großartiger Geste zu einem Ständchen auf die Brücke zu bitten, ihnen eine noch großartigere Bezahlung anzubieten und das gesamte Bläserkorps in einem Extrazug der deutschen Reichsbahn nach Myslowitz herüberzukomplimentieren, wo dann zwischen aufgestellten Bierfässern und Tischen bei Bier, entsprechend schärferen Getränken und den Klängen preußischer Märsche eine russisch-österreichisch-deutsche Verbrüderung sich anließ, so daß der Gesang, später der Lärm und das Gröhlen einer nächtlichen Großzecherei über die fackellichterhellte Przemsa hallte. Nicht nur die abendlichen Zuschauer, die sich aus allen drei Ländern auf ihren Uferseiten eingefunden hatten, wurden von diesem einmaligen Vorgang gefesselt, auch die fünf Adlerköpfe mögen ihre starren Blicke und gewappnete Haltung für kurze Zeit aufgegeben und sich zu einem geruhsameren Nebeneinander plusternd bequemt haben.

Aber die Wünsche und Meinungen kleiner Menschengruppen besagen in unserem „Jahrhundert der Folter“ nicht viel. Das zeigten bald die Schüsse von Serajewo und das Menschenmorden des ersten großen Krieges, der auch diesen Verbrüderungsort von Deutschland abriß und von Österreich trennte, des unseligen Krieges, dem die blutigen Auseinandersetzungen in den zwanziger Jahren Oberschlesiens, der Untergang Schlesiens und die große Vertreibung folgten, so daß sich jenes in einer Sommernacht durchgeführte Bacchanal von unserer Zeit her fragwürdig und von dem 25 Kilometer entfernt liegenden Auschwitz unwirklich und gespenstisch ausnimmt.

Onkel Julius' Frau aber hat sich später für das voreilig verkaufte Haus, Gut und den Fischteich samt Park und Goldfischbrunnen einige Schachteln Streichhölzer kaufen können. Sie war für längere Zeit bei uns im Beuthener Land zu Gast und reiste bis zu ihrem Tode von Verwandten zu Verwandten. Onkel Julius aber habe Gott selig! – Dieses reichen Mannes Schwester Johanna wurde vom Steiger Josef

Jankowski in die Bergstadt Tarnowitz als Frau heimgeholt, und diese beiden sind meine Großeltern. Die Jankowskis stammen aus dem Tarnowitzer Land. In Friedrichshütte hatte sich mein Urgroßvater vom Maschinenwärter zum Maschinenmeister heraufgearbeitet und war nach Scharley gezogen. In diesem unmittelbar vor den Toren der Stadt Beuthen liegenden Dorf lebten meine Großeltern, und ihre Tochter Gertrud wurde in der Deutsch-Piekarer Wallfahrtskirche getauft. Es war meine Mutter.

Es hat etwas Rührendes, den heimatstolzen Oberschlesier bei einem Glase Bier von der Aufstellung der ersten Dampfmaschine auf dem europäischen Kontinent zu Tarnowitz reden zu hören. Dies war zwar schon am 29. Juli 1787 geschehen, aber der Tonfall des Erzählers verrät immer, daß er und ein jeder der nachfolgenden Generationen dabei gewesen sind und die Aufstellung der Wundermaschine ermöglicht haben. Mein obiger Ahn war vor 1800 Maschinenwärter am selben Ort. Sollte er also nicht . . . ? Nein, ich bewundere jenen Wirt aus Korsika, der beherzt auf sein Gasthofsschild geschrieben hatte: Das ist das einzige Hotel der Insel, in dem Napoleon nicht übernachtet hat.

Nur dunkel erinnere ich mich an meine Scharleyer Großeltern, und es sind stark verwischte, frühe Bilder, die ich noch wahrnehme. Ein nachhaltiges Gerede aber ist haften geblieben, nämlich daß mein Großvater sein Haus in Scharley kurzerhand in der Weise aufgestockt hatte, daß das vom Mauerwerk gelöste Dach mit Flaschenzügen emporgehievt und unter ihm ein neues Stockwerk hochgemauert wurde, bis die neuen Wände das alte Haupt des Hauses erreichten und ein weiträumiges, neues Übereinander für eine größere Hausgemeinschaft gebildet wurde, ein im Dorf und in der damaligen Zeit kühnes Unternehmen.

Die Großeltern starben im April und Mai 1912; es war, als hätten sie sich zu einem gemeinsamen Auszug aus dieser Welt verabredet. Ich war damals sechs Jahre alt. Ihr Grabstein mit der goldnen, alten Inschrift war bis in die sechziger Jahre noch an jener Mauer zu sehen, die damals den Kalvarienberg in Deutsch-Piekar vom Friedhof trennte oder heut noch trennt.

Mit jener Hochzeit aber, die in Scharley und in Neudorf prächtig gefeiert wurde, beginnt die Ehe meiner Eltern und damit die Geschichte unserer Familie. Mein Vater, in die Dorfschule nach Biel-schowitz versetzt, saß dort über seiner Rektoratsarbeit, über dem „Parcival“, und nach zwei Jahren führte ihn der Lebensweg mit Frau und vier Kindern, denen noch zwei folgen sollten, über Paulsdorf weiter fort von seiner heimatlichen Wald- und Feldlandschaft in das Industriegebiet, ins Beuthener Land nach Orzegow, und hier war es, wo ich meine glückliche Jugend verlebte.

Im neuen Dorf

Als die Schüsse von Serajewo, die dem trügerischen Weltfrieden ein Ende setzten, noch nicht gefallen waren; als man in unseren vier Dorfkneipen für fünf Reichspfennige noch ein Glas Bier trank, für einen weiteren Fünfer sich eine Zigarette in den Mund oder für einen Böhm ein Zehnerpäckchen „Sulima“ – oder „Dames“-Zigaretten in die Tasche steckte; als man noch mit der spitzen Stahlfeder haarstrichauf und dickstrichab schrieb und in den Gerichtsakten, Geburts- und Todesanzeigen das Jahr des Herrn 1910 eintrug, – waren wir in das Vierfamilienhaus am Ende des Dorfes gezogen.

An einem Sonnabend dieses Frühlings ließ mein Vater die Mutter und das jüngste Schwesterchen zu Hause und führte uns drei Jungen zu einem ersten Dorfrundgang aus.

Die „Gebrüder Bazzani“ – so stand ihr Name in den frischen Mörtelteig eingedrückt – hatten unter dem ersten Laub der Rüstern einen neuen Bürgersteig bis vor unser Haus gewalzt, die Gras- und Lehmhügel hinter dem Neubau waren eingeebnet und als vier Gartenstreifen vermeintlich unübersteigbar eingezäunt. Wir zogen an den Zaunlatten ins Grün der Kartoffelfelder nach Sonnenuntergang bis zu einem Schienenstrang, der einige Steinwürfe hinter dem Dorf in Richtung Mitternacht bis in die Kreisstadt Beuthen lief und nach der Mittagsseite sich durch einen Hohlweg nach Morgenroth, in unser Nachbardorf, hindurchzwängte.

Es roch frisch nach einem Frühregen, die kleinen Kolben des Timothégrases standen saftig am Rande, und zartes Rispengras flimmerte im neuen Licht des Frühjahres. An den Schienen und am Bahnwärterhaus, das dem Bahnwärter Machnik und seiner Familie Raum und Bleibe bot und wie ein einsamer Vorposten des Dorfes inmitten von Wiesen und Feldern an den Gleisen Wache hielt, machten wir halt. Dieser in den Abend führende Weg sollte in meiner Jugend die wichtigste Ausfallstraße in eine taufrische und abenteuerreiche Welt der Hügel, Bäche, Weiden und Äcker werden und in eine Weite führen, die in der Ferne an der großen Straße von Rudahammer zwar ihr Ende fand – wohin unsere Kinderfüße nie hinfanden –, die uns aber voller Wunder und von einer Grenzenlosigkeit erschien wie der unendliche Himmel mit seinen Sternentiefen.

Junge Burschen, Buxen, kamen uns aus den Wiesen entgegen. Sie trugen Huflattichblüten an ihren Hüten, das erste Zeichen, daß der Frühling ins Land gezogen war. An Hecken, Gärten, Feldrainen und Lehmhalden, an warmen Hängen und Lehnen unserer Landschaft

streckten sich im Frühjahr die goldgelben Blüten überall der Sonne entgegen und leuchteten unserem Blick schon von weitem auf. Die anspruchslose Blüte war so recht die Frühlingsblüte unserer Heimat, und feuchte Märzäcker und Huflattichblüten gehörten untrennbar zur Frühlingslandschaft des Dorfes.

Die Jungen waren vorbeigezogen. Während in den kleinen Gärten vor dem Dorf Gestalten ihre Bohnenstangen in die Erde steckten, Beete umgruben, mit Harke und Rechen hantierten, während Kinder Ziegen auf die Feldraine und Wiesen zum Grasens führten, trippelten wir den schmalen Pfad nach Süden entlang, so im Bogen das Dorf umkreisend.

Vergessen und nesselüberwuchert rostete ein Stapel alter Schienen am Weg, ein Friedhof ausgedienter Veteranen neben den jungen Gleisen, die blitzend neben uns herzogen und in die Welt hinausliefen. Viele Jahre sah ich das sperrige Hindernis am Wege zum Bahnhof liegen, ein bleibendes Denkmal rostenden Eisens, und als ich, älter geworden, den Zeichenstift zu gebrauchen lernte, saß ich auf dem kühlen Eisengestänge und zeichnete das Bahnwärterhaus, aus dem mir Frau Machnik einst einen roten Apfel gereicht hatte. Quecke, weiche Tresse und Rohrglanzgras streiften unsere Füße, und bald teilte sich neben uns der durchs Land laufende Schienenstrang, und eine Abzweigung umfaßte in großem Bogen von Mitternacht her das Dorf und glitt hinein in die Gräflisch Schaffgotsche Kokerei und das Grubengelände vom St.-Gotthard-Schacht. Auf diesem Schienenweg, – von unseren Fenstern gut zu sehen und zu hören – ratterten tagaus, tagein die leeren Wagen ins Grubengelände und kamen beladen mit Nußkohlen, Brechkoks, Hartpech, Ammoniak und Benzol wieder heraus, um in die Weite zu fahren. Uns scherte das wenig, aber später, wenn irgendwo das Geräusch von in die Ferne fahrenden Zügen aufklang, mischte sich mein Lebtage lang etwas Heimatliches in das verebbende Geräusch.

Wir zogen im Gänsemarsch hinter dem Vater und überquerten bald ein kleines Rinnsal, wie es in unserer Landschaft häufig anzutreffen ist; es suchte sich unter dem Bahndamm, auf welchen die Schienen inzwischen aufgelaufen waren, seinen Weg ins Weite. Das vom Dorf kommende Wässerchen hat uns niemals zu einem Fußbad oder Planschen eingeladen; mürrisch und grau gurgelte es vorüber. Entzückt bückten wir uns über einen Sonnenfleck von Huflattichblüten, fingerten rasch Blütenköpfe zusammen und stolperten mit einer kleinen Sonne in den Händen dem Vater nach, der die höher gelegene Eisenbahnbrücke erstiegen hatte und uns, aufs Eisengeländer gestützt, lächelnd erwartete. Hierher führte eine vom Dorf kommende Straße und über die Brücke weiter nach der Karls-Kolonie – in unserer Sprache „Kalbs-Kolonie“ genannt – und noch weiter nach Ruda.

Wir drehten die Köpfe im weiten, freien Blick zum Dorf zurück, das sich inmitten der aufgrünenden Felder im Frühjahrslicht darbot. Im Norden rauchte der Kokereischornstein, ragte die Benzolfabrik in die Luft, spielten flirrend die Räder der Fördertürme des Gotthard-schachtes, um beide Kirchtürme mit ihren flachen Pyramiden-Dächern sammelten sich einträchtig die roten Ziegelhäuser, und an deren Fü-ßen schmiegt sich kleine Gärten mit blühenden Apfelbäumen und Ackerstreifen. Ich meine den Duft der ausbrechenden Lebenskräfte von Keim, Pflanze und Blüte aus den Frühjahren meiner Jugend noch in der Nase zu haben.

„Dort im letzten Haus des Dorfes“, sagte der Vater, „dort wohnen wir jetzt“. Später habe ich viele Male auf der Brücke gestanden. An jedem Sommermorgen, der uns durch die Felder zum Schulzug führte, – unmittelbar vor dem Brückengestänge verschnaufte er zu kurzem Halt – und an jedem Wintertage, der uns nach dem städtischen Schulvormittag aus dem Zug holte, habe ich von dort oben Kirche und Grubendorf Orzegow sich aus den Feldern erheben sehen und in dieser Gestalt als mein Heimatdorf unverwischbar in meine Seele aufgenommen. Fünf Jahre bin ich Tag um Tag die vierzig Holzstufen zum kleinen Bahnhof hinuntergestiegen, –gehastet, –getrippelt und –gesprungen und habe beim Hinunter meine Rechte und beim Hinauf meine Linke über das rostige Geländer gleiten lassen; denn merkwürdigerweise haben sich meine Hände nur mit der dorfwärts liegenden Eisenbrüstung angefreundet und die andere als fremd und kalt nie berührt. Ich habe diese Treppe geliebt. Sie war mit ihren eichenen Eisenbahnschwellen-Stufen, den schwarzen, vielgliedrigen Winkelverstrebrungen und mit ihrem mittleren Verschnauf-Treppenabsatz ein unverkennbares Gebilde des eisenverarbeitenden 19. Jahrhunderts. Sie machte, daß ich mich mein Lebtag von großen Treppen angezogen fühlte, und das Treffen der beiden Königinnen aus der Siegfriedsage, die in schicksalschwerem Augenblick auf der Freitreppe des Domes vor einander stehen blieben, – die phantasie-reichen Barocktreppen der italienischen Malerei, insbesondere die gespenstischen, grauenerregenden Treppen der „Carceri“ von Piranesi verknüpfe ich auch heute noch mit unserer alten Eisenbahnbrückentreppe. Das Halbdunkel unter ihr und in der dahinterliegenden Grabenböschung des Schienenhohlweges war für mich voll Geheimnis, als führten geheime Treppenwege ins lauernde Dunkel, als verlören sie sich in undurchdringlicher Schwärze oder als zögen sie hin zu anderen, viel gefährlicheren Stiegen in unabsehbarem Auf und Ab, ein seltsames Labyrinth für dunkle Begegnungen. Die Treppe schien mir als ein besonderer Schauplatz menschlicher Begegnungen und Abschiede, auf dem es schicksalkaft zuzug, deren Stufen Treff- und Wendepunkte entgegengesetzter Lebenswege wa-

ren, auf denen es neben freundlichem Wiedersehen auch ein unwiderrufliches Vorbeigehen gab. –

Das, was wir mundvoll Bahnhof nannten, war in Wahrheit ein kleiner Haltepunkt für die Züglein von fünf, sechs alten Personenwagen aus den Kindertagen des deutschen Eisenbahnbaues, die von einer kleinen, im Dienst ergrauten, aber glänzend geputzten Tenderlok gezogen wurden und welche willig und preußisch pünktlich ihren Hin- und Herverkehr zwischen Beuthen und Morgenroth versah und zur Werktagsausstattung der damals noch geruhsamen Verkehrswelt gehörte. Naive Kinder- oder Witzzeichnungen von Oldtimer-Loks geben, bis auf die letzte Niete genau, ihr treuherziges Gemisch von Erbarmungswürdigkeit und Reparaturbedürftigkeit, von Bange-machen und Altersschwäche wieder. Gleichwohl! Der Zug samt Lok war unser und führte uns sechs Kilometer weiter, und das hieß in die weite Welt!

Ich winke dir einen Gruß durchs Jahrhundert zurück, kleines Züglein mit unserem Schülerwagen, dem „Kasten“, der als ausgedientes Wrack beflissen und brav hinter dem Packwagen als Anhängsel dem Zug nachrasselte und uns, das lose Buxenvölkchen, alltäglich und allgeduldig zur Stadtschule beförderte! Ich grüße auch beide Abteile, das letzte und vorletzte, in denen wir uns fröhlich und den Kopf voller Schnurren breit machten! Wo seid ihr, Freunde des vorletzten Abteils, die ihr als unbändige, harmlos-gefährliche Kumpanei jener Landschaft nordwärts fuhr, um täglich eine löcherige Jungenhosentasche voll Wissen und vielleicht auch ein Quent Bildung ins Dorf heimzubringen? –

Ein bescheidenes Zugabfertigungshäuschen mit einem noch winzigeren, gedielten und sauberen Vor- und Schalterraum, ein kiesbestreuter, einen Steinwurf langer Bahnsteig mit erhöhter Kante, eines jener einfallsreich gebauten Abortgebilde, das man aus geteerten Blechwänden zusammenzustellen pflegte und „Bedürfnisanstalt“ nannte (wohin wie uns kaum verirrten, weil es dort stehend roch und wir eine Befreiung von Überflüssigem in freier Natur vorzogen; innen stand auf einem Täfelchen die höfliche Aufforderung: man bittet, vor dem Heraustreten die Kleider ordnen. Punkt. Treffender wäre gewesen: Hosen zu! Ausrufungszeichen), und am Ende des Steiges eine Art Schuppen, der eigentlich ein abgetakelter Güterwagen war und dort seine letzten, von uns nie wahrgenommenen Dienste tat, – das war unser Bahnhof, zu dem das Grün der Wiesen und Felder heranwogte. Es gehörte uns, dieses Bahnhöfchen, die wir uns in Sonne, Regen und Schnee auf dem Steige tummelten, bis der Zug aus dem Hohlweg einlief, von hoher Brücke ein heller Pfiff aus dem befangenen Mund von Ernst Paris, eines älteren Fahrshülers, die letzten Säumigen zur Eile heranrief, die Türen zuknallten und der

Zug sich prustend in Bewegung setzte oder wir nach getaner oder nicht getaner Schularbeit mittags auf den heimatlichen Bahnsteigkies sprangen. Daß auf diesen Fahrten der stattliche Sohn des Dorfbürgermeisters sich morgens von meinem Bruder die Hausaufgaben abschreiben ließ; daß die „Großen“, die älteren Schüler, das letzte Abteil des Zuges als ihr alleiniges Heiligtum ansahen, mit Zigarettenqualm rauchopfernd einnebelten, so daß eine Rauchfahne aus den offenen Fenstern hinter dem Zug einherwehte; daß sie den von uns Kleinen, der sich in tragischer Verwechslung in ihr Abteil verirrt, mit hartem Griff übers Knie legten und mitleidslos die Hosenwölbung planklopften; daß wir Heini Schindler, den Arztsohn, lauthals auslachten, weil er einem schönen Mädchen namens Mattel gut war; daß wir vom Zug und Bahndamm auf das Iserbachtal und in den Morgenglanz eines jeden neuen Frühlings hinabsahen, – wie könnte ich dies alles vergessen! –

„Dort liegt die Koksanstalt mit dem Kohlenturm und der Benzolfabrik“, sagte der Vater, „im Turm zermahlen Maschinen die Kohle zu Staub, der dann in vielen Öfen zu Koks gebrannt wird, und da, wo der Dampf hochsteigt, steht das Kesselhaus, in dem man in großen Kesseln Wasser in Dampf verwandelt und an viele Stellen leitet, wo man ihn braucht“. Wir blickten zur fernen Dampfsäule hin, die als weiße Fahne im Blau des Himmels wehte, und ich wußte damals noch nicht, daß ich später in unmittelbarer Nähe des dampfenden Rohres in Schmiede und Reparaturwerkstatt der Kokerei als junger Arbeiter meinen Platz an der Feilbank haben würde. Das Tag und Nacht gehende, friedliche Geräusch des ausgestoßenen Dampfes, ihr ewiger, ruhiger Rhythmus drang bis an unser Haus wie eine sanfte Musik, zog abends durch die offenen Fenster und begleitete uns in den Schlaf. Diese kleine, durch unsere Jahre wehende Dampfsäule stand über unserer Welt wie der lebendige Atem eines Wesens, das uns nimmermüde bewachte und beschützte. –

„Schaut mal dorthin“, sagte der Vater, – unser kleines Menschenzüglein aus Vater-Lok und drei kleinen Anhängern hatte sich dorfwärts in Bewegung gesetzt –, „dieses helle Gebäude ist die Mädchenschule. Sie blickt etwas stolz und hebt ihr Gesicht hochnäsiger aus der Ligusterhecke über die anderen Häuser. Und in die Kirche dort drüben werden wir jeden Sonntag gehen. Sie ist dem heiligen Michael geweiht“. Seine ausgestreckte Hand senkte sich: „Nun geradeaus ins Dorf!“

Wir verließen die Brücke, und jener Morgen kommt mir in den Sinn, an dem ich zum letzten Mal dort oben gestanden bin. Es war ein Schultag wie jeder andere, aber Haß, Erbitterung und Hinterhältigkeit schwelten zu dieser Zeit der polnischen Aufstände im Lande. Wir waren morgens zum Bahnhof gezogen und hatten die Brücke

mit einer Gruppe Selbstschutzkämpfern besetzt gefunden, welche aus anderen deutschen Landen gekommen waren, um den Aufstand niederzuschlagen. Als plötzlich vom Dorf ein Schuß fiel und aufklirrend dicht neben uns an das Eisen der Brücke prellte, kniete einer der Soldaten nieder, legte sein Gewehr über das Brückengeländer und jagte zwei, drei Schüsse in einen der kleinen Gärten vor den Dorfhäusern. War es die Einbildung des Knaben, der danebenstand, oder Wahrheit, wenn ich in diesem Augenblick eine Gestalt vom Zaun oder aus den Bohnenstangen mit hochgeworfenen Armen meinte hintüberfallen zu sehen? Das kurze Wort des neben dem Schützen stehenden Kameraden aber — „der hat genug!“ —, schlug hart in mich hinein, und meine Betroffenheit, daß jetzt einer tot im Garten lag, machte mich ängstlich stumm. Wir fuhrten nicht in die Schule, der Zug war ausgeblieben, und für mich hörten die Schulfahrten ganz auf, als mein Vater inmitten der Aufstände starb. Die Brücke habe ich später nie wieder betreten. —

Die Sonne brannte heißer auf unsere Gesichter, als wir auf der Landstraße den ersten Häusern entgegen gingen. Die basaltgepflasterten Straßen meiner Heimat taten meinen Kinder- und Knabenbeinen weh. Die Chausseen nach Godullahütte, Schomberg und Beuthen haben sich in sommerlicher Hitze unter meinem nackten Fuß- oder heißen Schuhsohlen endlos gedehnt, und meinen Kinderaugen blieben die begleitenden Zitterpappeln hoffnungslos unzählbar, während die Füße Staub und Steinkanten schmerzlich spürten. Tausendmal lieber lief ich barfuß über Roggenstoppeln oder gar einen aschebestreuten Platz, worüber wir, größer geworden, kein Aufheben mehr machten.

Die ersten Häuser kamen uns entgegen. Die Huflattichblüten hingen welk in unseren Händen; wir warfen sie fort. Am Dorfeingang lag von Knäuelgras und weicher Trespe umgrünt, ein weißer Grenzstein. Dort nahm später ein zartes Verhältnis zu einem Mädchen seinen Anfang, — ein unscheinbarer Schauplatz, der sich mir tief ins Gedächtnis grub.

Einige Häuser weiter zeigte ein unübersteigbarer, stacheldrahtumwehrter Zaun, hinter dem das Anwesen des Herrn Nieslony lag, seine Zähne, als müsse er das ausgeputzte Haus diebes- und räubersicher beschützen. Wir waren keine Räuber, schritten an ihm vorüber und an einem kleinen Haus vorbei, das in der Sommerhitze an der Straße brütete. In ihm wohnte die Mutter unserer guten Marie, unseres Hausmädchens, die uns die Jugend hindurch wie eine zweite Mutter betreuen sollte. Die alte Frau habe ich in meinem Leben nie anders als feierlich dunkel angezogen gesehen. Sie verbreitete mit ihrem würdevollen Aussehen etwas Ernst-Sonntägliches. Eine lange, seidene Bluse fiel über ihren Rock, der die glänzenden Schuhe fast bedeckte.

Ihr arbeitszerfurchtes Gesicht war von einem schwarzseidenen Kopftuch gerahmt. Ich glaube auch noch ihr Gebetbuch in ihrer Hand zu sehen. So gingen die Frauen des Dorfes in feierlicher Tracht sonntags zur Kirche.

Die rotgebrannten Ziegeln der Häuser, an denen wir vorbeizogen, hatte die Sonne und eine lange Reihe von Jahren gedunkelt und braunrot gefärbt. Sie wurden in Dorf und Landschaft rasch schwarzbraun, und die unverzierte Hausform war von unverwechselbarer Schlichtheit. Ich habe sie im westfälischen Ruhrgebiet wiedergefunden, ein heimatlicher Anblick. Bescheiden in ihrem einen Stockwerk, bargen sie rechts und links vom schmalen Flur je eine Kleinstwohnung aus Stube, Kammer und Küche. Auf dem Hof nahm ein kleiner Stall die Ziege, Hühner und Kohlen nebst Winterholz auf. Maße, Material und Bauaufwand zeugten von der Ärmlichkeit der Bewohner und deren Wertschätzung seitens der Erbauer. In diesen Häusern meiner Heimat habe ich – welches es auch immer war – eine anspruchslose, aufrichtige Menschlichkeit gefunden, die allerorten im Lande den Menschen zu eigen war und diese zufriedenen, ja demütigen Menschen mit ihrer aufrechten und starken Schicksalsergebenheit ebenso geliebt wie ihre Häuser. –

„Dort hinter dem Eisenzaun und der kleinen Baumreihe auf dem Kirchhof werde ich auch einmal liegen“, sagte der Vater plötzlich und zeigte über ein Feld zum Totenacker hinüber, dessen gußeisernes Tor weit offenstand. Hinter dem Friedhof zog eine dunkle Wetterwand heran, ein leises Grollen war vernehmbar. Wir schauten im stehenden Sonnenlicht durch den Haupteingang in einen Wald von Kreuzen, überragt von einem hohen Kruzifix. Wir wußten nicht, daß der Vater die Wahrheit sagte, noch weniger, was solch ein Wort bedeutet. Zehn Jahre später bin ich hinter seinem Sarge durch jenes Tor gegangen, nachdem man auch meinen Bruder, der als Sechsjähriger neben mir hertrippelte, ein Jahr zuvor in die Grube gesenkt hatte.

„Wenn wir links einbiegen, kommen wir wieder nach Hause, aber wir wollen geradeaus weitergehen“, fuhr der Vater fort, „dorthin, zum Schulgarten“. Da lag es in flimmernder Hitze, ein großes Stück Gartenland, das die Gemeinde den Lehrern zur Nutzung überlassen hatte. „Auch wir bekommen dort einen Streifen. Es muß noch viel darauf gepflanzt werden.“ Müde schauten wir durch den Sonnenglast hinüber, und unser junges Gemüt brachte keinen aufmerkenden Blick in das Gartenmeer von Blumen, Sträuchern und Bäumen mehr auf. Aber durch meine ganze Jugend sollten alle Gerüche, Farben, Menschen und Vogelstimmen der Gartenwelt wehen.

Unser großer Garten! Welch ein Fleckchen Erde! Höre ich diese drei Worte, dann weitet sich mein Herz. Taufrische Morgen, gelbe Sonnentage und eine abendlich schweigende Landschaft werden bilder-

reich in mir lebendig. Damals war mir, als gäbe es ein glückliches Leben nur in einer solchen Gartenlandschaft. Ich weiß noch die kleine Stelle, an der ich beim leisen Emporheben eines Stachelbeerzweiges mit Herzklopfen das erste Vogelnest entdeckte, wo an der grün umrankten Gartenlaube die orangefarbenen Blüten der Feuerlilie aufflamnten, die meine Nase, welche ich tief in sie hineingesteckt, rot gepudert hatten, ohne daß ich es wußte, bis daheim alle hell auf-lachten, als ich die leuchtende Trinkernase ahnungslos in die Küche einbrachte. Oft habe ich in aller Herrgottsfrühe vor den Spargelbeeten gekniet, das Messer in die weiche Erde gestoßen und die gelben Bündel durch die noch stillen Dorstraßen heimgetragen. Andere hatten ihre Gärten freundlicher herausgeputzt, unser Garten aber trug den herrlichsten Wald von Beerensträuchern, das Laub von Birn- und Apfelbäumen orgelte über den Blumenrabatten, einem Kartoffel-äckerchen, Spargelhügeln, und unser grünes Paradies umschäumte eine weiße Welle blühender Nelken, ein schneeiger Rahmen um das liebenswerte Eiland.

Stieß ich mittags das eisenklirrende Großtor auf, von dem ein roter Kiesweg die Gartenlandschaft zerteilte, dann geschah es, daß ich über den vertrockneten und vergrasten Graben sprang und zu einem steinbedeckten Brunnen lief: dort rauschten in der Tiefe ferne Wasser. Dann lag ich in praller Sonne bäuchlings auf den warmen Stein-platten, drückte mein Ohr an die Decksteine und horchte den Ge-räuschen nach, die aus der Tiefe der Erde leise heraufquollen, und ein Wonneshauer durchlief mich, wenn ich mir ganz unten ungang-bare Räume vorstellte, durch welche die unterirdischen Wasser gur-gelten, in denen Geheimnisvolles sich vollzog, das ich nicht fassen konnte, mein Ohr aber auf rätselhafte Weise zu Boden zwang.

Die Gartenstreifen verrieten unterschiedlichen Arbeitseifer, Schön-heitssinn und manch treffliche Gartenbaukenntnisse der Besitzer. Manchmal verödete auch ein Brachfeld und lag tot zwischen Rosen und Akelei der Nachbarn, bis es sich in einem Frühjahr zum Grünen bequeme, mit Kartoffelkrätzig bedeckte und nach der Ernte wieder zur Savanne wurde. Ein Gewitzter sicherte seine Äpfel und Birnen mit einem überhohen Drahtzaun und warnte auf Tafeln, von denen ein Totenkopf herabglotzte, Diebe vor Selbstschüssen, die angeblich in Tretminen auf der Lauer lagen. Andere hatten Holzlauben auf-gebaut, grün umspinnen und verbrachten ihre Mußestunden in de-ren Halbdunkel und luftiger Gemütlichkeit. Über allen aber schien die gleiche Sonne, wehte der Märzregen, brannte die Sommerhitze und lagen die ersten Herbstfröste.

NACH EINER FROSTNACHT
VOR EINEM APFELBAUM

Als weinte er,
sinkt Blatt um Blatt.
Wer ist's, der jeweils
da und dort ihm dies geboten hat?

Ich schau und bleibe blind
in dieser Welt:
ich weiß es nicht zu sagen,
wann und wo das nächste fällt.

Und der Winter breitete über die schlafende Gartenlandschaft eine weiße Decke. —

In diesem „großen Garten“ verbrachte ich mit meinen Geschwistern lange Nachmittage, verwünschte beim Pflücken die Winzigkeit der Stachelbeeren, die Korb und Wanne nicht füllen wollten, und meinte mit einer Zwischenschicht Blättern schneller den oberen Rand zu erreichen, verwünschte die Stacheln, welche Jahr um Jahr unsere Hände zerstachen und sah in der sinkenden Sonne wehmütig den Spielnachmittag schwinden.

Hier geschah es auch am Ende unserer Gartenseligkeit, daß mein Bruder und ich unsere grünen Gefilde verteidigen mußten, als die Brandfackel des polnischen Aufstandes ins Land geworfen war und die Ordnungskraft des todwunden deutschen Reiches nicht mehr hinreichte, die wachsende Gesetzlosigkeit zu bannen. Eines Nachmittags hatten wir fremde Halbwüchsige fruchteerntend in unserem Garten angetroffen. Von einer Pistole bedroht, waren wir erregt stehen geblieben, aber zum Äußersten bereit, nicht von unserem Stück Land zu weichen, das mein Vater mit seinen Händen bebaut, an dem auch wir mitgearbeitet hatten und das fraglos uns zugehörte. Mit geschlossenen Fäusten standen wir Dreizehn- und Fünfzehnjährigen, führten einen zornigen Wortwechsel, der von uns deutsch, von jenen polnisch geführt wurde, bis der junge Anführer sich mit den Seinen zurückzog.

Das lag in unbekannter Zukunft vor uns, die wir als Kinder am Garten vorbeizogen und von den späteren Herrlichkeiten des väterlichen, gärtnerischen Fleißes noch nichts ahnten. Jetzt schauten blühende Geranien von den Fenstern des dem Garten gegenüberliegenden Hauses auf uns herab, hinten denen jenes Mädchen heranwuchs, dem ich später mit der Kraft meines jungen Herzens zugetan war und das aus meinem Leben schmerzhaft rasch geschwunden ist.

Dort am Haus zweigte die Straße in den Sonnenglast zu den Halden von Morgenroth ab, wo sich jetzt schwarze Wolken übereinander-

türmten. An jenen Morgenrother Halden bin ich als Knabe oft vorbeigelaufen. Manchmal rauchten sie wie Trümmer nach einem Luftangriff. Die Halden meiner Heimat waren Berge von Abraumschutt, Schiefergestein, Kesselhaus- und Hochofenschlacken und Kohlereuten. An deren Rand habe ich oft Menschen nach Kohlen suchen sehen. Ihre wackligen Handwagen quietschten dann, hoch beladen mit Säcken, durch die Dorfstraßen. Warme Haldenmulden zogen im Winter – so las ich in den alten Geschichten meiner Heimat – Betrunkene an, denen der Heimweg zu beschwerlich war. Mancher sei, so las ich, aus diesem Schlaf nicht mehr aufgewacht. Diese Tragödien, das wußte ich später, hatten sich in den Halden von Morgenroth zugetragen, und das Lied vom Morgenrot, das zu „frühem Tod“ leuchtete, verstärkte den unheimlichen Eindruck, den die Morgenrother Halden in mir hinterließen.

Wir wendeten der Morgenrother Landstraße und dem Gewitterhimmel den Rücken und bogen ins Dorf. Der Marktplatz, der in der Häusermitte nicht geduldet war, hatte sich hier leer und staubig am Dorfrand niedergelassen. Der Vater hob den Arm: „Seht ihr dort hinter dem Platz das riesengroße, gelbe Loch in der Erde? Das ist das ‚Bohrloch‘. Dort holen die Menschen Sand aus der Höhlung, fahren ihn zum Schacht und füllen unter der Erde die hohlen Stellen wieder auf, aus denen sie Kohle fortgeholt haben.“ Wir waren unaufmerksame Zuhörer und trippelten an den Häusern des Platzes weiter, – die als einzige dreistöckige Behausungen des Dorfes in die Höhe ragten und mit vielen Fenstern auf den Platz hinabsahen, der verlassen in der Sommerhitze schlief, aber einmal im Jahr zum „Ablaß“, dem Kirchweihfest, jung und alt zusammenrief, zu einem Wunder an Bunttheit und märchenhafter Pracht, der festlichen Überhöhung des dörflichen Alltagslebens. Nur noch das Barbara-Fest, der unübertroffene Höhepunkt des Bergmannlebens, konnte sich mit ihm messen.

Der Vater war stehen geblieben und hatte nach den dunklen Wolken gesehen. „Die Wolken ziehen ab, es gibt kein Gewitter“, sagte er, „es wird kühler, bei Morgenroth wird es gleich anfangen zu regnen“. Wir schritten an der verzierten, abweisend hohen Ziegelmauer der Pfarrei entlang, welche Pfarrgarten und Prachtgebäude des geistlichen Herren umfließ und dem würdigen Haus ein herrschaftliches Gepräge, d. h. eine Unnahbarkeit verlieh, als seien andere außerhalb der Mauer, besonders aber wir Kleinen, die jetzt barfüßig an ihr vorbeizogen, minderen Geblüts. Aber das schöne Gebäude daneben, ernst und prächtig anzuschauen mit den roten Ziegeln, hohen Fenstern und der gewichtig übergiebelten Ecke, stand offen: das Gemeindehaus, in dem Menschen ein- und ausgingen. Wir kleinen Menschlein aber wußten noch nichts von der Tätigkeit derer, die hinter den Fenstern saßen, und nichts vom Strom der Papiere und Ur-

kunden, die – dort ausgefertigt, gestempelt und bezahlt – ein Menschenleben begleiten.

„Dort wohnt der Gemeindevorsteher“, sagte der Vater, „und da ist auch schon unsere Kirche“. Wir waren in der Mitte unseres Dorfes angekommen, in der Kirche, Gemeindehaus und Kneipe ihre wichtige Stellung behaupteten. Es ging durch ein schmiedeeisernes Törchen, über einen plattenbelegten Vorplatz und drei Stufen in die Kirche. Ich fühlte mich emporgehoben, den Finger meiner Rechten ins kalte Wasser des Weihwasserbeckens getaucht und schrieb, von Vaters Hand geführt, das Kreuzzeichen auf meine Stirn: wir waren im Gotteshaus. Ich hörte unsere kindlichen Stimmen im leeren Schiff zum ersten Mal das Vaterunser sagen. Wir knieten in der ersten der leeren Bänke, der Altarraum lag dunkel vor uns, die ewige Lampe brannte ruhig ihr rotes Flämmchen, und in die Stille tropften langsam Worte, die der Vater ernst und behutsam sprach. Es war wie eine feierliche Einführung. Dort habe ich fest umrissene Glaubenswahrheiten auf den Lebensweg mitbekommen, in der Stille der Beichtnachmittage gekniet, neben der ersten Bank der Männerseite gestanden, in der mein Vater zu sitzen pflegte, die Festlichkeit der Messen bewundert, Chorgesang und Orgelspiel gehört; dort erlebte ich die Maiandachten als poesievollere Abendgesänge, und dort zog ich meinen Rücken krumm, wenn die Missionspatres auf die dicht gedrängten Menschen von der Kanzel mit großer Lautstärke herabdonnerten. –

Der sonnenstrahlende Himmel war verschwunden, als wir aus der Kirche traten. „Dort die Straße hinunter!“, sagte der Vater. Eine graue Wolkendecke überspannte den Himmel. Ein kühler Wind wehte uns an. Die Häuser standen stumm; vorübereilende Frauen zogen ihre Kopftücher fester. Eine Kneipe, deren Tür offen stand, schaute in alter Anhänglichkeit zur Kirche hinüber. „Edmund Pyka“ stand über der Tür und „Gasthaus“. Wir beachteten die Einladung nicht und stiegen die Schluchtenstraße hinunter, die ins Unterdorf führte. Linkerhand froren einige alleinstehende Häuser. In einem dieser bescheidenen Gebäude hatten wir, als wir ins Dorf kamen, eine erste Bleibe gefunden; in meinem Gedächtnis hat sich nichts davon erhalten. Der Wind zog scharf von Osten die Straße herauf und lief wild über die Gräser der eingefriedeten Böschung der anderen Straßenseite. Wir stolperten die abfallende Straße hinunter. „Hierher, Kinder“, rief der Vater uns nach, „dort gehts nach Godullahütte und zum Bohrloch. Wir müssen hier um die Ecke“. Leer stand der Fleischerladen von Meister Wurpes, drohend ragte ein dunkles Gebäude auf der anderen Seite in die Luft: die zweite der vier Dorfkneipen. Wir bogen in die Beuthener Straße ein, in die letzte der drei langen Straßen, die das Dorf in Nord-Süd-Richtung durchschneiden und auf der jetzt die ersten braunen Blätter hüpften. Ein Mann zog einen quietschenden Handwagen voll Kartoff-

feln vorbei, oben lagen Kohlköpfe, eine Frau mit dunklem Kopftuch stieß von hinten nach. Ein Kohlenwagen fuhr langsam und knarrend nach Godullahütte hinauf. Der Fuhrmann hatte den Kragen hochgeschlagen und hockte zusammengesunken auf dem Holzbrett.

Rechts in der Häuserzeile reckte sich ein höheres, zweistöckiges Haus in die Luft, das dritte, in dem uns später das Dorf eine letzte Bleibe bot. Hohe Espen, zwischen denen eine lange, hölzerne Treppe ins Oberdorf hinaufkletterte, rauschten über uns im Herbstwind. In ihrem herabgewehten Laub, das auch jetzt im beginnenden Dunkel unter unseren Füßen raschelte, hatten wir Kinder einmal unser Milchgeld verloren, waren von der sparsamen Mutter zum Suchen in den Oktoberabend hinausgeschickt worden und hatten es – welch Wunder! – beim tränenreichen Suchen auch glücklich wiedergefunden.

„Das große Haus ist die Jungenschule“, sagte der Vater, „dort werdet ihr lesen und schreiben lernen. Seht ihr die beiden Fenster oben in der Mitte? Das ist mein Zimmer, dort sitze ich jeden Tag. Das kleine, weiße Ding am linken Fenster ist ein Thermometer, und unten wohnt der Schuldiener Porada“. Wir schauten stumm zum vierstöckigen Gebäude hinauf, das uns mit seinen dunklen Fensteraugen schweigend ansah. Es sollte mir fast zum zweiten Vaterhaus werden: war doch mein Vater dort stets anwesend, an jedem Vormittag, an vielen Nachmittagen und an manchem Abend. Es war für mich der Mittelpunkt des quirlenden Schulalltags.

„Dort“, fuhr er fort und zeigte auf eine Brücke, welche die Straße überwölbte, über die gerade ein Kohlenzug rasselte, „dort der Zug fährt in die Welt. Wenn ihr durch den Tunnel geht, kommt ihr in die Höhe nach Schomberg und weiter in die große Stadt Beuthen. Wir aber gehen jetzt hier um die Schule herum, den Schulberg hinauf und geradeaus nach Hause“. Die Dunkelheit kroch aus allen Ecken, der Wind legte sich eisig um unsere Ohren, und erste Flocken tanzten um unsere Köpfe. Wir zogen die Mäntel straffer und faßten uns an den Händen. Der Vater schlug uns die Kragen hoch, und bald fiel der Schnee lautlos und schnell. Auf den Dächern und Fenstersimsen und auf den Sträuchern in Schuldieners Garten bildeten sich kleine Schneehauben, unsere Schuhe pflügten Neuschnee, vom Schulberg tönte uns Geschrei entgegen, und als wir vollends um die Ecke des Schulgartens bogen, sausten an uns schon die ersten Schlitten vorbei, voll gepackt mit schreiender Kinderfracht, beleuchtet von einer hohen, strahlenden Bogenlampe. „Auch ihr bekommt einen Schlitten“, sagte der Vater, „hierher an den Rand, sonst werden wir umgefahren!“ Schlitten an Schlitten glitt vorbei, kleine, ärmliche, aus Holzkästen selbst gezimmerte Gefährte, jauchzende Schreie mischten sich mit den Schneewirbeln, dunkel verummte Kinder zogen ihre schlichten Rutschgeräte nach oben, einige größere Jungen fuhren waghalsig auf Schlitt-

schuhen die glatte Bahn hinab: der Schulberg tönte voller Leben. „Wir wollen schneller gehen“, sagte der Vater, „wir sind bald zu Hause.“ Rechts duckten sich straßenrahmende, kleine Häuser in den Schnee, die ältesten des Dorfes. Ihre getünchten Wände waren grau, und die kleinen Vorgärten lagen verschneit. Später, als ich lesen konnte und einmal dort vorbeikam, buchstabierte ich auf einer der gekalkten Wände die Buchstaben: Es lebe das Proletariat! Ich weiß nicht mehr, was mir mein Vater auf meine Fragen geantwortet hat, aber mir war, als sei hier etwas Geheimnisvolles am Werk, und noch heute sehe ich die dunkelblaue, schräg geschriebene Schrift auf der Tünche vor mir.

Wir hatten den Schulberg erstiegen und den Hof neben uns. Zwei Birnbäume standen mit leeren Zweigen allein auf dem Platz. Später habe ich an ihren betonharten Birnen voreilig herum- und mir aus dem Mund zwei Zähne herausgebissen, bis ich noch später die Wohltat schätzen lernte, daß die Birnen, vom Schuldiener geerntet und in unseren Keller gebracht, um die Weihnachtszeit von weicher, saftiger Güte waren. Auch von der Hofseite schaute mich das Gebäude mit tausend schwarzen Augen an. Der undurchdringlich dunkle Grund der Fenster hat auf mich stets den Eindruck von erschreckender Öde und und Verlassenheit gemacht, als lauerten dahinter unbestimmbar tiefe Räume, in deren Ecken Gefahren drohten.

„Das ist die alte Mädchenschule“, sagte der Vater, als wir am gegenüberliegenden Gemäuer im Schnee weiterstampften, „und dort hinten seht ihr wieder die Kirchtürme. Wir sind so im Viereck herumgegangen. Dort den grünen Holzturm seht euch einmal an, er ist etwas Besonderes“. Wir blickten über die Straße zum Feuerwehr-Übungsturm, einem dreistöckigen, grün gestrichenen Holzbau, der sich deutlich an der Straße präsentierte. „Das ist das Spritzenhaus“, hob der Vater die Hand, „innen steht ein großer Wasserwagen mit langen Schläuchen. Hinter dem zweiten Tor stampfen Pferde. Wenn ein Haus brennt, werden die Pferde schnell angespannt, und die große Löschpumpe spritzt das Wasser ins Feuer“. Es war heller um uns geworden, und wir sahen, wie sich ein Fenster geöffnet hatte und die Frau Schikora, des Brandmeisters Frau, ihre Betten ausschüttelte. Mein Vater grüßte hinauf, und wir schritten über die schneefreien Pflastersteine der Kirchstraße, um am langen Zaun des Mädchenschulhofes vorbeizupilgern, der aus grün gestrichenen Holzlatten bestand. War es die grüne Farbe, war es die verzierte Form der Lattenspitzen oder was sonst -, daß ich diesen Zaun so mochte? Vielleicht war es der Platz selber, an den wir die langen Nachmittage bis zum Dunkelwerden gekettet waren und den wir deshalb liebten. Unzählige Stunden haben wir auf dem Platz, auf den man von unseren Fenstern herabsehen konnte, verspielt, den Schlagball

in die Luft geschlagen, den Fußball über die rote Asche oder durch die Beine des Gegners gehetzt, den Gummiball mit dem Schlagtamburin über die Schnur geschlagen und leidenschaftlich um den Siegfelless und sehe meine Augen voll Lust dem Ball ins Blau folgen. Hier am Zaun standen wir Kleinen sonntags, wenn die Großen der Männermannschaft ihre Vereinsspiele durchkämpften und von den dicht gedrängten Zaungästen beklatscht oder belacht wurden. Und hier am Zaun war es auch, als wir in der Aufstandszeit suchend an ihm entlanggingen, um die leeren Patronenhülsen aufzusammeln, welche die Selbstschutzkämpfer hinterlassen hatten. Vom Fenster aus hatten wir beobachtet, wie sie am Zaun entlangschritten, sich bückten und die Gewehre in den Anschlag legten, wie sie nach allen Seiten ihr einförmiges „Fenster zu, Straße frei!“ riefen und dann und wann in ein entferntes, offenes Fenster hineinschossen. Uns hatten sie dann am Zaun die Messinghülsen hinterlassen, Zeichen einer grausamen Zeit. –

Damals standen noch im Dorf einzelne Bauerngehöfte, zu denen eine kleine Landwirtschaft gehörte. Ein solches lag am Ende der Straße. „Das ist die Post“, sagte der Vater und zeigte auf einen kleinen, neuen Anbau des Gehöftes, der mit den Nebengebäuden einen vier-eckigen Hof umstellte und mit unserem schräg gegenüberliegenden Haus die Nordwestecke des Dorfes bildete. Von jener Ecke war unsere Wanderung ausgegangen.

Der Wind hatte ein zartes Blau aufgedeckt und die Sonne aufgeblendet, die einen Schwall von Licht auf den Platz, das Gehöft und unser Haus goß, das uns jetzt freundlich erwartete. Wir knöpften die Mäntel auf. Es war wieder warm und hell. Und richtig! – da lag neben der Post des Postmeisters verwilderter Garten! Zwischen Walnußbäumen ragte ein Kreuz empor. Vor ihm habe ich die Männer des Dorfes noch ihren Hut ziehen und die Frauen ein Kreuz über ihre Brust schlagen sehen. Manche pflegten still anzuhalten und sich zu verneigen, während wir, weniger fromm, in Lust und Gezänk unsere wilden Spiele spielten. Im Schatten der Birnbäume, deren Früchte ebenso eisenhart waren wie jene des Schulhofes, stand eine luftige Holzlaube, wie sie in unseren Gärten zu stehen pflegten. In ihr haben wir auf ihrem Tisch gesessen, aufs Schachbrett gestiert und unsere ersten denkerischen Schlachten geschlagen, begleitet von Geschrei und Besserwisseri. Am Birnbaum stand ein schulterhohes Faß. Ein Hauch von Steppe und Prärie zog über die vergrasten Gemüsebeete und aus gewachsenen Beerensträuchern, zwischen denen wir lärmten. Einmal war ich nach dem Spiel, als alle fortgegangen waren, zum Faß getreten, händewaschend kopfüber ins volle Faß gestürzt und mit dem Kopf auf den Faßboden aufgeschlagen.

Meine Füße bewegten sich krampfhaft in der Luft, als ich mich – ich habe es deutlich in Erinnerung – von einer klaren Stimme angesprochen fühlte, es sei an der Zeit herauszukommen. Ich tat dies mit großer Anstrengung, erreichte glücklich den Rand und stellte mich tropfend unter den Birnbaum in die Herbstsonne, die untergehen wollte, bis ich gewahr wurde, daß mein Anzug nicht trocknete und ich mit den Zähnen klapperte, so daß ich Hals über Kopf heimstürzte. Später habe ich über diese vermeintliche Stimme nachgedacht, und niemand wird angesichts der Todesgefahr, in der ich schwebte, lachen, wenn ich diesen Ruf zeit meines Lebens unleugbar gehört zu haben glaubte und als kindliche Einbildung ablehnte.

Von den offenstehenden Scheunentoren tönte zur Sommerzeit ein melodisches Dreschflügelgeklapper in unsere Stuben herauf. Oft wurde es eine morgendliche Musik, von der wir geweckt wurden, wenn die Sommerferien glücklich durchkostet wurden. Hinter der Scheune aber stand eine Gruppe alter Espen. Diese Baumgruppe, nicht weit von unserem Haus entfernt, nahm ich für uns in Beschlag, und sie war es, die mir zum Sinnbild dafür wurde, daß erst über einem baumumstandenen und laubüberschatteten Haus sich alles gut anlasse und der rechte Menschenhimmel wölbe. Das Rauschen der Zitterpappeln war mir musiktönende Wirklichkeit und Botschaft, in der ich immer Neues und Herrliches über die Tiefe der Welt erfuhr. Ihre immerwährende Melodie lag über meiner Jugend. Die Zitterpappeln beider Häuser, in denen wir wohnten, haben in mir eine tiefe Neigung zu Bäumen geweckt, und manches Mal empfand ich in der Asphaltgroßstadt den Hölderlin-Vers wie meinen eignen Wunsch: Wie gern würd ich unter euch wohnen! Ich konnte als Knabe einen Baum in heftiger Bewegung umarmen, und als ich in frühesten Jahren einmal märchenlesend auf die Worte stieß: „da fingen die Bäume an zu weinen“, rührten mich diese so an, daß es einer kindlichen Erschütterung gleichkam. Meine Ahnen, die in langen Zeitläuften in Feld und Wald des oberschlesischen Landes gelebt haben, gaben mir mit, mit der ganzen Natur in brüderlicher Geschöpflichkeit mich verbunden zu fühlen. Als ein Bruder der Bäume habe ich große Meister ihrer gemalten Bäume wegen geliebt, Rembrandt in seinen Radierungen wegen seines wehenden Weidenlaubes, das ich aus dem Iserbachtal, dem Tal unseres Dorfes, kannte –, und Camille Corot wegen der Poesie seiner silbrig-zarten Baumwunder. –

Da stand unser Haus, und in seinen offenen Fenstern spiegelte sich die Freundlichkeit der Pappeln. „Seht, die Mutter wartet oben“, sagte der Vater. Die Fenster ließen in ihrer vollen Breite das Licht und die milde Frühlingsluft hinein, vor dem Hause prangten die neu gepflanzten Rüstern im jungen Grün, und das ganze Dorf lag in der Frühlingssonne, als wolle es unseren Einzug grüßen.

Der Thron

Der Knabe schlug die Tür hinter sich zu und trat in die Sonne aufs Pflaster. Er wendete sich um das Doppeldachhaus und lief neben dem Lattenzaun in die Kartoffeläcker. Im Schatten des Zaunes, wohin die Sonne niemals fand, führten zerbrochene Ziegelsteine, eingebeulte Töpfe und rostiger Hausrat ein verworfenes Dasein. Dahinter öffnete sich die Weite. Raygras rahmte den zerfahrenen Weg, Wegerich breitete sich aus. Er bückte sich, riß einen Stengel ab, legte ihn zu enger Schleife um seinen Finger und zog am Halm. In leichtem Bogen flog der abgerissene, kleine Kolben in die Sommerluft, noch einmal und wieder schnellten die grünen Geschosse hoch.

Wie eine Lokomotive prustend zog er den Feldweg entlang, seine Füße pflügten Staub, und eine Pulverwolke folgte ihm wie eine Rauchfahne durch die grüne Welt. Atemlos hielt er am Schienenstrang: vor ihm lag Weite und Freiheit.

Auf dem Grunde einer Senke schlich ein teeriges Wässerchen durchs Gras. Halme bogen sich geschwärzt über den Rand. Das Wasser, das die nahe Kokerei in die Wiesen schickte, roch süß und führte auf seinem Rücken blaue, rote und grüne Streifen mit, wie sie der Teer aufs Wasser zaubert. Er kniete am Rand nieder und schaute zu, wie grüne Augen sich öffneten und zerflossen, rote Bänder auftauchten, sich wirbelnd drehten und schillernd auseinanderfuhren. Er tauchte ein Hölzchen ins Farbenmeer. Weich umkreisten es die Bänder, wichen aus, und ein Wirbelfeld ineinanderwogender Farben umtanzte sein Stöckchen, bis das Holz ins Wasser klatschte, er zu den Schienen hinauf lief, die heiß unter seinen Sohlen brannten, und an einem Steinhaufen stehen blieb, der in der Sonne dörnte. Er verharrte still, und seine Augen liefen flink über die Steine. Nichts regte sich in ihnen. Keine der braunen Eidechsen ließ sich sehen.

Ein windiger Bretterzaun, der die Gleise begleitete, lief neben ihm her. Uralt war sein silberschimmerndes Holz, rein geputzt von tausend Regen und Winterfrösten. Bald hatte er es gefunden. Seine Hand strich über die seidige Glätte eines Brettes, mit dem er längst Freundschaft geschlossen. In der Mitte ließ es ein großes Astloch frei. Es war sein hölzernes Fernrohr. Er hob sich auf die Zehenspitzen und legte sein Auge an den Ausguck.

Da lag das Dorf. Die Rampe der Kokerei schickte weiße Dampfwolken in die Luft. Aus einem Rohr schlug eine wilde Flamme züngelnd hin und her. Die Kirchtürme standen still, die hohe Schule glänzte mit ihren weißen Kacheln herüber, und dort, wo sich noch ein Acker

ins Dorf drängen wollte, erhob sich am Dorfrand mit blanken Fenstern sein Vaterhaus. Die Fenster standen weit offen und ließen den Sommertag ins Haus. Sicher saß die Mutter hinter einem Berg Bohnen am Küchentisch.

Er riß sich los. Die Welt um ihn wurde fremder. Unbekannte Felder lagen am Weg, der sich zu Tal senkte. Die Kirchturmspitzen waren hinter ihm und dem Bahndamm verschwunden. Zu seinen Füßen lag ein kleines, einsames Tal, von zwei Hügeln und dem Bahndamm sanft eingerahmt. Ein Heer von Steinen war vom Dammbang ins feuchte Tal gerollt und hatte sich hell ins Gras zerstreut, durch das ein winziges Wasser gluckste. Es blitzte munter unter dem Bahndamm hervor und suchte sich seinen Weg in der offenen Weite gen Sonnenuntergang. Zwei weißgetünchte Steinreihen nahmen den Weg in die Mitte und hinab ins Tal, den zweiten Bergrücken wieder hinauf und endeten bei einer Eisenbahnschranke, die ihre schwarzweißen Arme in den makellosen Sommerhimmel streckte. Dort war das Ende der Welt. Oft hatte er, Huflattichblüten oder einen Strauß Zittergras in seinen Händen, dort oben gestanden, von einer leisen Scheu ergriffen, und ins Unerfahrene hinausgeschaut, nach Bobrek zu den vielen rauchenden Schloten der Juliehütte, nach Ruda hinüber, wo die Sonne immer hinter den Häusern unterging, und weit nach Borsigwerk zum schornsteinverstellten Horizont, oder seine Augen waren den Biegungen des Iserbaches gefolgt, der in den weiten Wiesen breit und nachdenklich seinen Weg der Sonne nach zog. Nie hatte er sich drüben auf der anderen Seite hügelab ins Akazienwäldchen gewagt, welches im leuchtendsten Grün der ganzen Landschaft prangte. Er war immer in seinem Tal geblieben, das in heller Sonne unten vor ihm lag. Er warf die Arme hoch und flog die Mulde hinab, seinem Königreich zu. Die Füße versanken im Feuchten, wo eifrige Wässerchen zwischen Gräsern und Steininseln grundklare Tümpel füllten und dann zusammen talauswärts eilten. Schmale Rinnsale liefen silbrig zwischen den Graspolstern, verbanden Zwergseen miteinander und machten aus der Talsohle ein vielgestaltetes Stück Erde mit kleinen Seen, Felseninseln und grünen Eilanden.

Vorsichtig watete er auf einen großen Stein zu, legte sich bäuchlings auf die sonnenwarme Fläche, und seine Füße versanken hinter ihm in den Binsen. Tief beugte er sein Gesicht über den grünen Spiegel. Unten lag ein geheimnisvolles Reich: Pflanzenwälder, seltsame Wasserbäume, untergegangene Felsen, halb im Grund versunken, gährende Höhlen, wehende, grüne Schleier -, eine ertrunkene, verzauberte Welt, die sein Gesicht nah an das Wasser und seinen Sinn tief hinabzog.

Sein Auge folgte den leisen Bewegungen des Wassers, in dessen Tiefe sich Pflanzen langsam hin und her bogen. Sein Blick sank tief

hinunter, und die grüne Unendlichkeit nahm ihn auf. Blaugrüne Wälder empfingen ihn, zwischen den Stämmen segelten schwarze Tiere. Er glitt an ihnen vorbei, schwebte um Felsen, eine Höhle tat sich schwarz auf, eine silberne Kugel löste sich aus dem unbestimmbar tiefen Grund, schwebte zur Höhe und zerplatzte im Licht. Wasser und Lüfte schrieben blitzende Kreise über ihm. Leise gerieten die Wälder um ihn in Bewegung. Da kam aus einem grünen Berge etwas Dunkles gerudert, ein Tierschiff mit langen, schlanken Rudern, hielt reglos an, als lauere es jemandem auf, wieder bewegten sich die zierlichen Ruder, und das dunkle Gefährt setzte sich feingliedrig in Bewegung, schwebte, drehte sich und glitt ganz langsam ins Schwarze eines Felsenloches. Weiter drang er durch verworrenes Wassergestrüpp und schwebte auf einen Säulenwald zu. Da bogen sich die Säulen jäh zur Seite, schüttelten unwillig und heftig ihre Häupter, viele kleine Silberkugeln brodelten nach oben, Säulen brachen, und noch ehe sich das Ungeheuer durch die Enge zwängen konnte, zerriß ein mächtiger Schlag den Zauberspiegel, ein Wellenschlag überspülte schwappend den Rand des Tümpels, und die Knabenhand hatte das Tier, kräftig zuschlagend, ergriffen und tiefend ans Silberlicht des Tages gezogen.

Der Salamander bäumte und wand sich schreiend gelb in seinen Fingern. Mit einem Ruck warf er ihn aufs Gras und beugte sich über ihn. Immer wieder drehte er den Schwanzlurch auf den Rücken, immer wieder wand sich das Tier auf seine Füße. Er nahm ihn vorsichtig auf und watete zu einem größeren Wasserloch, um ihn dort einzusetzen und davonschwimmen zu sehen.

Plötzlich aber dehnte und wand sich der glatte Salamanderkörper so kräftig in der Knabenhand, daß er ihm in die wasserumstandenen Binsen entglitt. Als er den Rest der Farbe verschwinden sah, bückte er sich eilends, griff hastig zu, aber es war nur Schlamm, den er ans Licht geholt hatte. Rasch wühlte er mit beiden Händen nach, suchte hastig und erregt, zertrat die Binsen, riß einen Teil mit hochrotem Gesicht heraus, tastete in der trüben Feuchte überallhin und verdunkelte am Ende das Wasser zu schlammigem Brei. Er hatte nicht bemerkt, daß er im Binsenwasser kniete und vor Nässe triefte. Naß und schmutzig erhob er sich. Trotz und Enttäuschung standen auf seinem Gesicht. Schon wollte er dem Feuchten entsteigen, da leuchtete neben seinem Fuß etwas Gelbes auf. Er griff zu und hatte den Feuersalamander in der Hand. Lappenweich und bewegungslos hing er zwischen seinen Fingern. Da stapfte er zum nächsten Wasserloch, kniete vorsichtig nieder, legte das Tier ganz behutsam ins Wasser, stierte ihm bittend nach, wartete und hoffte in heiß aufsteigender Bedrängnis, daß sein Schwanz wieder hin und her schlagen, das Tier sich wieder bewegen und in der Tiefe verschwinden werde. Aber

langsam sank es hinab, drehte sich im Sinken auf den Rücken und blieb regungslos auf dem Grunde liegen. Gelbrot leuchtete es von unten herauf. Mit heißen Augen starrte der Knabe hinab, als wolle sein kleines, brennendes Herz ihn wieder lebendig machen, aber der Salamander rührte sich nicht mehr. —

Inmitten der Berglehne, die sich dem Mittag zuneigte, sprang ein kleiner Grashügel hervor, der wie ein Schwalbennest am Hang hing. Ein dichter Grasteppich deckte den kleinen Platz und fiel über den Rand. Unter den herabhängenden Grasfransen quoll gelber und rötlicher Sand hervor. War die Talmulde sein Königreich, so bildete der Hügel seinen Thron. Hier saß er oft und schaute um sich. Die Welt war ihm voller Kostbarkeiten, die Felder, das Gras, die Blumen, Steine und Käfer, die Schmetterlinge und die Wolken. Oft klapperte ein Zug nach Beuthen vorüber, angekündigt vom Läutewerk der sich senkenden Schranke. Grasmücken und Goldammern schwirrten vorbei, von der Kokerei hob sich eine weiße Dampfwolke über die Schienen hoch in die Luft, jede Erscheinung nahm er stauend wahr, jedes Geräusch hatte seine fröhliche Stimme in der umfassenden Lebensmelodie.

Triefend war er aus der Mulde zu seinem Thron hochgestiegen. Er schob das herabfallende Gras wie einen Vorhang zur Seite und hatte es bald gefunden: seine kleine, in den festen Sandboden gegrabene Höhle. Die Rechte holte den verschließenden Sand heraus. Kühl fiel er auf seine Füße. Sie bohrte sich tiefer ins kleine Loch, und bald fühlten die Finger die Verschußsteine. Er warf sie ins Gras. Ein Bündel trocknen Zittergrases, das ihn wegen seiner Feinheit entzückt hatte und neben dem Thron wuchs, kam ans Licht, weiße Kiesel und dunkelgrüne Glasscherben glänzten auf, farbige Steinchen klirrten leise in seinen Händen. Er wendete sich und hielt ein dunkles Glasstück vor das Auge. Sattes, grünes Licht ergoß sich über die ganze Welt, die Schatten des gegenüberliegenden Hügels wurden zum drohenden Berg, grüne Dämmerung herrschte im Tal. Er setzte den Scherben ab und schloß die Augen vor dem heiß flimmernden Sommertag. Wieder führte er das Zauberglas vors Auge. Hellgrüne Wolken zogen am dunklen Himmel dahin, und ein leichter, wonniger Schauer überrieselte ihn angesichts der geheimnisvoll verfremdeten Welt.

Seine Hand brachte aus der Schatzhöhle ein Stück Hochofenschlacke ans Licht, die er am Bahndamm aufgelesen hatte. Immer hatte er die schlierigen, grünen Linien angestaunt, die harten Kanten des Schmelzflusses befühlt und den Stein hin und her gewendet. Er legte Steine, Glasscherben und Hochofenschlacke ins Gras zusammen und glaubte schon alle Schätze beieinander zu haben, als seine Hand zwei Glaskugeln fühlte, die er freudig wiedererkannte, ans Licht

zog und die verloren Geglauten mit leichtem Klicken gegeneinanderschlug. Seine Schätze lagen in der Sonne. Er kletterte auf seinen Thron, setzte sich ins Gras und war König in der sommerlichen Welt und inmitten aller Herrlichkeiten der Erde.

Plötzlich sprang er vom Hügel, flog durchs Gras und die Binsen zum Wasser. Regungslos lag der Salamander auf dem Grunde. Zögernd sank seine Hand ins Wasser, und behutsam kehrte er mit dem toten Tier zum Hügel zurück. Er begann unter dem überfallenden Grasteppich eine neue Grube zu graben. Sand rieselte herab, und als sein Arm im Thronhügel verschwunden war, hielt er an: das Höhlengrab war bereit. Vorsichtig führte er den Salamander in die Tiefe. Das verblichene Bündel Zittergras schob er nach, zwei aus dem Bach gelesene, schneeweiße Kiesel folgten als Grabbeigabe; als er aber den großen, grünen Diamanten der Hochofenschlacke ergriffen hatte, zögerte er –, jedoch die goldene Freigebigkeit des jungen Gemütes fügte auch diesen Besitz, an dem sein Herz gehangen, den anderen Gaben bei. Vom nahen Bahndamm holte er einen Arm voll Steine und sperrte den dunklen Grabgang zu. Die Schaufel der zusammengelegten Hände baggerten Sand in die Grabkammer, füllten den Gang, und bald war der Eingang mit angedrücktem Sand glattgestrichen. Kein Sonnenstrahl verirrte sich mehr in die Ruhestätte des toten Geschöpfes. –

In der Dorfkirche hatte er den Reigen feierlicher Gottesdienste gesehen, das Neigen des Priesterhauptes, die erhobenen Hände und das tiefe Beugen des Leibes, getragen gesprochene Worte und schwermütigen Totengesang gehört, und mit diesen Eindrücken ausgestattet, zauberte er eine ernste Feierlichkeit in die sonnentriefende Welt. Aus seinem Munde lösten sich geflüsterte Andachtsworte, seine Knabenhände formten geheimnisvolle Gesten, und das zarte Ritual söhnte seine Unrast und Schuld wieder aus. Auf dem Throne sitzend, sang er halblaut vor sich her. Es war ein feierlich psalmodierender Gesang ohne Worte. Er wußte nicht, für wen er sang, noch wohin die Töne drangen, und die sommerliche Litanei, die seinen Lippen entströmte, verschmolz mit der Landschaft, über welche der melancholische Ruf der Goldammer zog.

Singend legte er seine Schätze in seine Schatzkammer, singend verschloß er sie. Dann verließ er Thron, Schatzkammer und Grab und folgte den weißen Wegwächtern in die Höhe. Die Schrankenarme wiesen hinter ihm lautlos in den Himmel. Er schaute nach Westen zur fernen Straße nach Rudahammer, wohin ihn seine kleinen Füße noch nie getragen hatten. Er äugte zu ihr hinüber, wo die Menschen ganz klein hin und her gingen, Wagen und Straßenbahnen fuhren und ein Leben herrschte, das er noch nicht kannte. Er wendete sich, sprang das Tal hinab, auf der Mittagsseite wieder hinauf und er-

reichte seinen alten Zaun. Warm war die Erde unter seinen Sohlen. Er zählte die Jahre seiner einsamen, von keinem Menschen bemerkten, noch weniger umkämpften Regierung nicht. Seine Königszeit ging in goldener Zeitlosigkeit vor sich, mochten es in Wahrheit auch nur zwei, drei Sommer sein. In dieser kleinen, unendlich langen Zeit war der Hügel und sein Thron das lebendige Herz der Erde. Brachten die Buxen nach der Schneeschmelze erste Huflattichblüten als Frühlingsgruß ins Dorf, den ihnen der Bahndamm und die Feldraine mitgegeben hatten, dann schaute auch er zum ersten Mal nach seinem Reich, in das sich nur selten ein Mensch verirrte. Nur die Fenster des kleinen Personenzuges blitzten manchmal zu ihm herunter. Seine Schätze im Innern der Höhle wechselten. Bisweilen schaute er verwundert auf ein Stück Spielzeug, das seine Hand wieder ans Licht geholt und ihm längst aus dem Sinn gekommen war. Aber am Ende blieb alles in dem kleinen Stollen des Hügels liegen. Viele, lange Jahre später, als ihn das Leben weit fort von seinem Königreich in die Nöte des Jahrhunderts hinausgeholt hatte, schwand der Hügel allem zum Trotz nicht aus seinem Sinn.

In London drängen sich die schwarzen
Massen auf der Towerbrücke.
Vögel flattern scharlachrot
über Pyrenäenschluchten,
weit im sonnengelben Osten
schlagen sich die Menschen tot.

In der Heimat schläft ein Hügel,
der mein altes Knabenspielzeug
wie ein Sarg verborgen hält.
Vater liegt schon längst im Grabe,
und wenn Gott nicht wäre, schrie ich
laut vor Angst in dieser Welt.

Der Helleweck

Er war eine der merkwürdigsten Gestalten des Dorfes. Die ersten Male, als ich ihm begegnete, hatte ich ihn nicht beachtet; denn der Anblick eines Betrunknen war im Industriedorf nichts Seltenes: Trunkenheit und laute Fröhlichkeit gehörten in das Bild des Tages, besser, in den Abend und die Nacht.

Als Kind kennt man die Gründe nicht, weshalb der Mensch, auch wenn er nicht durstig ist, zur Flasche greift. So habe auch ich erst später die Betrunknen richtiger zu beurteilen gelernt. Schwer arbeitende Menschen unseres Dorfes tranken aus einer Verzweiflung, von der sie selbst nichts wußten. Sie tranken aus dem Drang nach Glück; um aus der Kargheit ihres Lebens, aus der Welt zermürbender, körperlicher Arbeit ins schwerelose Land der Träume zu entfliehen.

Ich beachtete die elende Gestalt kaum, wenn sie verwahrlost durch die Straßen torkelte, bis ich eines Tages zufällig ihren Lebenskreis berührte. Ich war von meiner Mutter zur Putzmacherin des Dorfes geschickt worden, die auf einer kleinen Anhöhe der Beuthener Straße einen winzigen Laden besaß. Als ich, meines Auftrags ledig, die Straße hinabsprang, lief ich an einer Scheune vorbei, die am letzten Gehöft des Dorfrandes stand. Mein Auge glitt über das Gemäuer und blieb am Fenster des Scheunengiebels hängen. Hinter der Scheibe starrte ein Mensch ins Freie, ein Gesicht, das mich erstarren ließ. Struppige Haare um Stirn und Mund und im grau zerfurchten Gesicht ein Paar Augen, die mich so entsetzten, daß ich jäh den Hügel hinabflog und in die Schluchtenstraße hineinrastete. In den weit aufgerissenen Löchern der Augen hatte eine solche Verzweiflung gebrannt, daß ich davonlief. Diese Augen gehörten dem Helleweck. Ich habe sie zeitlebens nicht vergessen.

Von Zeit zu Zeit tauchte er in den Straßen auf, die für ihn, der betrunken vom Bürgersteig zum Fahrweg hin und her pendelte, keine Bedeutung zu haben schienen. Seine Arme drehten Kreise, und ab und zu lallte er: „Immer helle weg und schneidig, immer helle weg und schneidig!“ So war er zu seinem Namen gekommen.

Wir Jungen fragten nicht nach seinem Leben, das er in seiner Kammer einsam und verwahrlost verbrachte. Vielleicht hatte ihm der Bauer dort ein Gnadenasyl gewährt oder den kleinen Raum um Geld abgetreten. Das einzige, was ich damals von ihm hörte, war, er sei in jungen Jahren Steiger gewesen. Wovon er lebte, womit er den Schnaps bezahlte, wußte niemand. Aber mir war es vergönnt, ihm nach einem Erlebnis mein ganzes Mitgefühl zuzuwenden. -

Gegenüber unserem Spritzenhaus lag der schattige Schulhof der uralten Mädchenschule. Dort auf der Straße, vorüber an den breiten Türen unseres Feuerwehrturmes, stieß ein Mann einen kleinen, zweirädrigen Plankarren vor sich her, auf dem flache Holzkistchen mit verschiedenen Käsesorten lagen. Dieser Mann zog von Zeit zu Zeit durch die Dorfstraßen und rief mit singender Stimme seinen Käse aus: „Schwajzer Käsa, Wa-iskäsa, Olmützer Käsa, Spitzkäsa, Schwajzer Käsa!“

So seine Waren aussingend, stieß er sein Wägelchen vor sich her. Aber es nahten Widersacher. Einige Dorfjungen entdeckten in ihm, seinem langgezogenen Gesang und dem zierlichen, quietschenden Gefährt ein lohnendes Ziel für Spott und Schabernack. Sie zogen rechts und links neben dem Wagen her, fielen ihm ins Wort, äftten sein „Schwajzäkäsa, Olmützäkäsa“ laut nach und umschwirrten lachend Mann und Gefährt. Der Mann zog tapfer seines Weges. Machte er in seinen Ausrufen eine Pause, schwiegen auch sie; setzte er zu neuem Ausruf an, gröhlten sie mit, lachten und höhnten. Der Mann aber ließ sich nicht beirren. Ruhig stieß er seinen Wagen vorwärts, allein das Brüllen wurde stärker, die Bewegungen der Jungen frecher, schließlich griffen sie ans Gefährt, stießen und zerrten es vorwärts, so daß der Mann, der vergebens seine Leitstange in der Hand zu behalten sich bemühte, am Ende in eine helle Wut geriet, sie anbrüllte, nach ihnen schlug und trat und die mit jugendlicher Geschicklichkeit ausweichenden Jungen in ein lauterer Gelächter ausbrachen, während der Wagen bedenklich hin und her gerissen wurde. Dies Bild bot sich mir, als ich ahnunglos um die Ecke des Spritzenhauses gebogen und erstaunt stehen geblieben war. Da geschah es auch schon: im grellsten Johlen kippte der Wagen um, die Holzkistchen glitten ab, Käsestückchen wirbelten in den Straßenstaub, Menschen waren aus den Häusern getreten, Vorübergehende stehen geblieben, hatten den Ernst des Augenblickes noch nicht erkannt, noch weniger eingegriffen, wie es beim Menschengeschlecht die Regel ist –, als im Höhepunkt dieses heillosen Wirbels ein Schatten auftauchte, der mit erhobener Schnapsflasche unartikulierte Schreie ausstieß und erbarmungslos auf die Jungen losschlug, so daß das Pack nach zwei, drei Schlägen auseinanderstob und der Mann sich beim umgestürzten Wagen inmitten der staubigen Käsestücke mit dem Helleweck allein sah. Als ich helfend hinzuspringen wollte, vertrieb mich ein knurrender Laut und ein grimmiger Blick aus dem struppigen Haar, und bald war auch er, als er dem Wagen aufgeholfen hatte und ein schmutziges Häuflein Käse auf den Planken lag, in der Matthiasgasse verschwunden.

Seit diesem Tag hatte ich eine geheime Achtung vor diesem Manne. Etwas Erbarmungswürdiges umgab ihn, dessen Wahrheit eine Kin-

derseele freilich nur zu ahnen, nicht aber zu entwirren vermag. – Jahrzehnte später trug es sich zu, daß ich den Münsterturm von Freiburg bestiegen hatte und am Ausgang auf einen Herrn stieß, der unbestimmte Erinnerungen in mir wachrief. Ich nahm mir ein Herz, sprach ihn an, und es zeigte sich, daß ich recht gesehen und in ihm den alten Bergwerksdirektor Tlach von unserem Gotthard-schacht wiedererkannt hatte. Vor dem Münster auf und ab wandelnd, stieß das hin und her gehende Gespräch auch auf den Helleweck, und ich erfuhr zum ersten Mal aus berufenem Mund die Wahrheit über den Unglücklichen. Als tüchtiger junger Steiger, der Achtung und Wertschätzung bei den Vorgesetzten und Untergebenen genoß, hatte er durch ein tragisches Familienschicksal die Herrschaft über sein Leben verloren, das rechte Maß, was das Leben einem schulde, nicht mehr recht erkannt, mit Gott gehadert und zu trinken angefangen. Da sei es mit einem bergab gegangen, er habe wild aufbegehrt, den Dienst mißachtet, die wohlgemeinte Hilfe von Vorgesetzten und Mitmenschen in den Wind geschlagen, und so sei er über den Rand des Lebens hinausgetaumelt. –

Ich aber kann melden, den Helleweck noch einmal in liebenswerter Gesellschaft angetroffen zu haben. An einem sommerlichen Reisetag war ich zum Bamberger Dom hinaufgestiegen und stand betrachtend vor dem Fürstentor, dem romantischen Stufenportal, über dem der Weltenrichter thront. Engel weisen, um sein Urteil zu mildern, auf seine Leidenswerkzeuge. Maria und Johannes fassen als Fürbitter in flehender Haltung seine Füße. Im Gewände stehen viele heilige Gestalten auf den Schultern ihrer menschlichen Brüder, eine menschliche Leiter aus Heiligen. Siebenhundert Sommer und Winter sind mit Hitze, Regen, Frost und Schnee über sie hinweggegangen. Gesichter und Leiber haben ihre Rundungen verloren, nur das nackte Grundgefüge ausgehöhlter Formen und knochenartige Stege der seineren Körper sind stehen geblieben –, eine gar seltsame Gemeinschaft auf- und übereinanderstehender Geschöpfe, deren Füße auf den Schultern ihrer Mitmenschen Halt suchen.

Meine Augen zogen von Gestalt zu Gestalt, und ich erschrak, als ich unter ihnen plötzlich den Helleweck entdeckte: „Menschenkind, Helleweck, bist du es wirklich? Du hier, Helleweck?“ Ich starrte hinauf. Er aber beachtete meinen Zuruf nicht und stierte durchs steinerne Gestrüpp seiner ungeordneten Haare über mich hinweg, hielt sein bärtiges Kinn trotzig hochgerichtet und blieb stumm.

Ich war ganz sicher, daß er es war. Ich stellte mir beim Verlassen des Domes vor, daß der Weltenrichter ihn aus seiner verwahrlosten Kammer fortgenommen und in eine seiner vielen Wohnungen bei sich einquartiert hatte.

Straßen, Häuser und Menschen

Straßen waren die erste Schaubühne meines Lebens. Auf ihnen habe ich als Junge gespielt, bin ich als freier Mensch gegangen, als Unterjochter gezogen und als Kranker gefahren worden. Durch die Dorfstraßen hörte ich den Knall der Gewehre, sah ich Menschenmassen nach Opfern rasen, zog ich in Prozessionen mit, und vom Rande schaute ich Pferdewagen und Kutschen nach und bemerkte Tränen in vielen Augen beim Anblick bekannter und fremder marschierender Soldaten. Auf einer werde ich zum Totenacker gefahren werden. Es wird eine fremde Straße sein, wenn mich keine Rakete oder Bombe zerfetzt, die an vielen Stellen der Erde für den Tod bereitliegen, und welche Straßen wir alle in diesem Jahrhundert noch gehen werden, weiß niemand. -

Es waren stille und laute Straßen, auf denen wir die Fußsohlen, Holzklapperlatschen oder Lederstiefel unserer Jugend abließen. Die längsten drei durcheilten das Dorf von Mittag bis Mitternacht: die Beuthener Straße lief zum Iserbach hinaus, nach Schomberg hoch und weiter zur Kreisstadt; die Kirchstraße, die von jener vor dem Dorf abzweigte, machte sich mitten im Dorf wichtig, zog zum Marktplatz zum Häuserrand, grüßte nach rechts zu den Gärten hinüber und verabschiedete sich in Richtung Morgenroth; der Name unserer Straße, die in gemessenem Abstand zur Kirchstraße auch gegen Süden zog, erinnerte an einen Großen der Industrie, Kerksenbrock, dessen weitverzweigte Sippe wohl im Westfälischen beheimatet war; denn ein Abt Kerksenbrock starb in der Benediktiner-Abtei Waldliesborn im Jahre 1803, wo ich staunend den vertrauten Namen an einem Straßenschild entdeckte. Unsere Straße wagte sich nicht aus dem Dorf hinaus; denn dort, wo an ihrem Ende unser Haus als Eckwächter der Nordwestseite des Dorfes sich hochreckte, legte sich ein schmaler Ackerstreifen vor sie und sagte halt. Am anderen Ende aber bedeutete ihr letztes Stück auch den letzten Weg für Menschen, die alle Straßen des Lebens hinter sich gelassen: sie endete auf dem Totenacker.

Diese drei Hauptstraßen waren durch Verbindungswege, -gassen und Gehsteige bunt miteinander verknüpft, und diese liefen eng oder breit, gepflastert oder erdig nach Sonnenuntergang in die Felder und zum kleinen Bahnhof, auf der Morgenseite eine häuserbestandene Anhöhe hinauf und weiter zur Godullahütter Chaussee und Straßenbahn, welche nach Beuthen fuhr. So war das Dorf mit der großen und weiten Welt durch Straßen- und Eisenbahn ver-

knüpft und mit dem offenen Himmel verbunden durch Schneegestöber, Regen und Sonnenschein.

Auf den basaltgepflasterten Straßen knackten die Kohlenwagen, knarnten die kartoffelbeladenen Gefährte und klapperten die täglichen Milchwagen, und mir war es eine Freude, neben den Handwagen, die das Dorf belebten, mit Füßen und Zehen den Pulverstaub manchen Weges zu pflügen und mich von einer wirbelnden Staubwolke begleiten zu lassen.

Neben unserer Straße lief ein Bürgersteig, den ich unter der fahrenden Walze hatte sich glätten und mit Mustern verzieren sehen, und der Name, der in sauberen, viereckigen Umrahmungen die Herkunft dieser handwerklichen Arbeit verkündete, war meine erste Berührung mit der italienischen Sprache: Gebrüder Bazzani. Junge Rüstern wuchsen neben dem Bürgersteig in meinen Jugendjahren empor und machten den Gehsteig schattig. Ein Besucher aus dem Dorf, der wie aus vorgeschichtlicher Zeit in der Unruhe dieser Tage auftauchte, berichtete, alle Bäume seien, zu groß geworden, der Axt und Säge zum Opfer gefallen. Für mich aber rauschen sie weiter vor den Fenstern unseres Hauses.

Denke ich an die Straßenlandschaft vor unserem Hause, dann suchen meine Augen eine bestimmte Stelle auf dem hart getretenen, grasisen Erdstreifen zwischen Haus und Bürgersteig. Dort wuchs meine „blaue Blume“. Alljährlich öffneten auf diesem Fleckchen im Frühjahr auf wenigen, niedrigen Pflanzen winzige blaue Blüten ihre Augen, die ich eines Tages entdeckt und in mein Herz geschlossen hatte. Ich habe nie jemandem von dieser geheimen, kleinen Freude erzählt und mich manches Mal unbemerkt aus dem lauten Kreis unserer Spiele gestohlen, um mich ihres Daseins beglückt zu vergewissern. Meine Neigung hatte ihnen einen Sonderplatz in meinem Herzen eingeräumt, und es war im Frühjahr ein kleines Wunder, wenn mir das aufgeblühte Blau wieder entgegenleuchtete.

Später las ich in Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ die berühmte Stelle: „Was ihn aber mit voller Macht anzog, war eine hohe, lichtblaue Blume, die zunächst an der Quelle stand und ihn mit ihren breiten, glänzenden Blättern berührte. Rund um sie standen unzählige Blumen von allen Farben, und der köstlichste Geruch erfüllte die Luft. Er sah nichts als die blaue Blume und betrachtete sie lange mit unnennbarer Zärtlichkeit“. Da überkam mich eine innerste Zustimmung und ein Vertrautsein mit den Dichterworten; denn ich hatte nicht im Traum, sondern sogar wirklich eine winzige Stelle, die ich als mein eigen ansah, die kaum ein Fuß betrat, weil sie, wenig begangen, am Rande unseres Kreises lag und Steig und Straße sie nicht berührten –, jenen Grasfleck, auf dem meine „blaue Blume“ wuchs. –

Der Südgiebel schaute blind zum Nachbargarten und „Vereinshaus“ hinüber. Dies war ein selbstsicheres Gebäude mit gesundem Gesicht, dessen Saal zu Versammlungen und Festlichkeiten benutzt wurde. Es ging dort, obschon Kneipe und Versammlungsort, recht still zu, und nur selten schallte es gedämpft herüber.

Vorreiters, des Pächters Bier, schmeckte meinem Vater nicht. Nach Tisch gewährte er sich bisweilen zur Zeitung ein Glas, das ich aus dem Dorf holte. Einmal scheute ich den längeren Weg und ließ das Glas vom Nachbarn vollzapfen. Ich erschrak und staunte nicht wenig, als mein Vater nach dem ersten Schluck die Herkunft des Bieres erkannt hatte und es mich in den Ausguß schütten ließ. Beschämt lief ich ins Dorf und stellte ihm bald das vom rechten Wirt vollgeschenkte und von meinem Taschengeld bezahlte Bier auf den Tisch. Ich stand Rede und Antwort; er sah mich wortlos an und wendete sich der Zeitung zu. Ich aber hatte an seinem langen, ruhigen Blick erkannt, daß wir zwei von Grund auf zusammengehörten.

Auch jene seltsame Bretterbude stelle ich aus der Vergangenheit wieder ins Licht. Sie ragte, von uns an eine Ecke unseres Hauses gebaut, in Vorreiters Garten hinein und war nur über dessen hohen Gartenzaun durch eine kleine Luke zu betreten. In ihr war's stockdunkel, aber die Finsternis schienen wir, die im Stall, im Keller und auf dem Hof unsere Buden bauten, in der Wohnung gern aus Decken und Stühlen Zelte zusammenstellten, diese Lichtlosigkeit schienen wir gerade zu suchen. Etwas vom Urtrieb des steinzeitlichen Sicherheitsbedürfnisses wirkte in uns nach, das die vorgeschichtliche Menschheit in Höhlen und Zelte trieb und unter dem Blätterdach oder in der Laubhütte Schutz suchen ließ. Hier in der schwer zugänglichen, lichtlosen Bude trieben wir das fesselnde Spiel ständigen Aus- und Umbauens, würzten unser Treiben mit unduldsamer Besserwisserei und vertrugen uns aufs beste. Einmal fand ich in unserem dunklen Verließ ein einbandloses, zerfleddertes Buch, dessen winzige, kaum lesbare Buchstaben meine Enträtselungslust reizten, so daß ich an einem Brettspalt einen Lichtschein zu erhaschen suchte und eine mir völlig unverständliche Geschichte zusammenbuchstabierte, deren Ende in einen Satz auslief, den ich bis heute behalten habe: „- da krähte der Kleine laut: Simplizissimus soll ich heißen!“ So machte ich in der Finsternis unseres Holzpalastes die erste Bekanntschaft mit diesem berühmten und geheimnisvollen Namen. -

Nicht nur die Bretterbude fesselte uns an das Nachbargrundstück. Wir wußten von erregenden Nachtwachen, welche der Pächter, eine Flinte unterm Arm, aus Furcht vor Dieben, im Stall, Seite an Seite mit einer schlachtreifen Sau, abhielt. Es war erregend, ihn schußbereit im nächtlichen Stall lauern zu wissen, aber wir haben von keinem dramatisch verlaufenen Einbruch je gehört. Einen Meister-

schuß indes hat er einmal doch in die blaue Nacht dröhnen lassen. Wir fütterten mit Wissen der Gemeinde, die auf ihre Bestimmungen hielt, in den Hungerjahren des ersten Krieges ein Schwein dick. In einer Augustnacht –, mein Vater war verreist –, wurde meine Mutter von ungewöhnlichen Geräuschen geweckt, die aus dem Garten in offene Fenster drangen. Sie eilte an unsere Kinderstubenfenster, die auf den Hof gingen, und schrie in die Nacht hinaus: Diebe, Hilfe, Diebe! Von ihrem Rufen aus dem Schlaf gerissen, taumelte auch ich aus dem Bett und fiel aus Leibeskräften in ihr Schreien ein, ohne zu wissen, was im Gange war. Sie ließ mit ihrem Rufen nicht nach und kippte dazu die am Fenster stehende, schwere Nähmaschine hin und her, wuchtete das eiserne Gerät auf die Dielen, um den unter uns wohnenden Nachbarn zu wecken. Dann warf sie sich den Mantel über und eilte mutig auf den Hof hinunter, wo sie unseren Stall offen, leer und im Garten keine Seele vorfand. Ins Haus zurückhastend, um den Nachbarn zu holen, wurden ihr in der Haustür Arm und Fuß vom inzwischen aufgestandenen Hausnachbarn schmerzhaft eingeklemmt, der, in der Meinung, die Diebe wollten ins Haus dringen, mit männlicher Kraft die Haustür von innen zugreift, bis der frauliche Wehlaut das harte Mißverständnis löste. In diesem Augenblick, als sich die anderen Türen im Hause öffneten, erregte Fragen durcheinanderlärmten und ein Rennen und Schreien durchs Treppenhaus ging, hörten wir Kinder, die vor Angst zitternd in die Nacht hinausstarrten, einen gewaltigen Schuß, der Nacht und Menschenstimmen derart übertönte, daß wir uns eng aneinanderklammerten und nach der Mutter schrien, als sei das Ende der Welt gekommen. So war auch der wachhaltende Nachbar vom Schreien und Türenschlagen aufgewacht und hatte ohne Kenntnis der Vorgänge in größter Tapferkeit seine alte Kanone abgedrückt. Anderntags setzte er dem Bericht an eigner Theke seinem Heldentum die Krone auf: er habe die Diebe in die Flucht geschossen, das Schwein gerettet und Nachbarschaft und Dorf von Dieben gesäubert. Die Nachforschenden fanden unser gutes Schwein mit durchschnittener Kehle röchelnd im Garten. Rasch traf meine umsichtige Mutter Vorbereitungen zum ungewollten Schlachtfest, machte unter dem gefüllten Waschküchenschüssel ein knisterndes Feuer an, scheuerte die Tischfläche blank, stellte Töpfe und Weckgläser bereit, und als der Morgen graute, erschien der Fleischer und begann mit aufgekrepelten Ärmeln zu metzgern und zu wursten. Wir Kinder aber suchten den über die Beete laufenden Spuren nach, verfolgten sie eine Weile jenseits des Gartenzaunes im Feld, bis wir sie aus den Augen verloren. Das war der Meisterschuß, den der treffsichere Schütze und Pächter Vorreiter furchtlos und in heldenhafter Haltung den Dieben in die Nacht nachgeschickt hatte, und die Würste seines behütet aufgezogenen Schwei-

nes werden ihm später ebenso geschmeckt haben wie uns die beinahe gestohlenen. –

Seit der Zeit, da ich an einem Theaterabend des Turnvereins im Saal des Vereinshauses teilnehmen durfte, bedeuteten mir die Bretter jener Dorfbühne für viele Monate die Welt. In jenen Abendstunden wurden sogenannte Couplets von komisch verkleideten Menschen vorgetragen und auf dem Klavier begleitet. Mir sind noch einige Verse gegenwärtig, die wir damals ebenso begeistert nachsangen, wie ich sie heute albern finde. Aber das nachfolgende Bühnenstück hielt mich in atemloser Spannung. Hier geschah etwas, an das unsere theatralischen Versuche auf der Aschengrube, dem gemauerten Abfallkasten, oder auf dem Dachvorboden nicht heranreichte. Ich staunte in eine neue Welt. Das rührselige Stück „Der Glockenguß zu Breslau“, in dem der Meister einen voreilig den Guß in Bewegung setzenden Lehrling niedersticht, um hinterher aus dem Lehmmantel eine vollendet schöne Glocke zu schlagen –, dieses Geschehen raubte mir den Atem, und erst die heitere Schlußszene des Abends, in der als Affen verkleidete Turner, von der Kette losgelassen, ihre Späße trieben, brachte meine vom Tragischen zerstörte Seele wieder zum Atmen und Lachen. Die Affen stürzten sich auf ein bereitstehendes Turnreck und boten dem gefüllten Saal eine Akrobatik, die alle bannte, und als gar eine dralle Krankenschwester, welche die Affen wieder an die Kette gelegt hatte, in elegantem Schwung selbst an die Reckstange sprang, ihr Busen und die Röcke immer höher gingen und am Ende zweimal, dreimal eine souveräne Riesenfelge drehte, vergaß ich meine Augendeckel zu schließen, während um mich im Saal ein Orkan losbrach. Das war das Glanzstück des Bruders meines Freundes Hans! Man verändere die bekannte Welt nur um ein originell Geringes, gebe ihr ein verfremdetes Aussehen, dann hat man rasch die Aufmerksamkeit der Erwachsenen gewonnen, sicher aber den Beifall der Jugend. –

Einige größere Häuser weiter, hinter dem Gebäude, in dem des Postmeisters Familie wohnte, schräg gegenüber dem Eckladen des Kaufmanns Krompos behauptete sich auf der anderen Seite ein kleines, sauberes Häuschen, an dessen gardinenverhangener Haustür das Messingbecken der Frisöre blinkte. Dort wohnten die Skowrons. Vater und Sohn waren bewegliche, kleine Figuren und ebenso bescheidene wie tüchtige Könner ihres Faches. Von ihnen muß ich es wohl haben, daß ich mit der rechten Gestalt eines Friseurs eine kleine, flink agierende Person verbinde, die um den Kunden herumspringt, Siebenerlei auf der Zunge hat und ein liebenswerter Genosse ist. Das fand ich viel später, ohne jemals jeden besuchten Frisör mit der Elle gemessen zu haben, in Köln von einem Frisör bestätigt, der all diese trefflichen Eigenschaften sprichwörtlich an sich

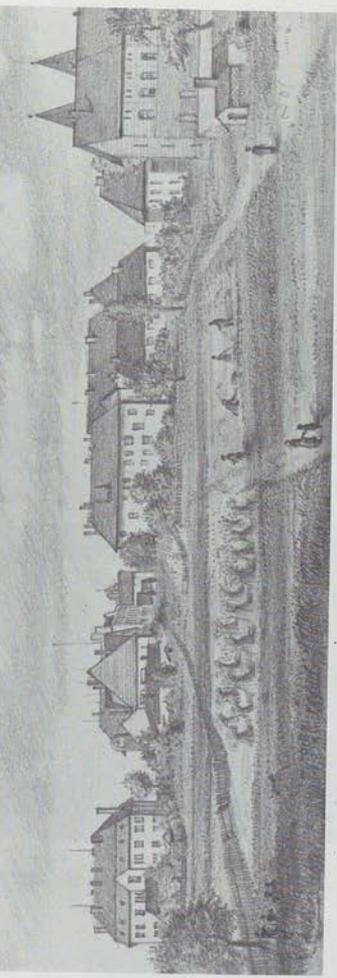
hatte und mein Kinn mit solch wenigen, meisterhaften Strichen glatt schabte, daß sich mein Herz mit Hochachtung und rundem Behagen füllte. In Skowrons Laden waren noch nicht die sich ewig bespiegelnden, aufgeputzten und nach allen Wohlgerüchen Arabiens duftenden Gehilfinnen von heute zu sehen, nichts vom Duftgemisch geschorener Haare, verspritztem Parfüm und Schweiß zu riechen und noch kaum etwas von dem heutigen Flaschenmuseum der Essenzen, Haar-, Kopf-, Augen-, Mund-, Rasier- und Schönheitswässerchen auf seinem Spiegeltisch zu sehen. Denkbar einfach und sauber hattens die Skowrons, und die komplizierten Sturzhelme, in die sich lange Reihen von Mädchen-, Frauen-, Damen- und Greisinnenköpfe hineinwagen, waren noch nicht erfunden. Und so hielten auch Vater und Sohn auf solide und handwerklich saubere Art die Köpfe der Orze-gower in Ordnung, was ehemals viel leichter zu bewerkstelligen war; denn die freie Haardschungelwildnis unserer Tage war damals noch nicht in Mode. Schlicht nahm sich auch das reine Leinenbündel an, das der alte Skowron auf unserem Kinderstubentisch allmorgendlich entfaltete, bevor er meinem Vater die Stoppeln aus dem Gesicht kratzte. Ich weiß nicht, ob es heutige Schulmeister gibt, die sich tag-täglich einen Frisör in ihre Wohnung kommen lassen können, da doch nicht nur der An- und Rückweg bezahlt werden müssen, die Facharbeit eines Meisters ohnehin ihres Lohnes wert ist, sondern heutzutage in Mode gekommen ist, sich für die Abnutzung des Hand-werkzeuges ein Draufgeld geben zu lassen. Mir scheint, daß die Men-schen der vergangenen Generation einander bereitwilliger dienen, während heut zwar in großen Lettern an jeder Ecke „Service“ zu lesen ist, aber vom menschenfreundlichen Dienen, das ohnehin nicht zu bezahlen ist und zu welchem auch etwas Selbstlosigkeit gehört, die nicht gierig aufrechnet, – nur wenig übriggeblieben ist.

Der Kartoffelkaufmann Gajowski, der den Skowrons gegenüber-wohnte, hatte einen Zug zum Spartanischen und zur Philosophie. Er war wohl mehr Bauer als Kaufmann, besaß keinen rechten Laden und fertigte seine Kundschaft im Hofe ab, in dem die Kartoffelsäcke prall gefüllt in Reih und Glied auf Käufer warteten. Seine Angebote vertraute er einer Schiefertafel an, die noch aus seiner Schulzeit stammte und, in der Stube an die Fensterscheibe gelehnt, in ungelen-ker Handschrift mitteilte, ob Kartoffeln vorhanden seien oder nicht. War das schon keine anlockende Reklame, so waren seine Worte kurz und nicht frei von philosophischen Widersprüchen. So las ich einmal, als ihm die Kartoffeln ausgegangen waren, die kühne Be-hauptung: Kartoffeln sind keine. Ich habe als Junge dies denkerische Problem nicht lösen können und nach ihrem versteckten Sinn ge-grübelt, obschon ich wußte, daß es keine Kartoffeln gab. Oder was für Überlegungen gibt der Satz auf: Kartoffeln sind Morgen! Un-

problematisch aber der erdhafte, frische Kartoffelgeruch, der mir um die Nase wehte, wenn ich an der Hoftür vorbeiging. – Denke ich an das nächste Haus des Fleischermeisters Konderla, so glaube ich auch heute noch, daß ihr blitzender, allseitig mit Kacheln ausgelegter Laden fast zu fein für die Dörfler war. Hoffentlich drohen nicht die Fäuste aller lieben Verstorbenen aus den Gräbern nach mir, aber als Junge fragte ich mich, warum ist denn dieser so große, schöne, saubere Laden immer so leer? Auch wir pflegten in dieser Fleischerei nicht einzukaufen, aber ich erinnere mich eines kleinen Zwischenfalls, der sich dort zutrug, als ich einmal gegen unsere Gewohnheit den Laden betrat. Ich wurde von der hübschen, blitzsauberen Tochter bedient, bekam die Wurst oder was es sein mochte und legte ein Geldstück auf den Marmorsteg vor der Glaswand, hinter der die Würste prangten. Als ich aber das zurückerhaltene Wechselgeld überzählte, sah ich, daß mir das Mädchen zu viel Geld zurückgegeben hatte. Den richtigen Betrag nennend, gab ich das überzählige Fünfundzwanzig-Pfennigstück wieder zurück. War es die plötzlich veränderte Miene des Mädchens, die unwillige Art, mit der sie das Geldstück in den Kasten zurückwarf oder die unmutige Bewegung, mit der sie den Laden vorschnell verließ, – ich weiß es nicht. Mir war ihr Verhalten plötzlich sehr merkwürdig erschienen. Ich hatte doch recht gehandelt. Warum war sie ärgerlich und böse? Rasch verließ auch ich den Laden. Noch mehr hatte mich der Gedanke befremdet, der in mir aufgetaucht war: hatte sie das Geld, das mir zustand, bewußt vermehrt? Später machte ich raschere Schritte, wenn ich dort vorbeiging, und war froh, dem Meistertöchterlein nicht begegnet zu sein. Schnell war ich um die Ecke in die Gleiwitzer Straße geflitzt und ihr aus den Augen.

Warum der Gemeinderat diese Querstraße Gleiwitzer genannt hat, ist mir unerfindlich geblieben, da sie gar nicht nach Gleiwitz führte, sondern sich in den Feldern totlief. Mein täglicher Schulweg zum Bahnhof führte durch sie, in der ich an einer dunklen Toreinfahrt vorbeimußte. Hinter ihr zeichnete sich im Halbdunkel ein wunderbar verbauter, geheimnisvoller Hof ab. Ich habe später noch lange von diesem Ort beklommen geträumt und schreckliche Morde, Untaten und Untergründiges mit jenem gähnenden Loch verknüpft. Aber an der nächsten Ecke wurde die Welt freundlicher. Fünf, sechs Sandsteinstufen kletterten zu einem bunt bestückten Laden hoch, der sich einladend zur Straße öffnete. Die Eingangstür rahmten zwei Tafeln der zehn Angebote, d. h. zwei lackierte Blechstücke, auf die der Kaufmann Fiolka seine Warenpreise pinselte. Wegen der überhöhten Lage hatte man die vor der Tür liegende Plattform für einen der vier Fronleichnamsaltäre vorgesehen, welcher mit einer Blumenpracht aus dem Laden einen Eingang zum Paradies machte. Ich er-

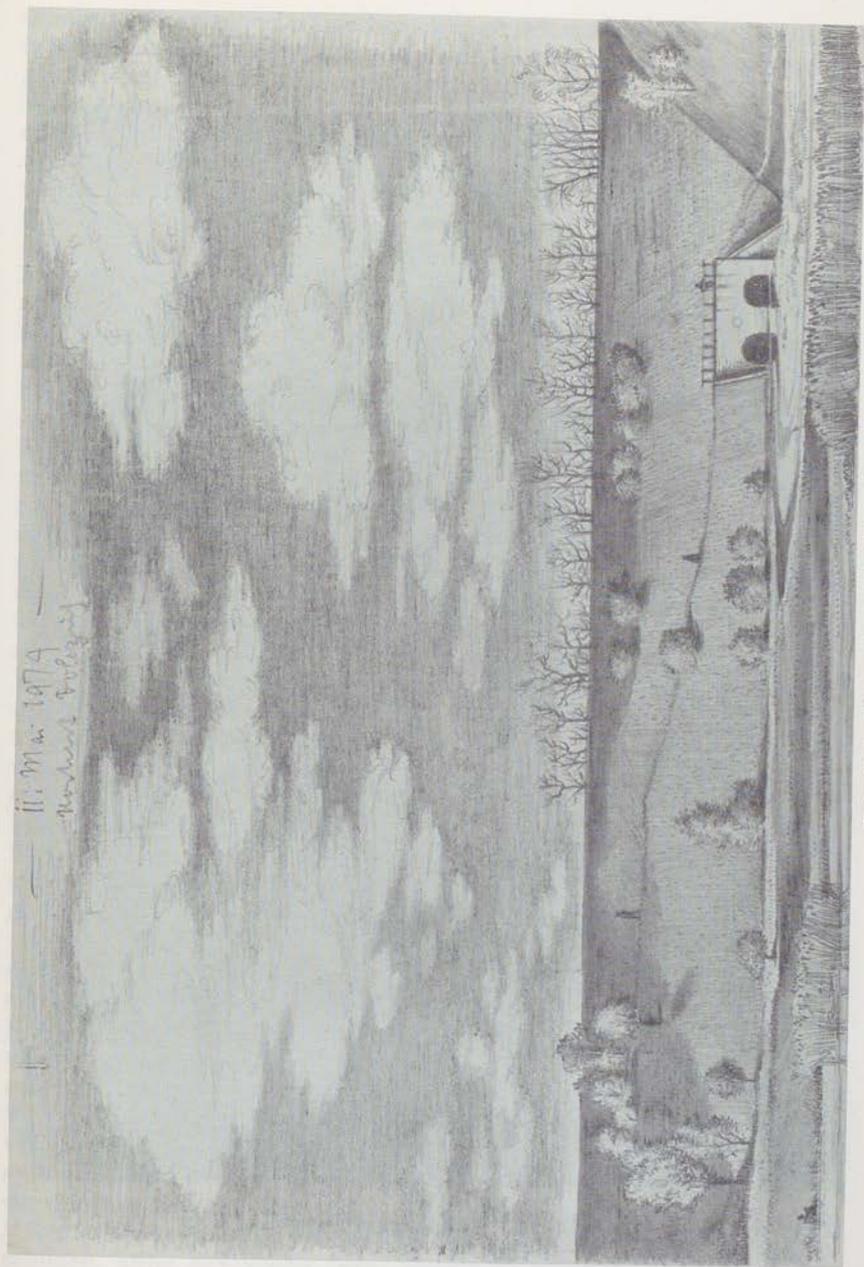
Orzegow
in Ostpreußen
Fig. 1944 —
Duck, DC



Orzegow. Nordwestecke. Links das Wohnhaus. Bleistift. 1944



„Der Helleweck“. Illustration. 1950



11. Mai 1974
Karlshaus Polyzentrum

„Der Bahndamm“. Bleistift. 1974



„Frau Michna“. Öl. 1938. Im Kriege verschollen.

innere mich an einen tragischen Augenblick während eines sommerlich heißen Prozessionstages, an dem ich zusah, wie eins der weißgekleideten, bekränzten und kerzentragenden Mädchen aufschrie, ihr blondes, weit aufgelöstes Haar aufflammte, eine Frau sich ihr schwarzseidenes Tuch vom Kopfe riß und das brennende Feuer erstickte, indem sie das Mädchen, dem sie das Tuch um den Kopf geworfen, an sich riß und mit ihrem Leib schützte. Beide wurden mit Brandwunden fortgebracht, und beide gesundet. –

Am Ende der Gleiwitzer Straße standen im Schatten von großen Kastanien einige winzige, uralte Häuser. Sie waren einstöckig, öffneten sich in der Mitte mit einer niedrigen Tür zur Straße und enthielten beidseitig je eine Stube. Küche und Kammer lagen zum Hof hinaus.

Es war eine merkwürdige Regung, die mich befiel, wenn ich dort vorbeikam. Ich wurde von einem deutlich spürbaren Mitleid befallen. Waren es die weißhaarigen alten Leute, die dort auf ihren Bänken vor der Tür saßen, war es die fast schwarz gewordene Farbe des bröckelnden Backsteinmauerwerks, war es die Ärmlichkeit, die ich dort auf Schritt und Tritt wahrnahm, die mich um ein Erbarmen anzusprechen schienen, – ich weiß es nicht. Ich bin als Knabe manches Mal an das Mauerwerk getreten, um mit der Hand leicht darüberzustreichen, über die Ziegeln zu fahren, als gäbe es dort etwas zu helfen und zu trösten. Später kam die Wahrnehmung und das Wissen um uraltes, verschieden vermauertes Gestein hinzu, wie man es an Kathedralen und Gebäuden vergangener Jahrhunderte sieht, und mit der Schönheit der Strukturen gediegenen Steinmaterials verband sich mir die Ahnung vieler, durch Jahrhunderte durchgestandener Sommer und Winter, ins Grab gesunkenen blühenden Lebens und zahlreicher Generationen, so daß der Stein, über den Hitze, Regen und Schnee, Donner und Blitz hinweggegangen waren – wie über alle jene Menschen – stellvertretend zum Symbol ewigen Vergehens wurde, der mir Achtung und Bewunderung abnötigte; denn er hatte gesiegt und lebte. Meine Anlage, mich von einem Hauch der ewig fließenden Zeit angerührt zu fühlen und sogar manchmal zu meinen, den Zeitenstrom durch mich, die Menschheit und den Kosmos gehen zu spüren, hat oft mein Herz rascher schlagen lassen, und die ersten Wahrnehmungen dieser Art machte ich an jenen Häusern der Gleiwitzer Straße.

Wenn ich zur Kerssenbrockstraße zurückkehre, stehe ich an der Ecke vor den hohen, blanken Fenstern eines großen Geschäftes. Die Fenster waren wohl die größten im Dorf, die eintönig verglasten Kirchenfenster ausgenommen. Die Schauräume des Ladens waren mit Möbelstücken aller Art vollgestopft. Sie drängten sich wie Tiere zusammen, ohne auf Schau- oder Rückseite zu achten. Das Geschäft

gehörte einem jüdischen Kaufmann. Herr Ritter war der einzige Jude im Dorf, von dem ich weiß. Nur selten sah ich seine vornehm gekleidete Tochter hinter den Scheiben auftauchen und gleich wieder verschwinden, und ich habe mit keinem von ihnen jemals ein Wort gewechselt. Mir war, als warteten die Möbel auf etwas, das nicht kommen wollte, und habe nie einen Wechsel der Stücke wahrgenommen. Ihnen war bestimmt, dort für immer zu stehen, so daß ich mir nie die Mühe genommen, jemals einen genau nachforschenden Blick hineinzuworfen. Es war ein Stück Straßenrand, an dem die Zeit vorüberging. –

Ich schaue im Weitergehen rasch dem Bäcker Ociepka in sein Fenster, ob frische „Weißbrot-Zöpfe“ im kleinen Fenster liegen. Ein Schwall frischen Brotgeruches zog mit mir, wenn ich unter der mächtigen Kastanie an seinem einstöckigen Hause vorüberzog. Wenige Häuser weiter sprang ein kleines Gärtchen auf den Gehsteig vor, das um ein altes Steinkreuz angelegt war.

Damals zog man vor Kreuzen im Freien seinen Hut, Frauen schlugen mit der Hand ein Kreuz auf ihrer Brust, die meisten Männer führten wenigstens die Hand symbolhaft zum Hutrand, aber die ganz Alten entblößten devot ihr weißes Haupt vor dem Bild. Sie glaubten an Christus, und ihre schlichte Frömmigkeit bekundete so ihre alltägliche Verbindung mit Gottes Sohn. Ich sehe sie grüßend am Garten des Postmeisters vorbeigehen, in dessen Wildnis ein hohes Holzkreuz aufraute. Ein anderes stand, eingehegt von Zaun und Strauchwerk, außerhalb des Dorfes an der Straße, die nach Godullahütte führte. Brachte mich die Straßenbahn spät aus Beuthen heim, war ich an dieser Stelle ausgestiegen, war das warme Licht der erleuchteten Bahn in der Nacht verschwunden und ich von undurchdringlicher Finsternis umgeben, dann tastete ich nach dem kleinen Zaun des Gärtchens und hatte dann auch den rechten Weg unter meinen Füßen. Ein gewaltiges Kreuz stand an der Kirche selbst und war ein Gedenkzeichen der im Dorf abgehaltenen Volksmissionen. Eiserne Lettern vermerkten die Daten der religiösen Tage auf dem Kreuzestamm. Es verdient angemerkt zu werden, daß damals das ganze Dorf – wenn auch auf verschiedene Weise – von diesem Ereignis ergriffen wurde, überall von den Predigten gesprochen wurde und dieser Vorgang auch an die Ohren derer drang, die wenig oder gar nicht mehr zur Kirche gingen. An solchen Tagen war flüsternd sogar von einzelnen Männern die Rede, welche diese oder jene Predigt versäumt hatten, von anderen, die den Anruf als Nötigung empfunden hatten. Man kannte im Dorf das äußere Tun und Lassen des nahen oder entfernter wohnenden Nachbarn, und daß gegen manch eigenwilligen Kopf eine leise Unduldsamkeit spürbar wurde, zeigt die Grenzen auf, innerhalb derer wir Menschen leben. andré jordan

Am Ende mündete unsere Straße in einen dichten Wald von Holz-, Stein- und Eisenkreuzen, in den Friedhof. Dort schloß die Häuserzeile ein kleines Haus, in dem die Mutter unserer Marie, der treuen Helferin unserer Familie, wohnte. Ihr Mann lag längst unter dem Rasen. In ihrer Küche sah ich an einem Sonnabend die blank gescheuerten Dielen mit weißem Sand bestreut. Ich weiß nicht zu sagen, ob dieses damals allenthalben im Dorf noch Sitte gewesen oder ob es ein Rest aus früherer Zeit war. Die Fenster ihrer Stube gingen auf den Friedhof. Auf diesem Gottesacker liegen mein Vater und zwei meiner Brüder begraben. Später – so habe ich in der Ferne einem immer seltener werdenden Lebenszeichen aus dem Dorf entnommen – hat eine sehr entfernt verwandte, alte Frau noch viele Jahre nach der Abtrennung des Dorfes vom Deutschen Reich die Gräber in frommer Selbstlosigkeit bepflanzt und gepflegt, bis sie starb. Ich habe ihr dafür nicht mehr danken können. Noch später ist der Friedhof von den neuen Dorfbehörden geschlossen worden. So liegen die Toten noch in ihren alten, eignen Gräbern. Gehe ich unsere alte Straße in Gedanken noch einmal von ihrem Anfang bis zum Ende, dann scheint sie mir durchs Leben selbst zu führen: sie trat an der Kokerei, dem Arbeitsplatz der Bewohner, der ihnen das Brot gab, ihren Weg an, lief an der Schule vorbei, in der die Kinder ihr erstes, geistiges Gepäck mitnahmen, an Bäcker und Fleischer vorüber, welche die tägliche Nahrung gaben, und mündete nach diesen Lebensstationen auf dem Gottesacker. Es war eine stille Straße. –

Als bescheiden gekleidete Landfrau wagte sich vom Iserbach gemächlich die Kirch-Straße ins Dorf hinein, zog unbekümmert an einzelnen Häusern vorbei und über die drei Schienenpaare des Gott-hardschachtes hinweg, streifte die Kokerei gleichen Namens an ihrer Mauer, schaute das kleine, hell über die Dächer kreischende Sägewerk kaum über die linke Achsel an und setzte sich dann erst als lebhaft Hauptstraße in Positur, als hätte sie sich für diesen Auftritt umgezogen. Ein, zwei Häuser, wie man sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts Grubenarbeitern baute, machten ihr, vom Straßenrand zurücktretend, Platz, und dann zog sie in die aufgeputzte Mitte des Dorfes ein, eingangs präsentiert durch das großtorige Feuerwehr-Spritzenhaus und die ehrwürdig alte Mädchenschule. Jetzt begleiteten sie zwei prächtige Häuserzeilen mit ihren Wohnungen und Läden selbstbewußt bis zur Kirche, welcher nach altem Gesetz in deutschen Landen eine Kneipe selbstsicher ins Gesicht sah. Sie lief weiter bis zum menschenleeren Marktplatz mit seinem steinigen Boden am Ende des Dorfes, auf den die einzige dreistöckige Häuserfront des Ortes mit tausend Fenstern herabsah. Je näher sie der Dorfmitte gerückt war, desto eifriger war sie der zunehmenden Würde bedacht und hatte ihre Vornehmheit vom erdigen, dann locker gepflasterten

Fahrweg am Dorfeingang zur festgefügt, mit Basaltsteinen ge-
ebneten Hauptstraße gesteigert. In der Dorfmitte hatte sie zwei
Bürgersteige an ihre Seiten gerufen, von denen aber der linke bald
aus Stolz oder Scham aufhörte, weil an seiner Seite die zweistöckigen
Gebäude kleineren Häusern Platz machten. Nach ihren putzsüchtigen
Bemühungen, den sauberen Kanalabflüssen, Bordsteinen und glat-
ten Bürgersteigen, hielt sie beim Verlassen des Marktplatzes ein ge-
schniegeltes Aussehen nicht mehr für notwendig und fiel unversehens
in den Zustand einer eintönigen Landstraße zurück, um sich im grau-
en Alltagskleid nach Sophien-Schacht und Morgenroth still aus dem
Dorf zu stellen.

Dieses Stück Erde, über welches die Straße lief, – einige von Mil-
lionen Straßen der Welt, – war der farbenreiche Schauplatz, auf dem
mich das Leben in seine Mitte nahm, und es fällt mir schwer, eine
Einzelheit aus dem vertrauten Bild herauszunehmen, denke ich aber
an dieses oder jenes Haus, dann stellen sich viele lebendige Augen-
blicke meines jungen Lebens wieder ein, eins das andere verdrän-
gend.

Wenn ich mir das Steinkohlenbergwerk, unsere „Grube“, ins Ge-
dächtnis zurückrufe, dann wird jene Sekunde gegenwärtig, die mich
Sechsjährigen in Todesgefahr brachte. Ich hatte mich flink und un-
gesehen, wie man es als Erwachsener später niemals mehr kann,
am Wächter der Portierbude in den Grubenbereich, das abenteuer-
liche, dampfende, rasselnde und pfeifende Gelände, hineingeschmug-
gelt, war an den vorbeiratternden Kohlenwagen vorbeigelaufen,
hatte die Waggon-Waage, die jeder Steinkohlenwagen, der in die
Fremde will, passieren muß, hinter mir gelassen und befand mich
im geheimnisvollen Halbdunkel der Schachtaufbauten mit den vielen
Trägern, dem Stahlgehänge, den Vorratsstapeln von Balken, Schwel-
len und Ersatzteilen. Von Blechwänden tropfte Wasser, harte Ge-
räusche zusammenstoßenden Eisens durchstießen die Luft, und ich
fand mich im Halbdunkel der Menschenleere allein. Vorsichtig war
ich an das Gitter getreten, das den Abgrund rahmte und aus dem
ein seltsam belebender Geruch quoll. Frische, Feuchtigkeit und das
Aroma fremder Art stiegen in meine Nase, die alles gierig aufnahm.
Alles um mich starrte von Kohlstaubschwärze, Nässe und Öl. In der
Mitte des gitterumstandenen Schachtes fiel öltriefend und glänzend
das Seil in die Tiefe. Im Sausen und Getöse schlugen deutlich ver-
nehmbar Glocken über mir an. Ich zwängte meinen Kopf durch das
Eisengitter und starrte in die Nacht hinunter. Ich weiß nicht, wie
lange meine Phantasie die unermessliche Tiefe zu ergründen suchte,
als mich plötzlich ein Windstoß und ein Geräusch so fremd und ge-
heimnisvoll trafen, daß ich meinen Kopf eilends aus dem Eisennetz
zog. In diesem Augenblick sauste etwas Großes, Schwarzes dicht vor

mir in den Abgrund. Die Förderschale war lautlos in die Tiefe gegli-
ten. Ich stand einige Augenblicke regungslos, dann hastete ich in
dumpher Ahnung, einer schweren Gefahr entronnen zu sein, aus der
Dunkelheit ins Licht, an der Portierbude vorbei ins Dorf und war ver-
wundert, daß niemand mein Herz klopfen, meine Angst sehen konnte
und alle Geräusche des freundlichen Morgens ungestört durch die
Straßen gingen.

Ich weiß nicht, wieviel Spielraum zwischen dem tausenden Eisen-
gehäuse der Förderschale und einem in den Schacht hineingehaltenen
Kinderkopf besteht, aber erst längere Zeit später, als ich die Härte
und Unversöhnlichkeit der Dinge im Raum kennengelernt, streifte
mich das Grauen, wenn ich an jenen Augenblick zurückdachte. -

Auch im Portierhäuschen der Kokerei saß ein Aufpasser. Stand das
große Werktor offen, dann konnte man in den ewig qualmenden
Kokereibetrieb hineinsehen. Sie ist mir drei Jahre lang täglicher
Aufenthalt und Arbeitsort gewesen, als ich nach Vaters Tod meiner
Familie Geld verdienen half; denn das neue Land zahlte meiner
Mutter kein Witwengeld.

Der Widerhall der menschlichen Arbeit über dem Dorf wurde vom
hellen Kreischen der Sägen aus dem Sägewerk übertönt, das mit
ihrem auf- und absteigenden Singen wie das Schilpen der Spatzen
und das Rauschen der Silberpappeln über unseren Knabenköpfen
zu meiner Jugend gehörte. Einmal blieb ich am Eingang zum Säge-
werk, das der Kokerei auf der anderen Straßenseite gegenüber lag,
betroffen stehen. Ein Knabe hatte aus dem Tor Stapel um Stapel
Abfallholz getragen und auf dem Bürgersteig zu einem mannshohen
Berg getürmt. Ich sah staunend, wie der Junge wiederum von die-
sem Haufen einen Stoß Holzstangen und -brettchen, wie ihn seine
Arme umgreifen konnten, zusammenlas und ihn zwanzig, dreißig
Schritte weitertrug, aufs Pflaster warf, zum Stapel zurückkehrte,
ein neues Holzbündel aufnahm, weitertrug, zurückkehrte, mit leeren
und vollen Armen hin und her pendelte, bis der Holzberg am neuen
Ort lag. Mit großer Selbstverständlichkeit begann der Junge die Be-
förderung zur nächsten Station. Wie aber auch die Prinzessin im
Märchen aus dem gläsernen Berg erlöst wurde, nachdem der alle
tausend Jahr anfliegende Vogel mit seinem Schnabel den Glasberg
am Ende doch abgewetzt hatte, so bewegte der Knabe den Holzvorrat
die Kirchstraße entlang und allgeduldig vorwärts, bis auch das letzte
Stück Holz in den Hof seines Vaters eingetragen war. Staunend hatte
ich dieser Geduld und Unabhängigkeit von Handwagen und Pferde-
fuhrwerk zugehört. -

Drei, vier Steinwürfe weiter von den kreischenden Sägen konnte
man das Klappern der Kannen hören, die vor dem Milchgeschäft
Krebs ein- und ausgeladen wurden. Im dunklen Flur dieses Hauses

habe ich einmal an eine Tür geklopft, bis mir der Schlosser Paulek Stronzek öffnete und mich zu seinen selbst gemalten Bildschätzen einließ. Über ihn wird zu erzählen sein. Auch in den daneben und tiefer liegenden Garten, in dem ich die erste Bekanntschaft mit der Plastik machte, schauen wir jetzt nicht hinein, lassen auch den mehlbestäubten Kaufmann Czaja sich an der Tür seines Kolonialwarengeschäftes räkel, im ersten Stock dieses Hauses ein Mädchen an seinen Gipsplatten malen, und selbst vom guten Mundsckick, der hinter dem Haus in seiner Werkstatt an der neuen Kirchenorgel baut, wollen wir zunächst nichts wissen. Dennoch bleiben wir vor diesem Hause stehen. In ihm hat sich damals, als ich noch unterhalb jener Schwelle lebte, nach welcher die Geschlechter sich nähern, eine Tragödie abgespielt, die ich freilich mehr erahnte als kannte. Damals war mir, als ginge von jenem Zimmer des Hauses, das rechts neben dem Hausflur lag, etwas aus, das menschliches Mitleid verdiente. Dort hatte sich ein Ingenieur eingemietet, der in der Kokerei seinen Dienst versah. Ihn besuchte zuweilen ein schönes, großes Mädchen, von dem wir wußten, daß es, von schwerer Lungenkrankheit befallen, dem Tode nahe war. Ihre Mutter und einige Geschwister waren schon ins Grab gesunken, und im Dorf glaubte man auch die letzten Glieder der Familie vom Aussterben bedroht. Ich war ihr, wenn ich die schöne, gerade gewachsene Gestalt des Weges kommen sah, scheu und von fern zugetan, und zu wissen, daß sie trotz ihrer Schönheit an Schwindsucht sterbenskrank war, das hob sie in meinen Augen über die anderen Menschen weit hinaus. Wenn jemand Menschenfreundlichkeit und Liebe nötig hatte, so war sie es. Um so rätselhafter erschien mir das Tuscheln, das heimlich im Dorf umging, über beide Menschen böseartig und aburteilend sprach und sich besonders über das Mädchen hartnäckig empörte. Erst als sie längst im Grabe lag, lernte ich wissen, daß wir dem Mitmenschen selten gerecht werden und den Nachbarn abzuurteilen schnell bereit sind. Ich habe nichts mehr über beide Menschen erfahren. Wer vermöchte über die Stunden und Geschehnisse hinter jenem Fenster etwas zu sagen, das der reinen Wahrheit und Todesnähe unleugbar entsprach? In welcher Wirklichkeit lebten die beiden? Ich weiß es nicht. Viele Jahre später bin ich ihrem Vater, einem Lehrer, der seine Familie als einziger überlebt hatte und Greis geworden war, noch einmal in der Breslauer Oper begegnet. Er hatte noch einmal geheiratet und schien mit einem heiteren Lebensabend beschenkt worden zu sein. Ich habe ihn nie wiedergesehen, wie ich auch etwas Näheres über das Geschick und den Tod des Mädchens nie erfahren habe. Im Vorbeigehen hatte ich einen Hauch, einen Blick, ein flüchtiges Bild von ihrem Wesen wahrgenommen, und sie war aus meinem Gesichtskreis für immer verschwunden. -

Indem wir an jenem Fenster vorbeigehen, befinden wir uns nach wenigen Schritten in der Mitte des Dorfes. Dort hing über dem Gehsteig eine große Uhr. Sie war die einzige ihrer Art im Dorf, und Uhrmacher Simon, ihr Besitzer, war stolz auf das über den Köpfen der Fußgänger schwebende Prachtstück. Um diese Stelle, so schien mir, drehte sich das ganze Dorf. Das blitzende Uhrmacherschaufenster und die danebenliegende, farbenfroh sich gebende Drogerie waren ganz dafür angetan; selbst Kirche und Gemeindehaus, denen das Vorrecht zukam, schienen mir nicht Lebensmittel unseres dörflichen Kreises zu sein. Ging ich auf die Uhr zu, dann näherte ich mich dem Herzen des Dorfes, wußte ich sie hinter mir, dann verließ ich den Innenkreis der Häuser, und es ist doppelt seltsam, heute zu wissen, daß ich damals kaum jemals auf ihr die Zeit abgelesen. Ich war dem unermeßlich langen Tag, der mich stets hell und freundlich umgab, – mochten die Erwachsenen den bedeckten Himmel auch mürrisch betrachten –, so offen, unmittelbar und leidenschaftlich zugetan, daß ich selten an den nächsten Tag oder gar an die kommenden Wochen dachte. Was Zeit war, die man in Raten zu beachten hatte, wußte ich nicht. Täglich zogen wir unter der Uhr her, aber was sie zeigte, scherte mich wenig.

Das schöne Haus mit der Uhr stand stolz da und blickte über das winzige Häuschen, das ihm gegenüberlag und wohl eines der ältesten gewesen, anspruchsvoll hinweg. Dieses war altersgrau, klein und unansehnlich. Ich hätte es wohl längst vergessen, wenn es mich nicht an eine kleine Verirrung erinnerte, in die wir dort, mein Freund Sepp und ich, geraten waren.

Das Häuschen besaß einen kleinen Laden. Für mich war es der alte, geheimnisreiche Kramladen aller späteren Erzählungen, die mir vor die Augen kamen: dort waren im dunklen, tiefen Hintergrund sicher alle Verwandlungspulver, Tarnkappen, Wunschringe und Zaubermittel versteckt, die es je gegeben; in Wahrheit aber stand die uralte Frau Samol hinter dem wurmstichigen Ladentisch und verkaufte Graupen, saure Gurken und Salzherige. In diesem Laden versorgten wir uns mit Hilfe von Sepps ansehnlichem Taschengeld, das mit gewaltigen Maßstäben gemessen schien und meinen Hügel von Pfennigen als Urgebirge überragte, die Hosentaschen voll Bonbons, kleinen, viereckigen milchhaltigen Stückchen, die zäh an Zahn und Gaumen klebten und herrlich schmeckten. Die Hosensäcke prall gefüllt, standen wir auf dem Bürgersteig unter der Uhr und hatten nur zu bald den jugendlichen Vorrat unseres Appetites erschöpft. Am Ende unserer Fassungskraft stellten wir mit verklebtem Gebiß und verzuckerten Lippen fest, daß wir kaum die Hälfte bewältigt hatten. Eine letzte ansetzende Bemühung scheiterte. Jetzt fingen die Manna-Bonbons an, uns zu stören. Das war in der Geschichte meines

Taschengeldes, der erheblichen Fassungskraft meines gesunden Magens und, soweit ich erleben und umblicken konnte, des Dorfes etwas noch nie Dagewesenes. Freilich, das kam mir erst später zu Bewußtsein. An jenem sonnigen Nachmittag ließen unsere vollen Mägen keine tieferen Gedanken zu, sondern wir entledigten uns der Unvertilgbaren kurzer Hand, indem wir feststellen wollten, wer mit einem Bonbon über Samols Haus werfen könne. Und so hub ein kleiner Frevel an, von dem ich nicht melden kann, wer Sieger geblieben; denn wir beide waren fixe Kerle, die auch den Ball zu werfen verstanden, und daß wir uns dieser Untat hinterher geschämt hätten, kann ich leider auch nicht berichten. –

Unter der Uhr hatte sich die einzige Drogerie des Dorfes ihren Platz gesichert. Sie war sich des bevorzugten Platzes bewußt und zeigte sich mit ihren blanken Fenstern und den Auslagen von der einladendsten Seite. Mit ihr verknüpfte ich Karbolgeruch und Stockprügel. Wir hatten – wie oft in jenen Kriegsjahren – Soldaten gespielt. Damals waren wir von diesem ewig neuen Spiel sehr angetan und wußten noch nichts von dem furchtbaren Hintergrund, der die Vorlagen lieferte, nichts auch von jenem Brief von Goethes Mutter, die, von ihrem berühmten Sohn um Übersendung von Blei- und Zinn-soldaten sowie Kanonen gebeten, ihm tüchtig den Marsch blies.

Dieses Mal aber, an das ich denke, galt unser Spiel nicht Kampf und Tod, sondern der Pflege von Verwundeten. Wir glaubten, daß hierzu eine Menge Verbandzeug, von Karbol und Giften gehöre. Warum es Gifte sein mußten, hätten wir nicht zu sagen gewußt, aber ein Groß-einkauf wurde ins Werk gesetzt, wir wurden von der jungen Gehilfin der Drogerie bedient, freilich ohne Gift zu erhalten, die Bezahlung wurde durch Versprechungen verschoben, und das Kriegslazarett, das wir in unseren leeren Stall verlegt hatten, war für die Ankunft des Rote-Kreuz-Zuges vorbereitet. Mich hatte man zum Schwerverwundeten bestimmt und von Kopf bis Fuß mit blendend weißen Binden bandagiert. Ein Handwägelchen, auf dem ich beklemmend eng lag, fuhr als Lazarettzug am Stall vor, auf dem ein Stück Papier mit der Aufschrift „Kriegslazarett“ hing, als plötzlich, soweit ich Schwerverletzter es durch meine Benommenheit hindurch beurteilen konnte, ein Feindangriff eingesetzt haben muß; denn nach dem Geschrei der Davoneilenden lag ich, von allen Ärzten, Krankenschwestern und Helfern verlassen, bewegungsunfähig und einsam auf dem Wagen, ohne auch nur einen Finger zur Kapitulation erheben zu können. Mir schwante nichts Gutes, und ich gab mich verloren, als der bewaffnete Feind in Gestalt meines Vaters mit einem aufgelesenen Holzgewehr vor mir stand. Seine unvorschriftsmäßige Haltung des Gewehres gefiel mir nicht. Ich muß wohl nach der völligen Niederlage in eine Art Agonie gefallen sein, denn als ich mich

wieder recht besann, kniete die hilfsbereiteste Krankenschwester, die es auf der Welt gibt, in Gestalt meiner gütigen Mutter vor mir und befreite mich Schluchzenden von Bandagen- und Todesnot. Was wir nicht gewußt hatten, ich aber heute sehr sinnvoll finde, war die alsbaldige Benachrichtigung meines Vaters durch die tüchtige Besitzerin der Drogerie, aus der uns von der jungen Gehilfin neben dem Karbol auch beachtliche Mengen von Salz-, Schwefel- und Salpetersäure mitgegeben worden waren. Das gesamte Krankenhauspotential mußte abgeliefert und bis auf die letzten Salben und Reagensgläser wieder zurückgebracht werden. Man sieht, die Drogistenfrau, Frau Grziwa, hatte ihr Herz auf dem rechten Fleck. Daß im selben Haus ein Dichter wohnte, wußten wir damals noch nicht. Erst später wurde ich dessen gewahr, worüber zu erzählen sein wird.

Lassen wir die Uhr ihre Zeiger gemächlich vorrücken und ziehen wir zur Bäckerei Konderla weiter, in die man – wie in manchen Laden des Dorfes – über einige Steinstufen gelangte. Sie ist es, bei deren Erinnerung ich an jene Kriegsjahre zurückdenken muß, in denen es kein Brot gab, die Menschenmenge wie eine dunkle Traube an der verschlossenen Tür, auf den Steinstufen und auf dem Straßenpflaster hing, sich um einige wenige Brote zankte und schlug und wie ein böß gewordener Bienenschwarm auch dann nicht vom Platze wich, als der kleine Vorrat längst ausgegeben war. Der Hunger im Lande, in der Welt und die Schlangen anstehender Frauen, Kinder und Greise tauchten im Leben der älteren Generation immer wieder auf. Im ersten Kriege hungerten Hunderttausende, den gleichen Jammer erlebte die Bevölkerung in zweiten großen Krieg, nach ihm wieder im östlichen Teil unseres Landes, und heute, da ich dies schreibe, schreien die Hungersnöte in der Welt weiter laut zum Himmel. –

Daß unser Arzt sich unweit der Uhr, Kirche und Kneipe und des Gemeindehauses mitten im Dorf in einem alten, bequemen Haus niedergelassen hat, zeugt von praktischem Verstand. Ich erinnere mich nicht, jemals als Gast oder als Patient dort gewesen zu sein, obschon meine Eltern mit dem Arztehepaar verkehrten. In Schindlers, des Arztes Garten, aber hat es mich kräftig hingezogen. In ihm stand ein sehr seltsamer Turm. Der schwarzrote Ziegelrundbau, ein alter Wetterschacht, der in die Tiefe des Bergwerks hinabreichte, überragte die davorstehende Gartenlaube um Knabenlänge und ließ seine runde Öffnung zum Himmel offen. Mit Efeu umwachsen und Sträuchern umpflanzt, schaute das uralte Gemäuer über die hohe Gartenmauer hinweg und machte einen unheimlichen, anziehenden Eindruck auf mich, wenn wir außen vorbeigingen oder sonntags die Kirche besuchten. Es war erregend, wenn wir, die der Arztsohn

gelegentlich in den Garten ließ, aufs Laubendach kletterten, uns oben über die Schachttöffnung beugten und in die Tiefe starrten, aus deren Schwärze kein Laut heraufdrang. Wenn aber Heini große Wackersteine, die im Garten herumlagen, mühsam aufs Laubendach gestemmt hatte, – es waren schwere Brocken, die man nur mit großer Mühe heben konnte, – dann wurde es spannend. Die Steine wurden auf den Mauerrand gelegt, an den Innenrand gerückt, und dann war der erwartete Augenblick da: ein Stoß, und der Stein sauste in die Tiefe, rasch folgten die anderen nach, ein Poltern hub an, sie stießen an die Wände, wir sahen sie im Halbdunkel an das Mauerwerk schlagen, hörten den dumpfen Lauten nach, die mir wegen ihrer Härte einen Schauer in den Leib jagten, bis sie in der Tiefe verschwanden und das seltsame aus der Schwärze heraufdringende Poltern, das Steine und Mauerwerk heraufschickten, immer schwächer wurde und endlich ganz aufhörte. Wir wußten nicht, wohin sie verschwunden waren, wie es drunten in der Tiefe aussah, ob der Schacht überhaupt bis auf die unterste Sohle des Gotthardschachtes reichte oder gar, ob wir mit der Lawine unten jemanden erschlugen, und heute nach einem halben Jahrhundert will mir unser Leichtsinn, je länger ich ihn betrachte, immer weniger gefallen. Helles Entsetzen aber packte mich damals, als Heini auf die eisernen und rostigen Steigeklammern zeigte, die im Innern in das Mauerwerk eingelassen waren und von Stufe zu Stufe nach unten führten, und uns erzählte, wie er an ihnen in die Finsternis hinabgestiegen sei. Er wies, da wir ihn stumm und ungläubig anstarrten, auf die Stelle, an der er neben der Laube die Turmwand durchbrochen und sich hinabgewagt hatte. Wir wagten zur ziegelverstellten Öffnung kaum hinzusehen. War das ein tollkühner Bursche, dieser Heini Schindler! –

Als kleiner Junge war ich oft an Schindlers Garten vorbeigegangen und hatte jene Geschichte vom Berggeist an diesen Turm verlegt, der einem Bergmann aufgetragen hatte, mit ihm, auf einem Brett über dem Schachte sitzend, einige Kupfermünzen von ungrader Zahl sauber zu teilen. Als der brave Kumpel den allerletzten Pfennig gerechten Sinnes mit dem Messer zu halbieren sich anschickte, verwandelten sich die Münzen zu Gold und klimperten in seiner Tasche, während er sich plötzlich allein sah und zu seinem Entsetzen bemerkte, daß er auf einem Strohalm gesessen. Dies mußte sich auf Schindlers Gartenturm zugetragen haben, und so hatte die geheimnisvoll-gefährliche Geschichte und das tollkühne Unternehmen von Heini den Turm in einen Gruselort verwandelt, der mich ängstigte und anzog, als müsse sich bei seinem Anblick die Erde plötzlich unter meinen Füßen öffnen. –

Über einige Steinstufen gelangte man in einen Fleischerladen, der dem Arzthaus gegenüberlag. Ich nahm den Eindruck mit ins Leben,

als sei diese Fleischerei und keine andere die oberschlesischeste von allen. Von den trefflich gewürzten und vielartigen Wurstsorten will ich nur sagen, daß sie aufs beste unserem Gaumen angepaßt waren und uns einen hohen, später im Leben niemals in Frage gestellten Maßstab für die Güte kälberner, schweinerner und rinderner Wurst mitgegeben haben. In diesem Laden habe ich als Knirps von vier, fünf Jahren eine schmerzliche Enttäuschung erlebt. Mir hatten es zwei kleine, wundervolle Marmorplastiken von Kühen angetan, welche, mit rosa Bändern geschmückt, sich im Schaufenster unentwegt anstarrten. Welche Wonne winkte mir da, als wir die Stufen hinaufstiegen! Mutter würde sie mir, diese herrlichen Marzipanfiguren, schon kaufen. Es war mir unverständlich, daß diese Leckerbissen aus Marzipan ungenießbar sein sollten. Hartnäckig bettelte ich weiter, bis die Frau Meisterin energisch den Kopf schüttelte, sie seien nicht käuflich. Mein genäschiger Sinn jedoch blieb allen Vorstellungen unzugänglich, bis die Frau um den Ladentisch herumkam, das Fenster öffnete und mir die Kuhohren abzubeißen gestattete. Das Gelächter der Umstehenden jagte mich an Mutters Mantel. Aber lange noch sollte ich aus der ersten Fleischerei des Dorfes die Herrlichkeiten der Graupen-, Semmel- und Wellwürste mitessen dürfen, und ich möchte glauben, sie habe ihren guten Ruf noch nach Jahrzehnten gerechtfertigt; denn über dreißig Jahre später – nach beiden Weltkriegen und der großen Vertreibung aus Dorf und Land – war es ein Ereignis, als meine Mutter auf dem Wochenmarkt eines westfälischen Städtchens, in dem wir untergekommen waren, eine Fleisch- und Wurstbude entdeckte, die just dem Sohn unseres alten Fleischers aus dem Dorf gehörte und wie in alten Tagen Krakauer Wurst und Wellwurst feilbot, welche unser Gaumen entzückt wiedererkannte und von der ich meinem Freunde Sepp, den das Schicksal an die Waterkant verschlagen, eine gute Portion mit dem Vermerk senden konnte, sie sei persönlichstes Machwerk unseres Fleischermeistersohnes von der Kirchstraße.

An den Arztgarten schloß sich der heilige Bezirk mit der Kirche, in der ich jahrein, jahraus mit Eltern und Geschwistern dem Gottesdienst beiwohnte, beichtete, zum Tisch des Herrn ging und, älter geworden, im Kirchenchor mitsang, wie auch mein Vater später gelegentlich auf der Orgelbank saß und die chorgesungenen Messen auf Mundschicks selbstgebaute Orgel begleitete. Mit diesen morgendlichen und abendlichen Andachten verknüpfte sich viel Ernst, Innigkeit und Gemütsbewegung.

Wie Kirche und Kneipe in unserem Lande fast einer Art Tuchfühlungsgemeinschaft angehörten, die einem äußeren Burgfrieden gleichkommt, so stand eine Kneipe selbstbewußt unserem Gotteshaus gegenüber. Ich bin selten in sie hineingekommen, jene Gänge ausge-

nommen, von denen ich meinem Vater das Mittagsbier heimbrachte. Der Hof mündete seitab in die Schluchtenstraße. Dort glänzten im Tordurchgang die Pflasterseine immer vor Feuchte, und es roch schlecht. Hätte ich neben dem Wort auch den Begriff gekannt, so hätte ich erklären können, was ich sagte: „es riecht dort nach Verworfenheit“. Ich weiß nicht, welche Merkmale mich dazu gebracht hatten, mir vorzustellen, daß in jenem Bereich Dinge vor sich gingen, welche „verworfen“ waren. Der Gestank, der von der hervorrieselnden Feuchtigkeit ausging, erregte meine Nase und jagte mir einen Schauer ein. Das Gasthaus aber fand ich stets sauber und aufgeräumt, die Stühle des Gastzimmers standen in Reihe und Glied, der Boden war gefegt und mit Läufern bedeckt, auf den Tischen standen die Aschenbecher ausgerichtet, die Theke blitzte mit ihren geputzten Zapfhähnen, und daß dieses Gasthaus vor meinen Jugendjahren eine goldene Blütezeit erlebt hat, erfuhr ich zu meinen großen Erstaunen erst Jahrzehnte später, als mir eine alte, farbige Ansichtskarte in die Hände kam, die etwa siebzig Jahre alt sein mochte. Kaum zu glauben, unser Gasthaus war vor Jahren dieses stolze „Hotel Viktoria“! Ich würde dieses Dokument in ein Archiv für Ortskunde in unserem Dorf einreihen, wenn es dieses Gäbe und wenn sie nicht einem alten, mit Hingabe leidenschaftlich interessierten Sammler aus dem Nachbardorf Schomberg gehörte, der heute in Bremen seine letzten Jahre verlebt.

Laß dich betrachten, Orzegower Rarität! Der „Gruß aus dem Viktoria-Hotel“ blickt mich mit seinen fünf Teilbildern farbenfreudig an. Blumen und Ranken winden sich um die Darstellungen. Das also war die Kneipe, aus der ich meinem Vater das Bier holte! Verzeih freundlicher Leser, wenn ich Dich unzeitgemäß anrede und entzückte Ausrufe beim liebevollen und etwas wehmütigen Betrachten dieses abgegriffenen Papiers vor mich hinspreche! Ist es doch der letzte echte, sagenhafte Rest des Dorfes, der dokumentarisch vor mir liegt. Die Gesamtansicht des Hotels – ich kann dieses Wort nur leise, ehrfürchtig und mit einem Augenzwinkern aussprechen, das dem alten Besitzer Pyka gilt, – hat der Zeichner mit einem Geäst umrahmt und auf die Karte genagelt. Es sah mit seinen zwei Geschossen, der rechten, vorgeschobenen Gebäudehälfte und dem schmucken, dreiseitigen Erkervorsprung auf der anderen Seite prächtig aus. Zu meiner Zeit hatte es ein schlichteres Gewand angezogen, der Giebel war verschwunden, den rechten Flügel, nun vom Gasthausdasein befreit, hatte der Besitzer zu einem selbständigen Ladenhaus umgebaut. Wer wollte es dem Zeichner und Besitzer verdenken, daß er vor jenes respektable Etablissement mit der Doppelreihe repräsentativer Fenster eine elegante Kutsche, promenierende, spazierstockschwingende Herren und Damen mit aufgespannten Schirmen gesetzt hat, als be-

fände man sich auf der Kurpromenade eines Weltbades. Radfahrer suchen zwischen ihnen ohne Verkehrsregeln ihren Weg. Und stolz daneben der Name des Hotels, der die Hohenzollern-Ära dokumentiert: Viktoria! Was wunder, wenn der Bauherr und Besitzer Viktor Pyka hieß! Und das bedeutet Sieger. Daß auch dessen eigene „Villa“ in eleganter, rautenförmiger Umrahmung auf der Propagandakarte nicht fehlen durfte, liegt nahe. Sie lag in jenem Teil des Dorfes, der von der Beuthener und der Kirchstraße gerahmt war. Den Privatweg, der zu ihr führte, habe ich selten betreten. Von dieser Villa ist mir ein Traum in Erinnerung geblieben. Ihre Lage muß mich wohl beeindruckt haben: zwischen Bäumen versteckt, abseitig gelegen und fern vom Straßenlärm schien sie wie eine stille Insel dazuliegen. Als in den Träumen und Halbträumen meiner Entwicklungsjahre das andere Geschlecht zum ersten Mal auftauchte, habe ich jenes Haus zur „Insel der Seligen“ gemacht und mir sogar einen verschwiegene Einstieg über Stamm und Äste in das Eckzimmer des ersten Stockes erdacht, in dem das selige Leben aufblühen sollte, ohne daß ich hätte sagen können, wie das Dasein der Seligen aussah. Die nächtliche Stunde, das erleuchtete Fenster, dunkles Geäst, die Sicht vom Garten her und die vage Vorstellung eines lichtvolleren Dasein, diese romantischen Requisiten hatte ich früh in mich aufgenommen, und nun sehe ich dieses Haus mit dem Vorbau, prächtigen Fenstern, die denen des Hotels gleichen, und dem zierlichen Türmchen über der Dachtraufe in kleinem Format und nüchternen Auges vor mir. Welch rätselhaft vergehende, umwandelnde und grausam-gütige Zeit des Menschenlebens! Ein anderer Anziehungspunkt in jenem Villengarten war eine große, blaue Glaskugel, in der sich die Welt traumhaft spiegelte. Solche Glaskugeln schmückten damals viele Gärten des Dorfes und gaben den Wegen, Büschen und Sträuchern einen magischen Mittelpunkt, der die Umwelt verdichtet auf sich sammelte. Und kein anderer Vers scheint hierher zu gehören als jener, der damals im Schwange war:

Zu Pless
O/S,
da stand
ein Haus,
das sah
mit seinen Kulln
aus Glas
fast wie 'ne Villja aus.

*

Da prangt auch auf der Karte das Büffetzimmer mit dem mächtigen Schanktisch und der gefäßeblitzenden Schauseite. Lässig und vor-

nehm dastehende Herren bevölkern den Raum, in den der Zeichner durch einen Rundbogen hineinsehen läßt und den meine barfüßigen Kinderbeine so oft durchlaufen.

Es muß schon ein großes Unternehmen gewesen sein, zwei Säle in ein Hotel einzubauen. In der Jugend sind sie mir stets als einer erschienen, fragt man als Junge doch nicht nach Aufbau und Anordnung der Räume als nach dem, was man in ihnen erlebt. Der Tanzsaal öffnet sich in einer Größe, die den ganzen Wiener Kongreß mit seinen rauschenden Vergnügungen hätte aufnehmen können, und die wirbelnde Eleganz der tanzenden Paare scheint aus einem königlichen Krönungsfest zu stammen. Hinter der Karte schaut augenzwinkernd der Bauherr hervor, dem der Schalk im Nacken gegessen haben muß. Das Leben im Dorf muß ein einziges Fest gewesen sein. Das kleine Impressum auf der Rückseite der Karte trompetet hierzu die Unternehmungslust dieses Mannes heraus: „Verlag Viktor Pyka“. Guter, alter Wirt, Bauherr und Restaurator, Unternehmer und Verleger, welche Kraft besaßen deine sieben Geister, daß du neben dem Bier- und Schnapsverkauf, neben den Bausorgen, der Rechnungsführung und den Steuerabrechnungen noch einen Verlag zu leiten imstande warst! Ziehen wir aus dem Kübel, den ich am Rand der Karte mit einer Wein- und Sektflasche geziert finde, eine heraus, gießen wir uns zwei Gläser voll und stoßen wir an: „Sie sind ein tüchtiger Oberschlesier, Herr Pyka, pieronna noch mal! Prost!“

Ich schaue noch einmal in den kleinen Saal hinüber und sehe mich als Fünfzehnjährigen im verdunkelten Raum hinter einem großen Pappschild sitzen, durch ein Loch auf das Leinwandflimmern starren und das Filmgeschehen improvisierend begleiten. Es war in jenen Tagen des Kintopps, in denen je nach Anspruch und Vornehmheit des Filmtheaters die Filme mit Klaviermusik, einem Salonorchester oder Grammophongedudel begleitet wurden. Ich war als Orchester angeheuert, hatte mich hintenherum über das „Tor der Verworfenheit“ eine Viertelstunde vor dem Vorstellungsbeginn einzufinden, mir meinen Pappschild standfest vorzubereiten und ein erstes Präludium in das Geschwätz des berstend vollen Saales auszustrahlen. Mein Klavier war eine Art Harfe und besaß, das modernste Tonempfinden vorwegnehmend, schon Viertel- und Achtelstufen; einige Baßsaiten verursachten beim Anschlag ernste, schicksalhafte Paukenschläge, d. h. die Hämmer schlugen durch die Leere an die Klavierrückwand. Auf ein leises Anschlagen antwortete das Instrument nur mit höhnischem Schweigen. So war ich gezwungen, in jugendlich kräftiger Weise dem Namen Hammerklavier alle Ehre zu machen. Gleichwohl! Es war eine Wonne, auf die Leinwand zu schauen und auf die Tasten zu schlagen. Ich hätte mich nicht gewundert, wenn der Wirt, mein Mäzen, ein Plakat auf mein Pappschild, allen sichtbar,

geklebt hätte mit der Inschrift: „Bitte auf den Klavierspieler nicht mit Steinen schmeißen! Der Junge tut, was er kann.“

Der stärkste Eindruck, den ich aus jenen „Künstlerjahren“ mitnahm, war ein herrlicher Goldregen, der im Film unaufhörlich über eine Wildwestlandschaft niederrieselte. Die Landschaft flimmerte von Goldkörnern, der Dauerregen hüllte Roß und Reiter, Indianer und Felsengebirge in einen märchenhaften Glanz. Wenn ich heute einen Western sehe, was selten genug vorkommt, – vermisste ich jene Herrlichkeit, mit welcher damals der Himmel die Erde überschüttete, und jene Abnutzungsstreifen bildeten eine wundervolle Verzauberung der Erde, auf der sich die Kämpfe, Martern und Erschießungen in einem verklärten Licht zeigten. Wie schade, daß auf unserem Wege über die Erde diese jugendliche Begeisterungskraft nachläßt, welche die Unzulänglichkeiten des Lebens mit Begeisterung und Hingabe vor einen goldenen Hintergrund zu stellen vermag! –

Es war jene Zeit, als das Dorf vom Deutschen Reich abgelöst und den Polen zugesprochen war, eine Zeit, die es mit sich brachte, daß mancher – so auch der Wirt – sich scheute, seine Zugehörigkeit zum deutschen Volkstum offen zu bekennen, – ein Vorgang, der, wie die Geschichte dieses Jahrhunderts zeigt, in vielen Ländern immer mehr an tragischer Bedeutung zunimmt. So konnte es geschehen, daß bei meinem Spiel im Dunklen leise der Wirt neben mir auftauchte und mir halblaut zurief: Spiel doch nicht so viele deutsche Lieder, Norbert! Meine jugendliche Unerfahrenheit wollte diese Bitte leichtsinnig übergehen. Da legte er seine Hand auf meine, wurde ernst, seine Stimme noch leiser, und er schaute mich bittend an, so daß ich zu meinem Improvisieren zurückkehrte. Ich wußte damals noch nicht, daß viele Menschen ihre Überzeugung ins Tiefste zu verschließen lernen mußten, wenn sie überleben wollten und wollen. –

So trete ich aus der Kneipe, den goldenen Regen noch vor Augen, und schaue von der Straßenecke, an der die Schluchtenstraße ins Unterdorf hinunterlief, zu einem dunkelroten, doppelstöckigen Haus hinüber, zum Vaterhaus meines Freundes Sepp. Ich bin die vier Stufen, die vom Bürgersteig zum Laden hinaufführten, selten hinaufgesprungen. Innen lagerte ein wunderlicher, unbestimmbarer Geruch, eine Duftmischung von Kolonialwaren, Süßigkeiten und Lebensmittel. Hinter einer kleinen, kanzelartigen Kasse saß jahrein, jahraus der würdige Vater meines Freundes und hielt eine Zigarre im Gesicht, als sei er damit auf die Welt gekommen. Nirgendwo habe ich ihn je gesehen als an dieser Stelle und niemals ohne Glimmstengel. Die Kasse war sein Thron, von dem er mit gutigem, zufriedenen Gesicht die kaufenden Untertanen beschaute und registrierend, einnehmend und zurückzahlend regierte. Wohl war er seinem kaufmännischen Unternehmen verantwortlich, aber in seinem Reich

blieb er ein eigner Herr, milder Leiter und friedliebender König. Im schlichten Seitengiebel des Hauses aber drehte sich eine schwere, große Holztür, durch die ich dann und wann zu Sepp hinaufschlüpfte. Ein seltsames Halbdunkel empfing mich. Hatte ich die mächtige Tür mit Hand und Knie zgedrückt, dann befand ich mich vor einem Dutzend Stufen. Hinter ihnen zwängte sich ein langer Gang zum Laden hindurch. Die Wangen der Stufen ließen Löcher frei, durch die ich in tiefe Lagerräume hinabsehen konnte. Fässer, Ballen, Kisten, große Flaschen und Packen fristeten dort ihr lichtloses Dasein. Einmal stieß ein widriger Zufall meinen kleinen Holzkreisel durch eines dieser Löcher in diesen Abgrund, worüber ich in einen heißen Schmerz fiel. Sepps Suchen zwischen den dunklen Ungetümen inmitten der Unterwelt führte zu nichts: die feindlich und in dumpfem Schweigen lagernden Kisten und Kästen gaben den Kreisel nicht heraus. Als aber Sepp das Suchunternehmen rasch, allzu rasch endete und damit der Fall für ihn abgeschlossen war, wunderte ich mich über seine leichte Weise, mein Kleinod so schnell verloren zu geben, mir blutete das Herz, aber ich wagte kein Wort mehr. Dann nahm uns eine unendlich lange Holzterrasse auf, die uns zum Obergeschoß brachte. Sie gab dem Flur ein merkwürdiges Aussehen, und überall in Sepps Haus hatte ich das Gefühl, als umgäben mich Geheimnisse. Hatten wir in der Finsternis des Ganges die Klinke gefunden, dann standen wir in der Küche. Sepps Mutter war eine schweigsame Frau, und stets fühlte ich mich bewogen, um deren Verschlossenheit einen Bogen zu machen. Dann erst standen wir im hellen, kleinen Zimmer meines Freundes. Selten haben wir dort gesessen. War es Mutters Schweigen, eine vollgestellte, unfreundliche Verlassenheit ohne Menschen, war es eine Art Lebensferne, – ich weiß es nicht, – selten bin ich hinaufgekommen, obschon mich manch gemeinsames Jahr mit Sepp verband, auch später nicht, als wir die Schule und auch die höhere Schule verlassen hatten. Sein einziger Bruder kehrte aus dem Kriege nicht zurück, sein Vater starb bald, und seine Mutter, die noch viele Jahre in seiner neuen Heimat an der Wasserkante mit ihm zusammen verbrachte, ist in einem sehr hohen Alter gestorben. Es gingen zu Geburtstagen Briefe hin und her, bis auch er selbst auf schmerzhafteste Weise sterben mußte. So ruht die ganze Familie in der Erde.

Dem „Konsum“ gegenüber prangte vorgarten- und pfeilerbewacht das stolze Gemeindehaus, der hohe Sitz der Dorfgemeinde. Es stellte sich zur Straßenseite würdig in Positur, mochte aber der danebenliegenden Kirche keine kalte, schmucklose Schulter zeigen und wiederholte in linker Schwenkung sein feierliches Aussehen. So wurde es zum prächtigsten Gebäude des Dorfes. Die harte Ecke wurde durch einen hochstrebenden Eck-Risalit gemildert, der sich als Bedeckung

ein hohes Trapezdach aufsetzte. In seinem oberen Stock öffnete sich ein großes, dreiteiliges Fenster, von dem ein Souverän hätte mit Würde zu seinen Untertanen sprechen können. Die zwei Geschosse prangten auf beiden Gebäudeseiten mit acht hohen Rundbogenfenstern; den bekrönenden Frontabschluß aber bildeten je vier hohe Ziergiebel mit kleinen, hochstrebenden Türmchen, und aus dem Dach wagten sich noch drei Ausbauten kräftig hervor, die samt Risalit, Wimpergen und Fialen dem Ganzen Repräsentanz und etwas feierlich Sakrales verliehen. Welchem Orzegower Geiste bist du, vornehmer Nachfahre gotischen Geistes, entsprungen? Welch bemerkenswerter Aufwand im Straßenbild unseres Industriedorfes! Ich hätte damals schon, als ich noch zerzaust und barfüßig an dir vorbeisprang, ohne je respektvoll bis zu den höchsten Spitzen deiner Türmchen hinaufzuschauen, Viktoria rufen sollen, denn an Vornehmheit, Würde und stattlichem Aussehen kam der Uhr zum Trotz euch dreien keine Stelle im Dorf gleich, du ernste Kirche, schmuckes Gemeindehaus und du, o treffliches Hotel Viktoria! –

Heute liegen hinter den hohen Fenstern des Gemeindehauses Kranke. Man hat es zum Krankenhaus umgebaut. –

Ehe ich meine Schritte in die nächste Querstraße, die Sandstraße, lenke, werfe ich einen Blick in die Paterre-Wohnung des Gemeindehauses. Dort wohnte der Kassenrendant B., eine Respekt auslösende Persönlichkeit polnischer Nationalität. Daß er Herkunft und Nationalbewußtsein im wilhelminischen Zeitalter offen bekannte, sich überall als Polen ausgab, wenn er darum befragt wurde; daß er seinen Amtsgeschäften mustergültig nachkam, das Deutschtum respektierte; daß er und seine stattliche Frau die drei oder vier Kinder schlicht und gerade erzog und sich durch sein gerechtes, menschenfreundliches Verhalten überall Achtung verschaffte, machte mich staunen, wenn das respektvolle Gespräch Erwachsener auf diese Familie kam. Die B.s sollen nach der Abtrennung des Dorfes an Polen ins Posensche übergesiedelt sein. Heute, nach den ostdeutschen Katastrophen dieses Jahrhunderts, mit einem Überlebenden dieser Familie ins Gespräch zu kommen, wäre eine Reise wert. Die Eltern liegen schon lange unter dem grünen Rasen. –

Lassen wir das türmchengeschmückte Gemeindehaus und treten wir beim Schmied Niebergall ein, in seine mittelalterliche Werkstatt am Eingang der Sandstraße! Ich war einmal in die alte Schmiede geraten, die – wie auf Bildern vergangener Geschlechter – aus grauer Vorzeit übrig geblieben zu sein schien und einer Sammlung verschiedenster rostiger Eisenstücke und -geräte glich, die, von der Decke hängend und in unüberblickbare Ecken gestellt, vom glühenden Schmiedefeuer flackernd erhellt wurden. Ich hatte dem Sohn des Arztes nicht geglaubt, daß er für seine Bande, eine Spiel- und Aben-

teuer-Gruppe Jugendlicher, vom Schmied eiserne Degen anfertigen lasse, und war ihm in die Werkstatt gefolgt. Wie konnte er für Degen Geld ausgeben, die machte man doch selbst! Ich verstummte, als ich von einem Gestell eine Reihe zierlicher Degen herabhängen sah, die wirklich – wie der Alte auf mein Befragen versicherte – für Heini und seine Freunde bestimmt waren. Ich habe die Abenteurer mit diesen Mordinstrumenten niemals agieren sehen. Im Dorf gab es viel Platz und manchen Spielbereich, der andere nicht berührte.

Dem alten Schmied bin ich später in der Kokerei wiederbegegnet, wo der Weißhaarige, der seine Schmiede aufgegeben haben mochte, Tag um Tag die Enden langer Bohlen mit Bandeisen umnagelte, um sie vor zu schnellem Zerplittern zu schützen. Diese warf man von der Koksrampe über die Ränder der vorgefahrenen Güterwagen, und sie bildeten schmale Stege, von denen Mädchen koksbeladene Karren in den Bauch der Wagen kippten. Jahrein, jahraus umspannte der Alte, lebhaft wie ein Junger, Brett um Brett mit Bandeisen, bis er eines Tages ausblieb und ein anderer seine Arbeit übernahm. Wie beweglich der Alte noch gewesen war!

Die Sandstraße war eine Sackgasse und erlaubte an ihrem Ende nur einzelnen Fußgängern auf einer schmalen Treppe zur Beuthener Straße hinunterzusteigen. Mir war die Treppe nicht geheuer, weil ein spärliches Licht am Abend viele Ecken und Schatten im Ungewissen ließ. Rechts und links der Straße waren je vier Häuser gerade und preußisch ausgerichtet aufmarschiert und glichen einander bis auf den Ziegelstein am Ziegenstall hinter dem Hause. Die Grubenverwaltung hatte sie mit je vier Wohnungen für die Bergarbeiter bauen lassen. Sie lagen weitab von unserem Spielbereich, und ich wäre wohl nie dorthin gekommen, wenn nicht ein entfernter Verwandter dort gewohnt hätte. Von den wenigen Besuchen, die ich dem Oberhäuer Kubitz abstattete, sind mir die blitzsauberen Stuben und deren Enge in Erinnerung geblieben. Nach vier Jahrzehnten, in denen sich Europa ganz verändert hatte, trug man mir zu, daß seine Frau die Gräber meines Vaters und meiner beiden Brüder bepflanzt und gepflegt hat, als wir längst das Dorf verlassen hatten. Ich sehe sie viele, viele Jahre mit den Blumen und der Hacke die alten Straßen entlanggehen und am dreifachen Grab ihr freundliches Werk und sicher auch ein Gebet verrichten. Ich frage mein Spiegelbild, wer es wohl in der heutigen Welt so lange Jahre und so selbstlos durchhielte, und wer im Ernst angeben könnte, welch anderen Kräfte es sind, die die Welt vor dem Chaos bewahren, wenn nicht solche, die sich rechnerischer Zweckmäßigkeit und Abgeltung entziehen und weit über unser kurzes Alltagsverständnis hinausgehen. Dankbar bewundere ich dich, schlichte Frau. –

Noch eines Hauses in der Sandstraße gedenke ich: des Klosters. Es

lag still unweit der erwähnten Treppe und beherbergte einige wenige „Graue Schwestern“. Sie gingen unauffällig ihrer Kranken- und Wöchnerinnenpflege nach, versahen am Vormittag den Kindergarten, den wir Spielschule nannten, saßen sonntags einträchtig in der ersten Bank der Frauenseite unseres Gotteshauses und wohnten den Andachten und Messen so still bei wie sie durch die Straßen gingen, als wollten und dürften sie nicht von der Welt bemerkt werden. Auch ich bin in ihre Spielschule gegangen, aber hiervon hat sich in meinem Gedächtnis nichts erhalten. Es berührt eigen, wenn man nach einem halben Jahrhundert einen Brief von einer Schreiberin erhält, die man nicht kennt und welche sich der gemeinsam verbrachten Spielschulzeit noch erinnert. Aber etwas anderes steigt vor mir auf: im Alter von zehn Jahren soll es mir an Blut gefehlt haben; man sagte, das sei Blutarmut. So pilgerte ich ins Klösterchen hinaus und ließ nach Art des Wörishofener Pfarrers Kneipp Wassergüsse über mich ergehen. Eine stattliche Schwester führte mit aufgekrempeelten Ärmeln Schlauch und Wasserstrahl von meiner Ferse bis zur großen Rundung und wieder zurück, bat mich, mir einen Lappen in die Hand drückend, mein Männlein zu bedecken, hieß mich Kehrt machen, und weiter prasselte das blutbringende Wasser von der Hüfte bis zu meinen Füßen hinunter, bis in meinen Adern Ströme von Blut aufrauschten und meine fehlende Gesichtsröte wieder zurückgekehrt war. So tat sie an mir einen Dienst der Nächstenliebe, und ich hatte dafür das Herz, daß ich beim Durchschreiten des Flurs einmal aus einer offenen Kiste eine Büchse kondensierter Milch in meiner Hosentasche verschwinden ließ, um zu Haus in einsamem Versteck mich hin und wieder an einem süßen Schluck zu laben, und ich habe nur die Sorge, du, lieber Leser, könntest mir jetzt deine Sympathie entziehen, während der Mann heut den Knaben von früher jetzt etwas milder beurteilt, da dies in den Hungerjahren des ersten großen Krieges geschah. –

Aus der Sandstraße tretend, wende ich mich nach links und schaue zum Ende des Dorfes hin. Kleine Häuser begleiten mich noch bis zum Marktplatz, auf den eine hohe Häusergemeinschaft vielfenstrig hinablickt. Er lag meist leer, war steinig, und ich entsinne mich nicht, je Kinder auf ihm spielen gesehen zu haben. Aber am Fest unseres Kirchenpatrons St. Michael war er nicht wiederzuerkennen. Uns scherte der merkwürdige Name „Ablaß-Fest“ wenig, wichtig erschien uns nur der Sonntagnachmittag mit festlichem Trubel und dem Zusammenlaufen der Völker aus den Nachbardörfern, so daß es uns nicht mehr zu Hause hielt und wir, das Verschwendungsgeld in Gestalt eines Fünfundzwanzig-Pfennigstückes, das wir von den Eltern erhalten hatten, in der Hand, zum Festplatz hinauseilten, dessen Buden uns schon auf dem Bürgersteig der Hauptstraße von weitem

entgegenwinkten. Wir tauchten in ein Meer von Buden, Tischen, Karussells, Schaukeln, Wurst- und Lebkuchenständen. Allseitig bedrängt von Kindern, Mädchen, Burschen und Erwachsenen, vom Bimmeln der Karussell-Abfahrtszeichen, Schreien der Losverkäufer, vom Jubel der Kinder und den Farben der tausend Fähnchen und Luftballons, wurde unser kleines Herz von den Genuß- und Vergnügungsmöglichkeiten hin und her gerissen. Meist hielt ich das Geldstück lange in der Hand, drehte es viele Male vor den Ständen und wägte unentschlossen ab, wo es dafür viel Schöneres, Reichhaltigeres, ja Gewaltigeres für meine zweieinhalb Groschen gab. Ich sah neidisch zu den Karussellbalken hinauf, wo die nackten Knabenbeine und -hände, nicht an allen Stellen den Zuschauerblicken entzogen, das ganze Gehäuse um den Mittelpfahl im Kreise herumstießen und die schreiende Kinderfracht in Bewegung setzten. Ich wollte das große Los gewinnen, die sechs Blechbüchsen mit einem Wurf vom Brett fegen und von jeder Bude das Beste und Schönste mitnehmen. Am Ende aber ritt ich auf einem Löwen, der mich willig und gehorsam im Kreis spazierentrug, und kaufte mir einen roten Luftballon beim Mann, der alljährlich am Eingang der ersten Budenstraße seinen Platz hatte und bei dem es mich wunder nahm, daß er nicht schon längst samt seinen Ballons in den Wolken verschwunden war. Irgend ein kleines, buntes Ding brachte mich um das letzte Fünfpennigstück, das ich in meiner verschwitzten Hand gehütet hatte. Es war nicht viel mehr als ein halbes dutzendmal, da ich zu unserem „Ab- laß“ hinauszog, aber mir ist, als seien die sonnenhellen Nachmittage nicht zu zählen, als sei ich damals in einen immer dauernden Regen eingetreten; denn unser Herz zählt nicht nach Art physikalischer Zeitmesser, es bucht seine hohen und traurigen Zeiten anders, und die Menschenleben nach Jahren aus zwölf Monaten zu rechnen, bleibt ein oberflächliches Bemühen, weil manche Monate unseres Daseins wenig zählen, manche Stunde aber lebensgefährdend und -beglückend zu Buche schlägt. -

Warf der Abend den Schatten der hohen Häuser am Platz über die quirlende Menge, zündeten die ersten Buden ihre Lampen an, dann verließen Eltern mit dem kleinen Volk den Festplatz, und dann begann der Herrlichkeit zweiter Teil für verliebte Paare, für Gruppen von Jugendlichen, Einzelgänger und das große Volk. Die Kinderkarussells zogen ihre Sitze ein, aber die Würstlbuden, Übungsstätten für die Geschicklichkeiten, Schieß- und Wurfbuden, Eß- und Trinkstätten blieben laut umlagert, bis auch sie - eine nach der anderen - ihre Lichter löschten, andere am Himmel angezündet herableuchteten und manch Wagen das Dorf verließ und gegen Ruda und Morgenroth davonklapperte. -

Die Straße der Arbeit aber schien die dritte Straße zu sein, die nach Beuthen führte: Kohlen- und Kartoffelwagen knarrten dort vorbei, Bergarbeiter wechselten morgens und mittags ihre Schritte vom und zum Schacht, und die Schulkinder trippelten lärmend zur steil aufragenden Schule. Die Straße kam aus der Kreisstadt und von Schomberg herab über den Iserbach ins Dorf. Vom Schomberger Sportplatz war noch ein gut Stück Weg bis in unser Dorf zu laufen. Deshalb hingen wir zwei Brüder uns einmal als blinde Passagiere an ein Pferdefuhrweg, das leer die Landstraße hinabpolterte. Wir saßen schief und unbequem an der Bretterrückwand und rumpelten bergab. Der Gaul trabte zur Fasanerie hinunter, dessen schwarze Tannen langsam an uns vorbeizogen. An den anderen Straßenrand traten aus den weiten Iserbachwiesen Silberpappeln. Dort war ich einst als sehr kleiner Junge herumgestrolcht und an ein zerfallenes Häuschen geraten, das unter hohen Pappeln verlassen dalag, als ich, beide Hände voll Kuckuckslichtnelken, von zwei städtisch gekleideten Herren vor das Gemäuer gestellt und fotografiert wurde. Das Gemäuer ist im steigenden Bruchwasser ertrunken, Wiese und Pappeln in der Wasserfläche verschwunden, die Herren liegen längst unter der Erde, das Foto hat die Zeit verworfen, aber diese kleine Erinnerungshauch ist als ein kleines Bild mit zarten Farben in mir zurückgeblieben.

Der hohle Ton der Räder zeigte an, daß wir über die Iserbachbrücke klapperten. Der Gaul fiel in der leichten Steigung aus dem Trab in einen gemächlichen Schritt, die ersten Häuser kamen uns entgegen, – wir waren in der Beuthener Straße, der dritten, die das Dorf von Mitternacht nach Mittag durchschnitt. Da war auch schon die Bäckerei Gierga, deren Meister vielen Jungen aus dem Dorf und auch mir die weiß behandschuhte Patenhand auf unsere Knabenschultern gelegt hatte, als wir vom Bischof in langer Reihe gefirmt wurden und ich den Namen Aloysius erhielt.

Da war auch die Kneipe, an der ich stets schnell vorbeizog, weil durch ihre Fenster immer gröhlender Lärm brach. In ihrem Garten habe ich zum ersten Mal unter Bäumen ein Sonntagnachmittags-Konzert gehört, das eine Blaskapelle mit blitzenden Instrumenten veranstaltete, – seltsam frühe Erinnerung an hohe Bäume und viele Menschen –, und in einem ihrer Räume war während der Polenaufstände eine kleine Abteilung deutsch-freiwilliger Befreiungskämpfer in dunkler Nacht meuchlings umgebracht worden.

Weiter rasselte der Wagen durch die enger werdende Straße, vorbei am vielenstrigen Bergmannsschlafhaus, aus dessen Kellerfenstern immer weiße Dampfswaden quollen, durch die Unterführung hindurch, über welcher in ewigem Zug die Kohlenwagen mit stetig gleich bleibenden Geräuschen vorbeizogen, und weiter vorbei am hohen Haus des Kaufmanns Slotta, dessen verzierter Eckeingang ein-

ladend offenstand. Ein krummer Weg bog in die höher gelegene Dorfmitte hinauf, der „Schulberg“, der wintertags über und über mit rodelndem Kleinvolk belegt war, – dann aber ragte die Schule mit ihren vier Stockwerken auf, ich konnte das weiße Thermometer an meines Vaters Amtszimmerfenster sehen, und gerade als der Fuhrmann mit Peitschenknallen und einem schnalzenden „Wjo“ den Gaul zu rascherem Tempo aufmunterte, entdeckten uns einige Jungen hinten an der Fuhre. Da es für Gassenjungen keine größere Freude gibt als Schadenfreude, verrieten sie uns mit ausgestreckten Fingern und einem lauten „Na sattku, na sattku“, „dort hinten, dort hinten“, an den Peitschenbesitzer. Ehe wir uns versahen, klatschte auch schon seine Peitsche über die Wagenrückwand, so daß wir hastig und unter einem Gelächter der kleinen Verräter Hals über Kopf absprangen und zum Straßenrand torkelten, während der Wagen weiter klappte und in Richtung Godullahütte verschwand.

Vor uns erhob sich der Stollberg, ein häuserbedeckter Hang auf der Morgenseite des Dorfes. Ein seltsam krummer, gepflasterter Weg, mehr Wasserrinne als Gehsteig wand sich zu verwinkelten Stein-treppen hoch und führte in ein Wohnhaus, in dem ein ehrwürdiger Konzertflügel stand. Diese Wohnung bedeutete ein Art Musikzentrum des Dorfes, wo sich eine musikliebende Gesellschaft junger Freunde nachmittags oder abends zwanglos einfand. Darüber wird zu erzählen sein.

Wir Brüder liefen rasch an einem volkreichen Haus vorbei, in dem wir später nach Vaters Tode wohnen sollten, ließen den kleinen Laden mit der Wäschemangel, aus dem ein Gesang von Mädchenstimmen drang, hinter uns, bogen um den dicken Bauch von Fleischermeister Wurpes, der vor seinem Laden stand, zur Schluchtenstraße hinauf und waren bald daheim, der Fuhrmann aber sicher auch bald in Godullahütte.

Im Lärm und der Stille dieser Straßen verlief meine Jugend. Heute gehen andere Menschen auf ihnen, und ihrer Kinder Spiellärm erfüllt das Dorf. Glück ihnen auf ihren Wegen!

Mein Stehplatz in St. Michael

Der Augenblick, an dem die Mutter das erste Kreuz auf meine Stirn schrieb, verliert sich im Dunkeln frühester Kindheit. Wann sie mich das Gebet des Herrn zuerst nachsprechen ließ, entzieht sich auch meiner Erinnerung, aber ich weiß noch gut von den ersten Sonntagen nach unserem Einzug im Dorf, an denen die Eltern uns Kindern zur Messe mitnahmen. Mein Vater pflegte auf der linken Männerseite in der ersten Bank zu sitzen. Ich stand daneben an deren Wange und hielt mich mit diesem Stammpflicht belehnt, solange er lebte. Nach seinem Tode siedelte ich auf die östliche Empore um, wo ich neben der Orgel seßhaft wurde. Mein neuer Platz verband mich mit dem Orgelspieler, dem königlichen Instrument und den Tönen, die in dem Kirchenraum quollen, rauschten oder donnerten, aufs innigste. Manchmal begleitete mein Vater die gesungenen Choräle auf der Orgel, und meine Mutter pflegte ihm nach dem Spiel lächelnd zu bestätigen, daß er auf der Orgelbank gesessen habe; stets sei er am rascheren Spiel zu erkennen. In welche Kirche das Leben mich später auch führte, ich suchte mir einen Platz neben der Orgel, und die Schilder, nur Chormitglieder dürften zur Orgelbühne hinaufsteigen, haben mich Musikhungrigen nicht davon abgehalten. Als ein stiller Zuhörer war ich immer gelitten.

Vom Stehplatz neben Vaters Bank eroberte ich allmählich die Welt der Zeremonien, Gesänge und dörflichen religiösen Gepflogenheiten. In meiner Hand hatte ich ein Unterpfaund, das mir die Aufnahme in den Himmel versprach: das Gebetbuch mit dem anspruchsvollen Titelblatt „Weg zum Himmel“. Aus ihm lernte ich die Gebete, die mich durch die Jugend begleiteten, und die Lieder, mit denen ich – wo immer ich sie hörte – stets Bilder unserer feierlichen Gottesdienste verband. Wenn ich auch in der Fremde und Ferne viele herrliche Choräle nicht mitsingen konnte und die meisten aus meiner Heimat auch für immer verklungen sind, – ein Gottesdienst ohne bekannte Lieder macht die Fremde noch fremder –, so erlebte ich die Freude, manchen mir bekannten Choral in fremden Kirchen, in der Schweiz und in Österreich oder in protestantischen Gottesdiensten wieder zu hören, mitzusingen oder gar auf der Orgel begleiten zu dürfen.

Dicht an meinem Bankplatz wuchs die Kanzel empor. Ich fühlte mich ihr zugehörig und sah die Predigten, die – von mir unverstanden – über meinen Kopf in den Raum schwangen, als etwas an, das auch als ein Teil von mir zu den Gläubigen hinauszog. Denn die Kanzel und ich, wir beide mochten einander. Ich brauchte nur den Kopf etwas zu heben, dann sah sie mich gutmütig an oder ich erblickte

des pfarrherrlichen Predigers stattlichen Leib, vor dem die Hände auf der linnenbekleideten Brüstung hin und her fuhren, sich erhoben und draufklatschten, so daß halbverschlafene Christen hochfuhren. Unter der vieleckigen Rostra, welche die vier Evangelisten hölzern umgaben, sehe ich auch die Reste der von nichtsnutzigen Knabenfingern abgebrochenen Holzverzierungen der neugotisch geformten Kanzel mit ihren frischen Bruchstellen; ich sehe auch das Hin- und Herdrücken, Verschieben und Stoßen der im Querschiff stehenden, dicht gedrängten Knabenschar, das vom Gebetsleiern problemlos rasch in Prügeleien und Ringkämpfe überging; und ich höre ihr ständiges Murmeln, welches wie ein unruhiges Meer das priesterliche Tun und die Andacht der Beter durch die Jahre begleitete.

Immer aber sah und spürte ich das gesammelte Gesicht meines Vaters über mir in der Bank. Ich wußte mich von seiner großen Gestalt beschützt, und es mochte wohl auch geschehen, daß in meinem kindlichen Gebet die Gestalt des Vaters aller Dinge mit seiner in eins zusammenfloß. Selbst später im Leben kam im Gebet manchmal eine leise Empfindung auf, als wehte Vaters Nähe und Güte über meine rechte Schulter herüber.

Die Kirche war ein einschiffiges, um die Jahrhundertwende erbautes Gotteshaus mit zwei kräftigen West-, nein, Osttürmen, auf denen Pyramidendächer saßen. Ob der Baumeister, der diese für das Dorf stattlich aufragende Kirche entworfen und gebaut hatte, und die Behörden die alte Regel, daß Chor und Apsis im Abendland nach Osten orientiert werden, nicht als bindend ansahen, ob Umbauten, bautechnische oder grubenkundliche Hindernisse dieser ehrwürdigen Sitte – ex oriente lux – im Wege standen, oder gar ob sie auf ungeheuerliche Weise einfach vergessen wurde, – was wegen manch anderer freundlicherer und harmloserer Vorkommnisse im Dorf nicht ganz auszuschließen war, – vermag ich nicht zu sagen. So grüßte das erste Morgenlicht unsere falschen Westtürme im Osten. Eine flache Decke schloß oben den Raum, ein Querhaus legte sich im Westen ausladend davor. In ihm standen die Beichtstühle, vor deren einem ich meine Jugend hindurch, der Reihe der kleinen Sünder zugehörig, oft gestanden habe. Das Chorquadrat schloß mit einer Apsis und war von niedrigeren Seitenräumen begleitet. Noch im Sommer 1918 standen wir Jungen staunend vor den großen Glocken, die man auf Befehl der Heeresleitung von den Türmen geholt hatte, um aus ihnen Kanonen zu gießen; aber damals war es schon zu spät. Sie sollen mit vielen anderen Kirchenglocken an einer Sammelstelle liegen geblieben sein. Ob unsere wieder in ihre, nach allen Himmelsrichtungen offene, mit Rundfenstern versehene Glockenstube heimfanden, vermag ich nicht zu sagen.

Die Südseite der Bänke war den Männern vorbehalten. Ich wollte als Kleiner auch schon dafür gelten und schämte mich sperrig, wenn mich die Mutter gelegentlich zu sich in die zweite Bank der Frauen-
seite mitnahm. Die stumme Reihe der schwarzen Schwestergestalten, die in der ersten Bank unbeweglich wie Statuen dem Gottesdienst beiwohnten, gefiel mir unruhigem Geist nicht sonderlich, und da zu allem Überfluß die Mutter meines Freundes Sepp ohne jede Kurzweil steif und stumm zu meiner Linken auftrug, fühlte ich mich als „Mann“ in dieser Umgebung ganz und gar unwohl.

Die gedrängte Fülle der Gläubigen zu den Hochfesten, ihre feierliche Kleidung, die prächtige Orgelmusik, die am Altar aufwallenden Weihrauchwolken und das eifrige Schellengeläut der Ministranten machten auf mich einen beklemmend-großartigen Eindruck, aber die Maiandachten, obschon noch unbewußt wahrgenommen, füllten wohl-
lig mein Gemüt. Die blühende Maienpracht vor dem Altar, der blaue Abend in den großen Fenstern, der Widerhall der Marienlieder im halb besetzten und dämmerig erleuchteten Kirchenraum, die Lieder voller Poesie

„Sonnenumglänzte,
Sternenbekränzte,
leuchte uns Trost
auf der nächtlichen Fahrt!“

oder

„Über die Berge schallt
lieblich durch Flur und Wald . . .“

oder

„Meersterne, ich dich grüße“
„Lilie ohnegleichen -“

und die beginnende, durch die offenen Kirchentüren hereinschauende Frühlingsnacht haben sich mir deutlich eingepägt. Ich kannte und erlebte im katholischen Kult nichts Poesievolleres als jene Abende - die erhabene Weihe des Wassers im grauen Ostermorgen ausgenommen, die mir später tief ins Mythische hinabzureichen schien, - und selbst die großartigsten Schauspiele der Pontifikal-
ämter, jene Aufgipfelungen eines überbetonten katholischen Schau-
gepräges, denen ich noch im Mannesalter in großen Kathedralen beiwohnte, ergriffen mich nicht so wie die Poesien jener Maien-
abende in der einfachen Dorfkirche.

Den Beichtunterricht gab in einer Klasse der neuen Mädchenschule der gewaltige Herr Pfarrer Sigulla persönlich. In meiner Erinnerung

ist hiervon wenig hängen geblieben, aber zwei Informationen habe ich behalten: erstaunt erfuhr ich vom geistlichen Herrn, daß meine Mutter Vaters zweite Frau sei, und daß es in der Hölle eine Uhr gäbe, deren Pendel alle Ewigkeiten hindurch die schrecklichen Worte aussprach „Immer, nimmer“ – was bedeuten solle, „immer bleibst du hier – nimmer kommst du raus“, – zwei Mitteilungen, die mein junges Gemüt nicht im mindesten berührten und mich keineswegs bestimmten, zu Frau Kinzer in die Kellerwohnung hinabzueilen und sie für unsere niemals abreißenden Schabernackereien reumütig um Verzeihung zu bitten.

Wenn ich aber von der Feier meiner Erstkommunion erzählen sollte, die ich am Beuthener Gymnasium erlebte, dann kann ich Großartiges anführen. Ganz sicher fände ich heute bei den Veranstaltern, die das Zeitliche längst hinter sich gelassen haben, Verständnis dafür, daß meine Erlebnisse mit ihren eigentlichen Absichten wenig zu tun hatten.

Da gab es an jenem Tage in der gymnasialen Aula eine herrliche Musik. Mein Freund Werner fragte mich, ob sie sie schön gesungen. Aufrichtig nickte ich: durch Kerzenglanz und Weihrauchduft war von der Holzpore der Aula lieblicher Gesang herabgekommen.

Da gab es auch, nach der Messe von der Mutter aus der Kutsche hervorgeholt, zwei große, sonnengelbe Stücke Kuchen von jener seltenen Art, die wir Sandtorte nannten. Hab Dank, Mutter, die du mich nüchtern gebliebenen Knaben vorsorglich vom Hungertode erretten wolltest!

Und da war schließlich die Kutsche selbst. Diese drei Köstlichkeiten überstrahlten alles andere, und ich weiß nicht, ob ich nicht doch recht tat, diese Schnabel-, Ohren- und Augenweide besonders dankbar zu registrieren.

Ich bin im Leben selten in der Kutsche gefahren. Aber dann und wann in meiner Jugend doch. Wenn die glänzende Kutsche vom Gutsinspektor Heintze des Rudaer Gutes, besuchshalber zum Abholen der ganzen Familie ausgesandt, mit ihren stampfenden Pferden vor dem Hause auf uns wartete, – oder wenn von Onkel Thomas aus der Bleischarley-Grube ein derber Kutschwagen mit lederner Plau aus Birkenhain über Beuthen und Schomberg uns zu holen dahergetrabt kam, der Kutscher dann (im Winter auf dem Schlitten dick verummumt und mit einer warmen Baranina auf dem Kopf) stumm wartend auf dem Bock saß, dann schlugen unsere Herzen rascher und beim Klappern der acht Pferdehufe im Takte mit.

Aber in der Galakutsche vom Gotthardschacht, die außen von Lack glänzte und innen hellblau ausgeschlagen war, saß ich nur ein einziges Mal: am Tage meiner ersten Kommunion. Und sie – nicht das heilige Geschehen – war das überragende Erlebnis jenes Sommer-

tages. Ich weiß nicht, ob selbst die Kaiserin Auguste Viktoria jemals in einer solchen Pracht gesessen hat, und noch heute schlägt beim Gedanken an jene Fahrt mein Herz etwas verhaltener ob solcher Vornehmheit, in die sich meine junge Buxenseele gesetzt sah. Leise rollten die gummibereiften Räder aus dem Dorf zum Iserbach hinab, die Schomberger Höhe hinauf, weiter zur Stadt in die stille Gymnasialstraße hinein, die man vor lauter Wagen nicht wiedererkannte, die Hufe der glänzend gepflegten Rappen klapperten auf der basaltenen Straße und dem städtischen Pflaster, und so saß ich auch näher nach so viel Weihrauch, Gesang, brennenden Kerzen und Schellengeklengel meinen Eltern gegenüber mitten im Wagen, ein neu gekrönter König, der durch sein Land fährt. –

Das Dorf war vom katholischen Glauben her ausgerichtet und übte mit Inbrunst und devoter Frömmigkeit den Kult. Die Männer tranken und fluchten viel. Sie konnten von unbegreiflicher Zerstörungswut befallen werden, aber sie nahmen damals vor den Wegkreuzen, wie sie häufig in unserer Landschaft zu finden waren, noch ihre Hüte, die Burschen (wohl nicht immer) ihre Mützen ab, und die Frauen schlugen mit der Rechten ein Kreuz über die Brust. Hochwürden genoß eine östlich zu nennende Achtung und Wertschätzung, was – wie wir alle sind – nicht einem jeden seiner Amtsgenossen heilsam war. Daß das Hochamt und die Nachmittags-Vesper in wasserpolscher Sprache abgehalten wurden, diese lobenswerte Teilung fanden alle Dörfler in guter Ordnung, und ich entsinne mich nicht, jemals dieserhalb von einem Streit gehört zu haben. Es war dies eines jener guten Zeichen, daß das Dorf trotz mancher Verschiedenheit eine zusammengewachsene Lebensgemeinschaft war. Die Unabhängigkeit und das starke Bedürfnis nach Freiheit, die sich heute in vielem und besonders in der religiösen Überzeugung rechtens kundtun, waren damals noch eingebettet in eine größere, gemeinsame Übereinstimmung, mit der man viele Lebensfragen anging. Und so war es auch der gemeinsame Glaube, der das Heimatgefühl und das Bewußtsein der Zugehörigkeit, ja das einer Schicksalsgemeinschaft stark mitprägte.

Auch unsere sechsköpfige Familie lebte aus diesen Gemeinsamkeiten. Mein Vater verband seine schlichte Frömmigkeit mit dem Leben. Wenn die Abendglocke läutete oder er sich mittags im Garten aufhielt, sah ich oft, wie er sich vom Harken und Jäten aufrichtete und seinen Angelus betete. Es war dies eine einfache Handlung ohne jede Lebenslüge. Saßen wir alle um den Mittags- oder Abendtisch, so wurde ein Gebet gesprochen, und das Abendgebet schloß den Tag ab, wenn wir in den Betten lagen, und da geschah es wohl, daß mein Vater wortlos meinen im Gebet gähnenden Mund leise mit der Hand schloß, ehe das letzte „Im-Namen-des-Vaters“ verklungen war und

er uns verließ, die war bereits halb in den Schlaf versunken waren. Streit und Hader habe ich zwischen meinen Eltern nicht erlebt, und ich lernte erst spät, was das unter Menschen bedeutet. Uns Kindern haben beide das vorgelebt, was uns – wie auch von meinen Geschwistern weiß – als Richtschnur diene und dient. Sie standen über unserem Leben, und ich könnte ihnen ein Glas so klaren Wassers nicht reichen wie sie uns. Beide sind als Christen heimgegangen. Jene Formen religiösen Lebens im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts – die Wallfahrten nach Dt. Piekar mit ihren endlosen Choralen, dröhnend begleitet auf blitzenden Messinginstrumenten; die Fronleichnams-Prozessionen in sommerlichen Sonnengluten, in ihrer Gültigkeit damals nie bezweifelt und in ihrer Entfaltung dörflicher Pracht durch nichts überboten; die alljährlichen Priesterbesuche, Kolenden, in den Häusern mit ihren Spuren, den Kreideinschriften an der Tür, die das Jahr über stehen blieben; das demütige Küssen der Stola nach vollzogener Besinnung in der Beichte; der Opfergang, das Umschreiten des Altars an den sonntäglichen Gottesdiensten, voll Würde und männlichen Selbstbewußtseins und der heilige Reigen mit der goldenen Monstranz in der Weihrauchwolke, – das alles war Bestandteil und Ausdruck damaliger dörflicher und katholischer Frömmigkeit in unserem Lande. Ich wuchs in sie hinein und nahm sie als Grundbestand in mein Leben hinaus, ehe ich mich als Erwachsener mit den großen Daseinsfragen bewußter auseinandersetzte. Heute hat ein neues Lebensgefühl und Bewußtsein jene religiösen Bräuche beiseitegeschoben, die meine Jugend mitbestimmten, und es ringt schmerzhaft um neue kultische Formen.

In einem meiner Bücherschränke stehen sechs Gebetbücher einträchtig nebeneinander. Ihre Inhalte zeigen sehr verschiedene Seiten einer christlichen Lebensanschauung auf, wie sie in diesem Jahrhundert einander ablösen, aber es ist für mich heilsam zu glauben, daß sie einen gemeinsamen, göltigen Kern besitzen.

Am Ziegeleiteich

Das sommerliche Bild der Dorflandschaft, das vor meinen Augen liegt, läßt mich angeregt aus dem Sammelglas einen spitzen Pinsel greifen, das Schutzröhrchen aus Kunststoff abstreifen und ihn ins Wasser tauchen, um von einem erlebnisreichsten Platz des Dorfes ein Bild entstehen zu lassen: vom Ziegeleiteich. Auf der linken Seite raucht die Kokerei, daneben pinsele ich zwei Leitern auf die Erde, die beiden Schienenpaare, welche im Bogen das Dorf verlassen. Der Pinsel umfährt drei Seiten eines Quadrates, in dem das Teichwasser funkelte. Mit feinen x-Zeichen versehen, bilden die Linien den hohen, für Knabenhände unerreichbaren Zaunrand, auf dem scharfer Stacheldraht die Lust zum Überklettern in Grenzen hielt. Der teergestrichene Zaun roch nach Hafan, Booten und Wasser, und wer am Meer den frischen Teergeruch der Schiffe und Kähne, in den sich der salzige Seewind mischt, kennt, wird die Vorliebe für diesen kräftigen, sauberen Geruch mit mir teilen. Auf der offen gebliebenen vierten, der Sonnenseite, lasse ich im Teichumriß einen ockerfarbigen Landvorsprung frei, der sich in den Teich hineinwagte und von einer kleinen Erhebung gekrönt war, von welcher man das gefüllte Baggerloch, d. h. unseren Dorfsee, übersehen konnte. Er maß zwei kräftige Steinwürfe von Ufer zu Ufer. Unweit der kleinen Landzunge male ich den grünen Gartenstreifen am Ufer entlang, der dem Ziegel- und für uns auch Bademeister Schlonsok gehörte. Ich füge die ziegelroten, niedrigen Dächer der Ziegelei an, welche leuchtend aufs Blatt kommen. Diese schickte seitwärts eine hohe Lehmzufahrtsrampe über die dahinterliegende Straße hinweg in die Felder, ließ sie talwärts zum Iserbach stelzen, wo sie sich den aus dem Hang gebaggerten Lehm in die Loren füllen ließ. Oft sahen wir, wie die gefüllten Wagen langsam hochfuhren und unter den Ziegeleidächern verschwanden. Vorsichtig setze ich die Kleinbahnschienenschwellen ein und lasse sie zur Anhöhe hochklettern. In die Teichmitte zirkele ich ein kleines Kringel und ziehe einen feinen wagerechten Strich durch. Dort ragte ein Eisenrohr aus dem Wasser, und an seinem Ende prangte eine weiße Tafel. Das Rohr, soweit ich zurücksinnen kann, stand schief und war unfreundlich mit Stacheldraht umwickelt. Neben dem Recht der jugendlichen Lust, am Wasserrand zu planschen, sich gegenseitig bis zur Atemnot zu bespritzen und zu toben oder später sich schwimmend über die gefährliche Tiefe hinwegzuwagen, blieb die Tafel eine makellose Rechtfertigung für den sommerlichen Daueraufenthalt unserer kleinen Rotte: auf dem Brett stand schwarz gepinselt: Baden verboten!

Ich tupfe den Erdrand zwischen Teich und Zaun grün an. Hohes Gras wuchs dort auf der Nordseite. Niemals verirrte sich ein Mensch dort hin, und mir war dieses Ufer immer unheimlich geblieben. Unser Tummelplatz war die Sonnenseite, und erst viel später, als die Großen ihr eigenes Badeverbot mißachteten und sich neben Schlonsoks Garten eine zimmermannsgerechte Umkleidebude errichteten, – ich tusche die gelben Bretter mit dem schwarzen Pappdach säuberlich neben den Teich – und als wir etwas größer geworden waren, verließen wir die kleine Halbinsel und wechselten zu den Großen hinüber.

Mein Malwasser färbt sich beim Pinselauswaschen grau. Ich suche nach dem brennendsten Rot in den Farben; denn es kann gar nicht leuchtend genug sein für die frisch aus dem Ofen kommenden, blendend roten Ziegel, die im freien Raum zwischen Halbinsel und Schlonsoks Garten säuberlich gestapelt in der Sonne dörreten. Flammend rot leuchteten die übermannshohen Kuben. Man hatte sie innen hohl gelassen, und uns damit prächtige Verstecke geschaffen. Waren wir auf wilder Jagd, dann flitzten wir in den engen Steinstraßen zwischen den Ziegelblöcken, zwischen denen die Luft glühend stillstand, hin und her. Oder wir sprangen oben von Rand zu Rand. Die hohen Lagen waren gefährlich beweglich und gaben bei den Sprüngen nach, verschoben sich und stürzten hinter uns zusammen. Es wundert mich heut aufs höchste, daß bei diesen wilden Verfolgungen niemand ernstlich zu Schaden kam. Welch Lachen, welche Kühnheit, welche Bewunderung – und wieviel zerbrochene Ziegelsteine!

Hinter dem roten Ziegelfeld muß ich auf meinem Aquarellpapier eine besondere Stelle kennzeichnen und mit einer sich schlängelnden blauen Linie, einem Wasserzufluß, mit dem Teich verbinden. Hier quoll aus dem siebartig verdeckten Ende eines dicken Wasserrohres ein mächtiger Schwall kalten, klaren Wassers. Es war das Grundwasser aus den unterirdischen Räumen des Gotthardschachtes, das, nach oben gepumpt, dort brausend ans Licht kam. Es rauschte als mächtige Quelle auf und beeilte sich gurgelnd, in den Teich zu kommen. Wenn wir auf dem Rohrende saßen und die Füße in die kräftig strömende Flut hielten, spürten wir in der Sommerhitze die herrliche Kühle der reinen, unterirdischen Flut. Wenn ein chinesischer Weiser sagte, zu den wenigen Seligkeiten seines Lebens zähle der Augenblick, an dem er sich im Schatten des Hauses einen kühlen Lappen auf sein Geschwür lege, so war die Kühle des um unsere Beine und Füße fließenden Wassers aus den Tiefen der Erde ebenso ein Geschenk der heimatischen Erde. Die klare, kühle Flut speiste Tag und Nacht den Teich und lieferte uns so tagtäglich ein frisches, quicklebendiges Wasser. Wollte ich seine Farbe wieder hervorzaubern, wie sie uns viele Sommer hindurch entgegenblickte, dann müßte ich Blau, Grün, Ocker und Umbra zu einer Farbe mischen, welche niemals die Frische und Le-

bendigkeit wiedergeben könnte, aus der unsere Seligkeit entsprang. Dicht neben dem Wasserauslauf aber male ich jene geliebte und berühmte Stelle hellgrau an, eine kleine Senke, die mit ihrem tonigen Grunde wasserundurchlässig war. Hier versanken wir in einem weichen, glitschigen Lehm knietief. Oft verspürten wir Lust, uns gegenseitig mit diesem silbergrauen, wässerigen und reinen Lehm zu bespritzen, bekleistern und zu überklecksen. Mit harmlosen Scherzen begann das Vergnügen, nahm aber an Härte und Verbitterung zu und verlor sich häufig in die unchristlichen Regionen heidnischer Grausamkeit, schuf nicht nur Zweikämpfe um Leben und Tod, sondern auch verfremdete Gestalten, in denen sich Freund und Feind nicht mehr unterschieden, sondern in einem stöhnenden, brüllenden und gurgelnden Gesamtungeheuer endeten, so daß wir in den Teich springen mußten, um uns nach dem Auftauchen wiederzuerkennen. So wild die Schlachten voll Grimm und Hohngelächter auf diesem kleinen Fleckchen Erde tobten, so friedlich und sauber entstiegen wir jugendlichen Gestalten wieder aus dem Wasser. Oft zu sauber, muß ich melden. Denn bisweilen sah ich Freund Werner auf dem Heimweg seine rein gebadeten Hände betrachten, sie dann und wann beim Gehen in den Straßenstaub tauchen und wieder glaubhaft dunkel reiben. Sein gestrenger Vater hatte ihm das Baden im Ziegeleiteich untersagt, und es ging das Wort um, Werner dürfe erst ins Wasser, wenn er richtig schwimmen könne, aber die Freuden der Ziegeleiteichstunden waren zu echt und die Spiele zu anziehend, als daß wir selbst bei strengem elterlichen Verbot darauf verzichtet hätten.

Während ich den Pinsel auswasche, fällt mir wieder ein kleines Erlebnis aus der Welt unserer Teichfreuden ein: es liegt weit zurück wie in vorgeschichtlichem Licht, aber es hat in meiner Erinnerung einen merkwürdig festen Umriß behalten und rollt vor dem sommerlichen Bühnenbild meiner Heimat mit allen Einzelheiten wieder ab. In jener Frühzeit war der Teich noch nicht umzäunt. Viele Dorfjungen fanden sich zum Baden ein. Als wir einmal, die nassen Badehosen schwenkend, mit nassem Haar heimwärts trotteten, kamen wir an den Kleiderbündeln badender Jungen vorüber, die sie im Gras zusammengelegt hatten. Auf einem der Bündel lag ein Lederriemen, Passek genannt, mit dem die Jungen ihre Hosen zu gürteln pflegten. Jemand aus unserer Gruppe sagte: „Den nehmen wir mit. Das gibt einen Spaß.“ Alle blieben stehen. Jemand stieß mich an: „Du, nimm ihn doch mit!“ Und wie es manchmal geht, da ich zögere, fielen alle im Chor ein: „Nimm ihn doch! Er wagt es nicht! Du Feigling! Nu, nimm ihn doch! Spielverderber!“ Um mich herum verführende, anspornende und höhrende Zurufe. Ich nahm ihn mit. Am Ausgangstor der Kokerei, unter welchem die Fernschienen herausliefen, überstiegen wir umwegsparend die Gleise. Als ich die beiden Signaldrähte mit der Hand nieder-

drückte, um sie zu übersteigen, entfiel mir der Riemen, der mir heiß in der Hand gebrannt hatte. Das war eine Gelegenheit, ihn liegen zu lassen, aber schon tönte eine Stimme: „Seht doch, der Feigling läßt ihn liegen!“ Wieder bückte ich mich und nahm ihn auf. Wir schritten weiter. Aber wie anders klangen jetzt die Zurufe! „Ich hätte ihn nicht mitgenommen!“ „Was soll er jetzt damit!“ Und, wie es in einer Gemeinschaft, oft unerklärlich, manchmal zugeht: ein unbarmherziger Umschwung der allgemeinen Meinung traf mich. „Der ist gestohlen!“ „Warum warst du so dumm!“ „Er ist ein Dieb!“ So scholl es lachend an mein Ohr. Als aber das Wort Dieb gefallen war, verdunkelte sich vor mir der Himmel, und eine Empörung stieg so heiß und heftig in mir hoch, daß ich blindlings auf einen neben mir Gehenden einschlug, einem anderen das Leder mit voller Wut um die blanken Waden klatschte und mit hochgeschwungenem Ledergürtel auf die Auseinanderstiebenden eindrang. Im Nu waren sie auseinandergewichen, hatten sich in Sicherheit gebracht und waren lachend dem Dorf zugerannt. Ich fand mich auf einem Feldrain allein mit dem Riemen, der in meiner Rechten doppelt heiß glühte. Empörung, Scham und eine wilde Hilflosigkeit wogten in mir. Ich war dem Weinen nahe. In hohem Bogen warf ich den Gürtel zwischen die Garben eines Haferfeldes.

Vom erlittenen Unrecht verwundet und uneins mit mir selbst, kehrte ich heim, wo mich alles nicht so bald loßließ. Ein quälend bohrendes Gewissen regte sich in mir, und ich mußte an den Jungen denken, der nach dem Baden nach seinem Riemen suchte, und die höhnnenden Zurufe tönten in meinen Ohren wider. Nach zwei Tagen lief ich aufs Feld. Was wollte ich dort? Wollte ich den Riemen, wenn ich ihn wiedergefunden, dem Jungen zurückgeben? Welchem Jungen? Wollte ich ihn an der alten Stelle, wo ich ihn aufgenommen, wieder zurücklegen? Ich weiß es nicht. Als ich zum Felde kam, war es leer. Der Hafer war eingefahren, und das Stoppelfeld lag verlassen da. –

Es ist ein halbes Jahrhundert über den Ziegeleiteich und die Felder und über meine Seele hinweggegangen. Seither habe ich das Verhalten der Menschen und mein eigenes besser verstehen und auch die Wankelmütigkeit unserer Herzen kennen gelernt, so daß jenes Ereignis für mich das Gewicht einer beispielhaften menschlichen Erfahrung angenommen hat. –

Als sich später der Teich auf den drei freien Seiten mit einem hohen Zaun, Stacheldraht und gepichtem Anstrich unerbetene Gäste vom Leibe hielt, suchten wir einen Weg durch die halbdunklen, betriebsstillen Arbeitshallen der Ziegelei. Badeverbot und -duldung wechselten damals in merkwürdiger Weise. Wir kehrten uns niemals daran und schlichen uns durch die Ziegelei ans Wasser. Ich bin auf diesen Schleichwegen nie einem Arbeiter begegnet, und der Gang durchs

Dunkel, über die Lorenschienen, zwischen den schulterhohen Kipp- und Stapelwagen, durch hohe, knarrende Holztüren, wobei an Stapeln ungebrannter Lehmziegeln, während unsere blanken Füße im kühlen Lehmstaub pflügten, – all dies versetzte mich in eine geheimnisvolle Spannung. Waren wir schweigend und spähend zu den hinteren Ausgängen gekommen, dann leuchtete draußen ein kleiner Hof, den wir schnell übersprangen, und bald huschten wir an den großen Ziegelvorräten vorbei und waren in der Freiheit des Teiches, von wo uns selten jemand verjagte.

Niemand hat uns gezeigt, wie man das Schwimmen lernt. Deutlich unterschied sich unsere Schwimmweise von der anderer Dorfjungen. Sie pflegten zu „pudeln“, sich mit ständig hin und her drehendem Oberkörper und im Wasser auf und ab schlagenden Händen wie ein Pudel über Wasser zu halten und langsam vorwärtszuschrauben. Wir sahen deutlich, wie mühsam es war, auf diese Weise vorwärtszukommen. Wir versuchten es mit dem Brustschwimmen, und es gehörte zu einem unausgesprochenen Gesetz, daß dies ein jeder selbst erlernte. Vom ersten, allseitig beklemmenden Gefühl, im tiefen Wasser zu stehen, eine seltsame Entdeckung des jungen Leibes, bis zu meiner ersten Überquerung der großen Teichecke, die ein Triumphgefühl in mir auslöste, gab es manchen Sommertag der Schwimmversuche und mannigfaltigsten Freuden und Entdeckungen: in den Löchern des schrägen, steingestapelten Südufers des Teiches griffen wir nach Krebsen; später sahen wir sie mit weichen, weißen Panzern von einer Seuche befallen im Wasser treiben; auf der Oberfläche schwammen Blüten und tote Schmetterlinge, die der Wind in einen Teichwinkel trieb; tauchend stieß ich heftig gegen die Kante des im Uferwasser versenkten Fischkastens von Herrn Schlonsok, bis ich lernte, auch im Wasser die Augen offen zu halten; wir verstanden bald, den tiefen Graben im Uferwasser der Halbinsel zu überqueren, nachdem wir in ihm, ohne schwimmen zu können, fast versunken wären; an kühlen Tagen lagen wir ausgestreckt im Grase am Rande des Hügels und warteten vergebens auf unsere „Clara“, die uns sonst doch so warm auf die Haut brannte. Waren wir an den freien Morgen und Nachmittag herrlich allein und unbeaufsichtigt, so fanden sich gegen Abend, wenn das Tagewerk der Erwachsenen getan war, auch einige Große zum Baden ein. Sie hielten sich auf der anderen Seite des Teiches so still, daß wir sie nicht hörten und nicht sahen, bis dann plötzlich bei uns ein Kopf aus dem Wasser tauchte und ruhig am Ufer vorüberzog. Sie schwammen gemächlich ihre Runden im Wasser, und als wir größer geworden waren und in ihrer Nähe geduldet wurden, drehten auch wir unsere Kreise, und wir hätten keine Jungen sein sollen, als daß wir nicht die Runden zählten und gegeneinander ausspielten. Hansens „gro-

ßer Bruder“ hat einmal im letzten Licht zwölfmal den Teich bezwungen, und es wurde still unter uns, als wir einmal sogar die Zahl siebzehn hörten. Nach dem Läuten der Abendglocke aber lag der Teich wieder still und leer.

Das Jahr senkte sich dem Herbst zu, die Sonne ging nicht mehr hinter Borsigwerk, sondern hinter Ruda unter, das Teichwasser wurde kühler, aber auf einige wenige von uns übte die vergehende Sommerzeit am Teich einen besonderen Reiz aus. Wir konnten noch nicht von ihm lassen. Selbst wenn die Oktobersonne noch einmal etwas sommerliche Wärme zurückzuzaubern schien, auf den Feldern die Kartoffelernte schon begonnen hatte, in dieser Zeit der kürzer werdenden Nachmittage war es Freund Hans, der dem Teich ungewöhnlich lange die Treue hielt. Wir waren unser nur zwei oder drei, die in der windgeschützten Grasmulde am Hügel lagen, argwöhnisch nach den sonnenverdunkelnden Wolken blickten, zwei oder drei, die es mit Lust und leichtem Frösteln noch wagten, an einem solchen Nachmittag noch einmal ins Wasser zu steigen. Das Wasser war bleiern und machte die Glieder schwer und unbeweglich, und es war am Ende nur einer oder zwei, die am allerletzten Ende der Sonnenzeit nach großer Überwindung tapfer ins Wasser stiegen, um einen kleinen oder kleinsten Kreis im schweren Wasser zu drehen und mit erstarrten Gliedern ans Ufer zu taumeln.

An dieser Stelle des Jahresablaufes aber hatte die Unerschöpflichkeit jener Jahre für einen wohlthuenden Abschluß der Badezeit gesorgt in der Gestalt des Matrosen Schmidt. Zogen wir nach diesen heldenhaften Versuchen, den Sommer zu verlängern, fröstelnd heim, dann machten wir Besuch in einem kleinen Häuschen, das dicht an Schlonsoks Garten in einer gemauerten Vertiefung lag. Wir trippelten drei Stufen zu einer Eisentür hinunter und traten in den kleinen, viereckigen Raum, in dem Matrose Schmidt seinen Kessel heizte, um den notwendigen Dampf in die Ziegelei hinüberzuschicken. Wir saßen dann auf einem Brett, das über zwei Ziegeln gelegt war, und wendeten in der wohligen Wärme des Kessels unsere ganze Aufmerksamkeit dem Zauberer zu, dem Matrosen Schmidt, der unsere jungen Herzen zu Schiff und im Unterseeboot bis in die fernsten Länder der Erde zu entföhren verstand, so daß wir Zeit und Umgebung vergaßen, während draußen sich der Abend schon übers Dorf gesenkt hatte. Nach dem kalten Bad und frierenden Gang durch die beginnende Kühle des Herbstes empfanden wir die Wärme doppelt, genossen durch die Ofentürschlitze die flackernde Glut und die beschwörende Stimme des kleinen, dunkeläugigen Mannes, der im ersten großen Krieg zu Schiff bis nach Kiautschou und in die chinesischen Gewässer gekommen war, der manch gefährliches Unternehmen der Kriegsflotte gut durchgestanden hatte und am Ende

glücklich wieder an seinen Kessel zurückgekehrt war. Es war ihm ein Leichtes, meine Gläubigkeit durch maßlose Übertreibungen zum Staunen zu bringen und mir jene Abende in warmer Geborgenheit unvergeßlich zu machen, während mein Freund Hans, der real denkende Sancho Pansa unserer gemeinsamen Abenteuer, sich auf dem Heimweg über meine Hingabe und des Matrosen unverblühte Aufschneiderei lustig machte. Sei's drum! Die reinsten Freuden erfahren wir wohl dann, wenn wir uns ein wenig von dieser Erde lösen.

Nach solchen Besuchen war die Zeit der sommerlichen Teichfreuden endgültig dahin, und ich wundere mich, daß ich in diesen wenigen Bildern all die Köstlichkeiten und die Unermeßlichkeiten unserer jungen Freiheit sollte eingefangen haben.

Das Wasser sprudelte im sinkenden Jahr weiter aus den Tiefen der Erde und floß unverdrossen in den Teich, der Qualm des Kesselhäuses vom Matrosen Schmidt zog über den Teich und Zaun weiter nach Sonnenuntergang, der Teich fror am Ende mit dünner Decke zu, und niemand aus dem Dorf hat sich jemals im Winter auf sein Eis gewagt, aus dem die Tafel mit ihrem „Baden verboten“ vergessen in den Wintertag hinausragte.

Von Schulen, jungem Buxenvolk und dem Herrn Lährä

Eine der drei Dorfschulen schaute von der anderen Straßenseite zu uns herüber und nahm sich mit ihren weißen Fensterkreuzen, roten Klinkern, hellen Kachelverzierungen und ligusterbestandenen Vorgärtchen wie ein dörfliches Ministerium aus. Auf der Giebelfront meldeten Kachellettern: Erbaut im Jahre d. H. 1910. Wir Jungen haben an den Abkürzungen herumgerätselt, sind uns aber nie einig geworden, ob der Bau im genannten Jahr des Heils oder des Herrn entstanden war. Später haben die polnischen Behörden diese Meldung heruntergeschlagen. Die großen Maße des Hauses, der dazugehörigen Schulleiterwohnung, ihre zwei Ausgänge und die ausge dehnten, hallenden Korridore – so hörte ich meinen Vater im Gespräch sagen – bestimmten ihn, die angebotene Leitung dieser Mädchenschule auszuschlagen und in die Jungenschule einzuziehen. Den greisen Herrn der Mädchenschule, Rektor Schmidt, habe ich in seinem, vor unseren Fenstern liegenden Garten nur wenige Male zwischen den Apfelbäumen und Stachelbeersträuchern spazieren gehen sehen. Das kappenbedeckte weiße Haupt und die in das Gesicht eingehängte, lange Tabakspfeife, die im Laub für Sekunden sichtbar wurden und wieder verschwanden, erscheinen mir heut als Überbleibsel aus der Welt Spitzwegs und Richters. Mit dem Weißhaarigen haben wir Jungen nie gesprochen, und er ist, unbemerkt von uns, bald aus Garten und Leben davongegangen. Aber mit seinem Schuldiener Kinzer – heute ist diese Gattung schlecht bezahlter, viel geplagter und liebenswerter Menschen zur Klasse machtgebietender Hausmeister aufgestiegen – genauer, mit dessen magerer, wiesel-finker, redefreudiger und kräftig zupackender Frau gerieten wir in handfeste Auseinandersetzungen, da unser Schabernackteufel den langen, dunklen Kellerkorridor, an dem des Schuldieners Stuben lagen, dazu auserwählt hatte, in ihn ganze Ladungen von Basaltsteinen hinabzudonnern, so daß das Poltern und der Nachhall im langen Flur unsere Ohren entzückte, Frau Kinzer aber wie ein gereiztes Wiesel aus seinem Loch flitzte, wir jedoch längst in der Dunkelheit des Herbstabends verschwunden waren, während ihr Schimpfen über Straße und Platz schallte. Unsere Unverfrorenheit verstieg sich derart, daß wir wie zufällig von der anderen Seite zu ihr stießen und unseren Spaß daran hatten, wenn die gute Frau auf unsere Ermunterung in einer anderen Richtung suchend und schimpfend verschwand. Seligkeit, Niedertracht und Einfallsfülle in warmen Herbstabenden!

Frau Kinzers Tochter, ein blasses Mädchen, führte ich einmal, wer will sagen weshalb und wozu, mit einem papierenen, bemalten und ausgeschnittenen Zitronenfalter an, den ich auf die Ligusterhecke des Vorgartens gelegt hatte, um, hinter einem Zaunpfeiler versteckt, Entdeckung und Enttäuschung zu beobachten. Mit einem Ausruf des Entzückens lief sie auf ihn zu und hatte ihn, ehe ich hervorspringen konnte, lächelnd zerzupft. Meine psychologische Wißbegier schlug rasch in heißen Ärger um. Ich könnte heut noch die Stelle bezeichnen, wo das zarte Gebilde zerrissen zu Boden schwebte.

Das Schulgebäude schien mir eine große Höhle zu sein, von deren Haupteingang viele Seitengänge ins Dunkel stießen. Dort irgendwo war eine Zeitlang die Volksbücherei untergebracht, und wenn ich, der viel und schnell las, die geliehenen Bücher zurückbrachte und durch die dunklen Korridore tastete, bis ich die erlösende Klinke fand und die hell beleuchteten Bücherwände mich freigebig anlächelten, dann fielen Angst und Beklemmung ab. Sonst aber kümmerte uns der prächtige Bau wenig, und wenn wir tagtäglich mehrmals um seine Südwestecke ins Dorf flitzten, mochte er aussehen, wie er wollte und eine noch so leuchtende Inschrift an seiner Wand tragen. Aus unserem Eckzimmerfenster fiel der Blick nach Morgenaufgang auf Schmidts Garten, hinter dem sich der weite Mädchenschulhof dehnte. Auf ihm habe ich niemals die Mädchen den Ball werfen sehen; in den Morgenstunden rutschte ich selbst auf der Schulbank hin und her, und am Nachmittag beherrschte ein Buxenpack ungeduldig und mädchenverjagend das Feld, dem auch ich als einer der Ausgelassensten angehörte. Erst wenn die Turmuhr siebenmal Abendbrotzeit schlug, leerte sich der Platz. Dort trieben wir mit dem Schlagscheit den kleinen Lederball in die Luft und liefen bei diesem alten, germanischen Schlagballspiel wie die Wiesel um Punkte zum Mal; dort trommelten wir den Gummiball mit dem Tambourin über die Schnur oder hetzten den geflickten Lederfußball zwischen zwei halben Ziegelsteinen hindurch, die wir Tor nannten. Unsere zweite Schülermannschaft, der ich zugehörte, maß sich dort mit manch auswärtiger Mannschaft, und es war kein Geheimnis, daß wir Helden meistens zweite Sieger wurden und dem Gegner fast immer nur den vorletzten Platz überließen. Und doch sangen wir das Lied vom „schönen Fußballleben“ und fragten dabei, ob's denn was „Schönres geben“ könne.

Sonntags drängte sich das halbe Dorf vor dem Lattenzaun, um die Großen mit ihren Gästen spielen und siegen zu sehen. Der Platz hatte einen ungewöhnlichen Schönheitsfehler, der den Spott manch auswärtigen Gastes auslöste: unweit der Platzmitte erhob sich ein starker Holzmast, der zwar für die Beleuchtung des unteren Hofes der Spritzenhausbewohner sorgte, die Spielbewegung aber in eine

Art Slalomlauf umbog, wenn die Spieler diesen Felsen im Meer zu umsegeln suchten. Der würdige Mast verstand es, sich die Vorwärtigen vom Halse zu halten. Bisweilen sah man einen vom Schicksal Geschlagenen, d. h. vom zurückprallenden Ball Getroffenen sich jäh an den Kopf, das Gesicht oder Gedärm greifen und zum Platzrand taumeln. Aber was tat das schon unserem Spieleifer! Auch wenn das Leder zwischen die Kohlköpfe der drahtzaunumsäumten, kleinen Gärten flog, welche den Platz säumten, oder im Gras von Postmeisters Prärie-Garten landeten, der auf der gegenüberliegenden Seite nur Wildwuchs beherbergte! Wir holten uns rasch unsere Bälle zurück, überstiegen aber die spitzen Drahtzäune ungerne, wenn die Großen uns ihre verspielten Bälle zurückholen hießen oder gar zur selben Minute die Besitzer ihre Rosen schnitten und scheinheilig den hereingeflogenen Ball nicht gesehen hatten. Auch wir hatten unsere Erfahrungen.

Damals fehlte dem Spiel noch jener Fanatismus bei Spielern und Zuschauern, die es heut bei einem schlechten Spiel manchen Schiedsrichter mit Prügeleien entgelten lassen. Eine naive Menschlichkeit bestimmte das dörfliche Spiel. Es kam vor, daß die Spieler ihre Hetzjagd unterbrachen, ein Mitspieler sie Steine vom Platz aufheben hieß und daß auf dessen Kommando ein Steinhagel in die Zitterpappeln der nahen Post prasselte, aus denen eine dunkle Wolke von Staren hervorschoß, ehe das Brüllen der Ballhatz wieder über den Platz tönte. Oder es entstand ein lustiges Streitgespräch darüber, wer dem unglücklichen Zuschauer die strohene Kreissäge, eine Art Strohhut, zu bezahlen hatte, die ihm ein Spieler so geistreich vom Kopf geschossen, daß nur die helle Hutkrempe seinen Kopf rahmte und als goldner Heiligenschein aufstrahlte, – ob die Gemeinde, der treffsichere Schütze oder der Turnverein. Im Beifallsschreien, Mützenwerfen und Gelächter einigte man sich auf eine Flasche Schnaps seitens des Turnvereins, zum Glück nicht, wie der neue Heilige gefürchtet hatte, auf eine Schnapsflasche.

Eines Ereignisses auf diesem Platz erinnere ich mich, das lange bis in die Vorkriegszeit zurückreicht: an einem Feiertag schaute ich Knirps vom Fenster auf den Platz hinaus, auf dem Mädchen in langen, weißen Gewändern unter Zurufen und Händeklatschen anmutig eine große, den ganzen Platz einnehmende und mit Sand gekennzeichnete Jahreszahl abschritten und damit einen Gedenktag mit zierlichen Schritten aufzeigten. Ich staunte auf den verwandelten Platz hinunter, auf eine große Menschenmenge am Zaun, auf eine Gruppe schwarz gekleideter Herren und die leichte Bewegung der Mädchen, die einem griechischen Chor glichen. Den Sinn dieses feierlichen Reigens habe ich nie erfahren. –

Am Ende des Kinderschulhofes aber begann das Reich der Erwach-

senen: dort hob sich das flache Haus der Feuerwehr und noch höher der hölzerne, grün gestrichene Feuerwehrturm in die Luft; dort stanken zwei große, säuberlich gefaßte Misthaufen des Spritzenhausbewohners Schikora, dessen Frau wir – wäre die Entfernung zu unserem Haus nur etwas geringer gewesen – in die Suppentöpfe hätten schauen können; dort dröhnten die Schimpfreden des Herrn Schikora, den ich mir nie anders als schimpfend vorstellen konnte. Wenn er fluchte, überzog sich der Himmel mit Wolken, und er war es, der den Donner ersetzte, wenn unser Ball gar durch die offene Stalltür bis an die Hufe der bereitstehenden Feuerwehrpferde rollte. Hier begab es sich, daß einer der Gäule von der Kolik und eine Gruppe Feuerwehrleute von Aufregung befallen wurden. Die Männer mühten sich um das am Boden liegende Pferd, und ich begriff die Grausamkeit des Knechtes nicht, der das aufgedunsene Tier mit harten Knüppelschlägen um den Platz jagte, bis man mich aufklärte, daß es um Leben und Tod ging. Nach der Hetzjagd mit dem Tod, bei der Mensch und Tier vor Schweiß triefen, führte man das Pferd in den Stall, legte ihm Decken über, schloß die Tür, und alle verließen den Schulhof und wir mit ihnen. –

Vom selben Fenster konnte man über dem Spritzenhausdach ein verziertes Dachtürmchen hervorkommen sehen. Das war der anmutige Dachaufbau der alten Mädchenschule, die mit dem Prachtbau der neuen Mädchenschule und der dahinter liegenden Jungenschule zum Dreigestirn unserer dörflichen Bildungsstätten gehörte, die Spielschule der Grauen Schwestern in der Sandstraße nicht mitgerechnet. Das alte Gemäuer mit den tief nachgedunkelten Backsteinen und dem kunstvollen Dachreiter war die älteste Schule am Ort. Ein Hauch von Würde ging von ihr aus, die mich als etwas Mittelalterliches anzog. Gleichzeitig umschwebte das Gebäude ein unaussprechliches, mich leicht beunruhigendes Geheimnis, als wisse es um verborgene Dinge. Die gegenständliche Welt wurde mir in jenen Jahren immer fragwürdiger und wachsend drängender einer genauen Betrachtung wert. Mir war, als sei kein Ding selbstverständlich, als habe es einen geheimen Kern und als müsse man es erst um sein eignes Sein befragen, das sich vor den Augen verbarg. So ging es mir besonders mit der alten Schule. Was lag hinter den spinnwebgrauen Kellerfenstern? Lebten in einem der verlorenen, halbdunklen Gänge und Winkel nicht Wesen, welche die Geheimnisse hüteten? Merkwürdig verwinkelte und unübersichtliche Treppen, die irgendwo im Unzugänglichen endeten, Kellerabstiege, hofseits Mauervorsprünge, unnütze Fenster und verschlossenen Holztüren mit abblättrenden, verblichenen Farben ergriffen meine Phantasie, und diese wandelte sie weiter um in Absonderlichkeiten. Dort sah ich zum ersten Mal uraltes Mauerwerk, wie ich es später an alten Domen, Burgen oder wo im-

mer mit einer seltsamen Vertrautheit und leichtem Gruseln vor unvorstellbar weiten Zeiträumen betrachtete, als seien es Verwandte unserer alten Schule, die aus grauer Vorzeit als Rest einer Klosteranlage stehen geblieben zu sein schien und in deren Keller alle vergangenen Jahrhunderte schliefen.

Ein Geheimnis aber gab mir die Schule preis. Ich war einmal in die Wohnung des dort wohnenden Lehrers Rotter geladen worden, wo ich ein großes Gemälde betrachten durfte, dessen herbliche Laubüberschwemmung in einem Waldbach mich heftig erregten.

In diesem verwunschenen Hause lebte auch etwas anderes, das nicht der Vergangenheit angehörte: das Lachen und quicklebendige Treiben der drei schönen, blondbezopften Lehrertöchter. Das war quirlendste Gegenwart. Ich sah sie auf der kleinen Holzbank im mageren Gärtchen sitzen und mit älteren Jungen sich necken, lachen und flirten. Geriet ich einmal durch Zufall nah an ihre lebensfreudige Helligkeit, dann spürte ich deutlich den Abstand zu ihrer reiferen Mädchenhaftigkeit und zu dem, was zwischen ihnen allen in Worten, Blicken und Neckereien hin und her spielte. Sie sind bald aus meinem Gesichtsfeld für immer verschwunden, aber die warme, gesunde Geschöpflichkeit in den alten Mauern strahlt mich noch heute an. Außer jenem Kunstbesuch bin ich nie mehr in das Haus geraten und habe auch keinen Blick in die Klassenräume geworfen.

Am innigsten war ich mit der dritten, mit „unserer“ Schule verbunden, deren Hof sich an den Ostgiebel der altersgrauen Mädchenschule anschloß. In ihr verbrachte ich vier lange, kurze Jahre. Kurze, weil ich gern zur Schule ging und sie damals als Außenstation des Elternhauses empfunden habe. Sicher aber auch deshalb, weil ich meinen Vater, der die Schule leitete, stets in der Nähe wußte, ihn im Laufe des Vormittags sah und sprach. Zum Glück bedeutete dies keine Sonderstellung für mich; denn die Prügel, die ich gelegentlich empfing, sprachen für den rechtschaffenen Sinn meiner Lehrer und den meines Vaters. Wenn ich heute diese Prügelstrafe betrachtend hin und her wende, so bleibt, daß trotz mancher kräftiger Stockstrafe, die damals noch angewendet wurde, – und die Dorfjugend, halb bäurischer, halb bergmännischer Prägung, konnte die Grenzen des Erlaubten weit überschreiten, – daß trotz mancher Prügel Wohlwollen und Menschlichkeit das Schulleben bestimmten. Wir danken den Lehrern in der Regel mehr, als wir wahrhaben wollen, und ich habe mein ganzes Leben an alle in Dankbarkeit, an manche sogar mit Ehrfurcht zurückgedacht, während ich mich bei den Lehrern der unteren Klassen der Stadtschule in deren kühlerer Atmosphäre als empfindlicher Knabe oft bedrückt fühlte.

So marschierte ich tagtäglich fröhlich am grünen Zaun des Mädchenschulhofes entlang, am Spritzenhaus vorbei und an der alten Schule

vorüber in die Knabenschule, die man auf einer abfallenden Senke errichtet hatte, so daß das hofseits gelegene Erdgeschoß bereits der erste Stock der anderen Hausseite war, in deren Unterstock die Wohnung des ewig alten Schuldieners Porada und eine Klasse lagen. Ich sehe die zahllosen Fensterreihen mit heller Nachmittagssonne gefüllt, bemerkte aber auch den lichtlosen Eindruck der dunklen Fensterhöhlen, wenn ich meinen Vater am späten Nachmittag oder Abend aus seinem Arbeitszimmer abholte. Die schwarzen Scheiben mit ihrer dahinterliegenden Leere sahen mich wie tote Augen an, daß mir bange wurde und ich später Schillers Vers

„und in öden Fensterhöhlen
wohnt das Grauen“

mit jenem Eindruck verband, der mich, hätte mein Vater nicht in seinem Zimmer gegessen, davongejagt hätte. In den ersten Tagen staunte ich auf dem Schulhof ein merkwürdiges Eisengerüst an, das ich nirgends mehr wiederfunden habe und das entweder eine Erfindung dörflicher Erzieher und Konstrukteure war oder aus Olims Zeiten stammte. Es mochte mit seinen T-Trägern und Querverbindungen, seinen Eisenverstreben und Haken in frühen Jahren den verschiedensten Arten des Geräteturnens, dem Reck, den Ringen, dem Rundlauf und anderen unerfindlichen Turnübungen als Universalgerät gedient haben. Ich habe aber an diesem altersrostigen Fremdling wie auch an den Resten zweier Barren, von denen nur traurige Stümpfe einsam dastanden, niemals Jungen turnen sehen. Es ging etwas Unverständliches und Gefährliches von diesem toten Eisengerüst aus, daß ich stets einen Bogen um es machte und froh war, wenn wir uns an einer bestimmten Stelle des Hofes einfanden, an einer alten, den Hof begrenzenden Scheune, unserem Treff- und Sammelpunkt in den Pausen. Es war jener Ort, an dem sich aus der Gruppe Jungen erste Freundschaften anbahnten, von denen auch einige fürs Leben gehalten haben. Was wunder, wenn ich mich als Schuljungen mehr auf jenem sonnenbeschienenen Fleckchen Erde und an der zerkratzten Scheunenwand stehen, schwätzen, herumbalgen und Lärm machen als auf der Schulbank sitzen sehe. In Erinnerung ist mir auch immer der eiserne Schuhabtreter am Haupteingang geblieben. Er war alt. Seine eisernen Lamellen saßen längst nicht mehr fest in ihren Klammern, und sein Gefüge hätte sich in ein Häufchen Schrott verwandelt, hätte man es hochgehoben. Unter den ein- und auslaufenden Knabenfüßen, den barfüßigen, den holzpantoffeltragenden, lederbeschuhten und bestiefelten, klapperte er lustig über den Hof. Morgens ließ er meist nur sein leises, zufriednes Knurren hören. Welcher Junge stürzt schon hastig zur

Schule hinein! Polterte aber die Dorfjugend mittags in die Freiheit hinaus, dann hörte das Rasseln und Quietschen nicht auf, und wenn nach den energisch präludierenden Lauten der schnellsten Füße der Hauptteil der vorbeiwirbelnden Jungen hinausjagte, tönte eine donnernde Toccata mit vollem Werk auf den hellen Hof. Wo immer ich im Leben Fußabtreter rasseln höre, so musikalisch feinfühlig wie unserer ist keiner gewesen.

Etwas anderes aber sollte mir förmlich ans Herz wachsen und zum Symbol heimatlicher Verbundenheit werden: es war das Thermometer, welches draußen am Fensterkreuz von meines Vaters Arbeitszimmer hing. Es hat seit jenem Augenblick, da er mich kleinen Knaben hochgehoben und mir das weiße Ding erklärt hatte, meine ganze Jugend und später noch Jahrzehnte der bewegten und tragischen Geschichte des Dorfes überstanden. Mein Vater las an ihm von Amts wegen die Hitze der Sommertage ab. Mittags war die Sonne zur Südseite herumgezogen, das Thermometer hing im erforderlichen Schatten, und ehe er es des Unterrichtes genug sein lassen durfte, mochte es sein gerechter Sinn viele Male befragt haben. Führte mich mein Weg unten auf der Beuthener Straße am Schulhaus vorbei, so vergaß ich nie, zur dritten Fensterreihe hinaufzublicken, an dem das kleine, weiße Ding hing. Ich glaubte mich seiner ausdrücklich vergewissern zu müssen; denn dann wußte ich auch meinen Vater dahinter, und jedesmal, wenn ich den weißen Stab am Fenster glänzen sah, bestätigte er mir, daß die Welt noch in Ordnung war. Schon früh saß ein leises, stetig wieder auftauchendes Gefühl in mir, das dem Bestand der Dinge mißtraute, ja das mich schon als Knaben den verändernden, nimmer umkehrbaren Lauf der Dinge schmerzhaft ahnen ließ, und dieses Gefühl war beim Anblick des weißen Stäbchens besänftigt: gottlob, das Thermometer hing noch, alles war gut! Auch viel später, als ich Mann geworden, als die Völkerpolitik unser lebendiges Land wie ein totes Ding in zwei Teile zerrissen hatte und es mir dann nur wenige Male vergönnt war, meine verfremdete Heimat wiederzusehen, galt mein Blick, ja mein ausdrücklich geplanter Gang immer dem kleinen Ding oben am Fenster, das hoch über dem Vorgärtchen des alten Schuldieners Porada hing, der längst tot war. Von schmerzlichen Erfahrungen beschwert, die wir Menschen uns in diesem Jahrhundert gegenseitig bereiten, schaute ich dann hinauf, und siehe! -, es befand sich noch an seinem Platz. Da wurde ich von einer Regung erfaßt, als sei alle Mühsal und Trennung, die über das Dorf gekommen, uns nur vorübergehend zugemessen. Es wird schon gut werden, sagte das Thermometer, ich bin noch da. Und auch nach weiteren bangen Jahren fand ich es noch an seinem Platz. Es war grauer geworden, aber es war noch mein Thermometer, unser Thermometer. Ja, ich dachte: es ist noch unser aller Thermo-

meter. Und so mochte es geschehen, daß bei seinem Anblick sich die tief verborgenen Herzenswünsche, die das Dorf warm und ängstlich umschwebten, für Augenblicke über die harte Wirklichkeit erhoben: solange das kleine Ding dort oben hing, würde am Ende noch alles gut werden, auch wenn der Vater sich längst nicht mehr dahinter befand, sondern unter dem Rasen lag.

Einmal aber meinte ich bei einem der letzten, immer selteneren Besuche den neuen Schulleiter, einen ehemaligen deutschen Lehrer, den undurchdringliche Wünsche seines Herzens bestimmt hatten, seine Herkunft zu vergessen und jetzt als Schulleiter in fremder Sprache und fremdem Anspruch zu dienen, – ihn glaubte ich bitten zu sollen, mir den kleinen Rest früher Tage zu überlassen, allein es ist nicht mehr dazu gekommen. Ich stelle mir vor, daß es noch heut dort oben hängt und mit seinen verblaßten Celsius-Ziffern noch immer Kälte und Wärme anzeigt, und heute bestimmt mich mein etwas ruhiger schlagendes Herz, das, was mein Kopf längst anders zu wissen meint, nicht mehr laut auszusprechen. So ist das Thermometer eines der wenigen Zeichen geblieben, die mich mit dem Dorf noch unreal verknüpfen. –

Nur wenige vom halben Hundert Mitschüler der ersten Schuljahre haben – wem sei's geklagt? – einen festen Umriß behalten. Die meisten, ärmliche Söhne meiner Heimat, liefen barfuß durch die Sommer, nur mit Hemd und Hose bekleidet, und im Winter zogen sie derbere Schuhe oder Holzpantoffeln über ihre dick bestrumpften Füße und übers Hemd eine festere Jacke. Ein Schal schützte den Hals oder nur der umgeschlagene Kragen. Mäntel besaßen die wenigsten, und unvergeßlich bleibt mir die frierende Haltung: immer hielten sie ihre rot gefrorenen Hände in den Hosentaschen, die auch dort nicht warm wurden, und immer standen sie leicht gekrümmt da, als seien so Frost und Zittern besser zu ertragen. In Kargheit lebten sie, und es ist nicht gewiß, daß sie immer satt wurden. Dieses schweigende Erdulden einer ausweglosen Ärmlichkeit war das Kennzeichen manch jungen Lebens im Dorf.

Die europäischen Wirren dieses Jahrhunderts packten sie und alle im Dorf hart an. Das Ausgesetztsein ihres unmündigen Bewußtseins im kalten Spiel der Politik – hüben wie drüben –; die Zerstörung des dörflichen Zusammenlebens mit seinen vielfältig verknüpften Schicksalen aller untereinander; der verletzende Eingriff – hüben wie drüben – in die Lebensfundamente, in das Zugehörigkeitsgefühl und Heimatbewußtsein; der dreimalige und schreckliche Hoheitswechsel, der hier wie da erbarmungslos eingriff, – das alles ist über diese Schar und den Schreiber dieser Zeilen hinweggegangen wie Sturmwind übers Gras und hat die einzelnen Halme wie Spreu ins Ungewisse gefegt, als sei es ein Verbrechen, das Gemeinsame zu

suchen und zu versuchen. Wo sind sie alle? Von den zweien, die aus dem dunklen Chaos wieder in meinem Lebenskreis aufgetaucht sind, ist einer übrig geblieben, und dieser lebt in weiter Ferne.

Diese vorwurfsvoll von Schwermut begleiteten Erinnerungen hellen sich nur auf, wenn der menschliche Geist sich vom bisher Unmöglichen ein Bild macht: von Menschlichkeit, allseitiger Duldung und Liebe. -

Viel deutlicher stehen die Gestalten der Lehrer vor mir. Überschaue ich den Bogen, der die vier Schuljahre überspannt, so überkommt mich Dankbarkeit für ihre ungerühmte, geduldige Kleinarbeit, welche sie ihr Lebtag leisteten.

Ich sehe mich vor hohen, vollgestellten Bücherregalen stehen. Die Volksbücherei, ein dunkler, mit Büchergestellen übervoll verengter Raum, sah mich oft zu Gast. Dort sprach der hagere Lehrer Paris seine blumenreich verschnörkelte Sprache, die mir seltsam genug vorkam, so daß ich oft zu ihm hochschauen mußte und ein Paar dunkle Augen über den herabgerutschten Brillengläsern auf mich gerichtet sah. Dann kam die Auslegung seiner Aphorismen, bis ich verstand. Buchempfehlungen und -sendungen an meinen Vater, der ebenfalls aus den Schätzen der umfangreichen Bücherei schöpfte, begleiteten mich. Nicht nur seine Gelehrsamkeit und das Wissen, das offenbar die Kenntnis aller Bücher der Welt in sich schloß, jagte mir einen gewaltigen Respekt ein, ich empfand auch für seinen genialischen Sohn eine tiefe Bewunderung. Er war älter als ich und vollbrachte die erstaunlichsten Taten: er lief wie ein Wiesel, bog sich wie eine Gerte, wenn man ihn mit dem Schlagball zu treffen suchte, und war ein kluger Bursche, der auf keinem Feld zu schlagen war. Er besuchte im Nachbarort Ruda die Realschule, hatte täglich eine knappe Wegstunde nach dort, wir sahen ihn aber oft erst sozusagen in letzter Minute im Schnellauf die Straße entlanglaufen, der einem Weltmeister Ehre eingelegt hätte; er fehlte oft im Unterricht, fand sich aber rechtzeitig zu den schriftlichen Arbeiten ein, schrieb diese mühelos gut, wenn nicht sehr gut - und fehlte wieder. Er erschien uns allen in allem und jedem ein unerreichbares Vorbild. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden.

Unter den Lehrern befanden sich unvergleichlich mehr Originale als heute. Sie hatten alle wie wir ihre kleinen und großen Schwächen, aber wir Jungen und die Dörfler empfanden diese Eigenheiten so sehr zu unserem und ihrem Leben gehörig, daß sie mehr mit Humor und menschlichem Verständnis hingenommen wurden als mit Kritik. Und so gehört auch ein kleines Stückchen von Originalität hierher, das die Findigkeit eines Junglehrers in der Durchführung eines nur umsichtig zu lösenden Problems aufzeigt: in der Zweisprachigkeit. Es hat sich vor dem ersten Kriege in der untersten

Klasse zugetragen. Ich habe es erst später, als die Hauptbeteiligten außer Sicht und ich der Volksschule entwachsen war, von meinem Vater gehört.

Eines Wintertages erschien, um sich über die pädagogischen Fähigkeiten eines Junglehrers ein Urteil zu bilden, überraschend der Schulinspektor. Sein plötzliches Auftauchen jagte dem Vorgemerkten zunächst keinen geringen Schrecken ein, als aber der Gewaltige seinen durchfrorenen Rücken an den warmen Kachelofen lehnte und sich die Anfangsklasse im Kopfrechnen vorführen ließ, hatte er sich gefaßt. Das Geschäft ließ sich trefflich an: er fragte, zeigte auf einen Jungen, nannte ihn beim Namen, und die Antwort kam wie ein rasches Echo. Frage auf Frage kämmt die Klasse geschwind durch, und die rechten Antworten ließen den Schulrat gnädig und wohlwollend nicken.

Acht geteilt durch vier, Paul Dwah? Der Junge flitzt hoch: zwei.

Viermal zwei, Sepp Oschem? Acht, brüllt Sepp.

Zehn weniger neun, Rudi Jädden? Rudis flinkes Echo: eins.

Neun geteilt durch drei, Werner Tschieh? Drei, kräht Werner.

Frage nach Frage saust durchs Zimmer, Antwort nach Antwort schnell zurück, so daß der Schulgewaltige ein „Vorzüglich“ murmelte, den Besuch abbrach und beim Schulleiter voll des Lobes war.

Was ihm aber verborgen geblieben war, hat er hoffentlich nie erfahren. Der Junglehrer wußte, daß dem Schulrat das Wasserpolnisch nicht geläufig war, – jene zweite Hauptsprache der Bevölkerung, – und verfuhr auf pffiffige Weise: er zeigte auf einen Jungen, rief ihn bei seinem Vornamen auf und fügte als Hausnamen einfach die Lösung der Aufgabe in Wasserpolnisch bei, so daß der gestrenge Herr nur Namen und richtige Lösungen zu hören meinte. Piff, paff! So geschah es, daß durch das augenzwinkernde Bündnis zwischen natürlichen Gegnern ein doppelter Ertrag zustande kam, ein Lob des Gewaltigen für den Lehrer und ein aufgabenfreier Nachmittag für die jungen Verbündeten . . . –

Ich hatte die Freude, ein altes Bild geschenkt zu bekommen, auf dem meine Lehrer feierlich und einträchtig nebeneinander versammelt vor ihrer Schule zu sehen sind und mittendrin mein seliger Vater. Ich lasse die Augen über das Dutzend der alten Gesichter wandern, die wahrlich keine Dutzendgesicher waren, und bitte dich, lieber Leser, setz dich für einige Minuten zu mir und nimm etwas teil an meiner Wiedersehensfreude! Glaube mir, ein jeder von ihnen verdiente eine eigne Biographie, und die Frage müßte erst abgehandelt werden, wem im Leben eine solche zukommt und wem nicht. Vor wieviel Erdengrößen, die man in prächtigsten Bildbänden gepriesen

hat, wenden wir uns nicht ab! Wir beide haben's erlebt, lieber Leser! Überrascht entdecke ich hinter den stehenden und sitzenden Männern das Muster des Ziegelverbandes der Hauswand. Es ist ein Wechsel von Läufer und Kopf, so daß die Fläche wie mit Kreuzen übersät erscheint. So haben früher die Ordensritter gebaut, eine flächenbelebende Bauweise. Und der Tisch, an dem die würdigen Herren sitzen! Gedrechelte Beine glänzen auf, und seine gebohnerte Spiegelung blitzt ins Auge. Alle würdevoll dreinblickenden Herren tragen Schnurrbärte, manche hängen melancholisch herab, andere strecken sich selbstbewußt und wilhelminisch in die Höhe. Hohe Kragen mit vorgelegten Fliegen schauen blendend weiß aus den dunklen Anzügen. Nur der Dichter trägt sich hell. Zwei prächtige Uhrketten umspannen sich wölbende Westen. Das also waren sie!

Da steht der Lehrer Warkotsch, der gediegene Mensch, der ein Bein auf dem Kriegsfeld gelassen. Warum sitzt er nicht auf dem danebenstehenden Stuhl? Er war es, der mir später das Rechnen gründlichst beigebracht hat. Und wieder sehe ich die nächtlich beleuchtete Szene, in der es während der Aufstandszeit um Leben und Tod ging, noch vor mir: humpelnd sucht er in einer abendlichen Straße mit seiner Frau der todbringenden, erregten Menschenmasse zu entfliehen, jenen Menschen zu entkommen, welche in der Aufstandszeit ihre Opfer suchten, zusammenschlugen oder töteten. Von einer kleinen Erd-erhebung am Ausgang der Straße schaute ich entsetzt zu, sehe die ersten dunklen Gestalten aus der Masse sich lösen, an das Paar heranzulaufen, das gerade eine rettende Haustür erreichte und bald von der wallenden Menschenmasse umspült wurde. Mir blieb das Herz stehen, denn gleich würden die Schreie der Geschlagenen an mein Ohr dringen. Aber dann sehe ich die Masse sich teilen, den Mann heraushumpeln und die Rotte in einer anderen Richtung sich ein Opfer suchen. Die Rufe: „Der ist das nicht!“ habe ich noch im Ohr. Dann war ich nach Haus gehetzt. Wenige Jahre nach den Wirren ist er gestorben. Er war ein Mann voll menschlicher Lauterkeit.

Neben ihm steht mein stiller Lehrer Mross, der uns in der tiefen Kellerklasse unterrichtete. Am Geländer glitten wir die lange Treppe hinunter – bis ins Licht des unteren kleinen Flurs. Ich sehe mich in der zweiten Bank als Zweiten sitzen und aus Ärger über eine nicht erwartete Zensur, die unter einem Aufsatz stand, die rote Lehrerschrift mit der Feder ärgerlich umkreisen. Ich danke dir, werter Freund, für die gesunden Prügel, die ich dafür eintauschte.

Da bist auch wieder, Pjässek, liebes Hündchen! Nein, es war nicht schön von uns allen, dich wegen deiner hohen und raschen Stimme „Hündchen“ zu nennen. Dein Temperament war reger als die schwerfällige Rauhbeinigkeits des Buxenvolkes, das in der Klasse wenig Neigung zum Lernen, auf der Straße aber regste Lust zum Nach-

rufen deines Spottnamens zeigte. Ich weiß nicht, ob der neben dir stehende Lehrer dein Freund war. Ihr steht wie ein Brüderpaar zusammen und schaut sinnend vor euch nieder, als wäret ihr zu einem nachdenklichen Ergebnis gekommen. Und von deinem Freund und seiner malenden Tochter Gretl wird zu erzählen sein, Es ging lebhaft zu im Heim dieses Mannes, man sprach darüber und tat im Weitererzählen manche Übertreibung hinzu und wird die Nase gerümpft haben über das, was dort anders war, als man es gewohnt war. Aus seinen Kindern sind ordentliche Menschen geworden, welche die Zeit in die Welt zerstreut hat.

Da steht prüfenden Blickes Lehrer W. Er war ein Vorbild jenes Lehrertyps, dessen geistiger Lebenskreis über die schulische Arbeit hinausging. Die sehr große Kinderzahl und die wirtschaftlichen Grenzen der Besoldung waren kein Hindernis für eine vorzügliche Erziehung der Kinder, welche den Eltern ein Leben lang Mühsal und Verzicht abverlangte. Ein reges Musikleben herrschte in der Familie, die, von christlicher Gläubigkeit geleitet, allen Kindern ein gutes Rüstzeug auf den Weg mitgab. Es war jener religiöser und geistiger Nährboden, aus dem achtunggebietende Laufbahnen ihren Anfang nahmen.

Ich vermisse den Lehrer Hill auf dem Bild. Vielleicht war er damals schon tot. Die Kinder blieben vor ihm auf der Straße stehen oder liefen auf ihn zu, weil dieser Kinderfreund in seinem Mantel einen unerschöpflichen Vorrat von Süßigkeiten zu haben schien. Bedächtig schritt der Herzranke die Straße entlang. Dann langte er ruhig in die Tiefen seines Mantels – ich habe ihn nie anders als in seinem Mantel gesehen – und teilte jedem eine Gabe aus. Er war es, der mit uns den weitesten und schönsten Schulausflug nach Königshütte unternahm und ihm verdanke ich das Bild eines wahrhaft gütigen Menschen. Er hat auf schreckliche Weise seinem Leben ein Ende bereitet, indem er sich in Beuthen vor einen fahrenden Zug warf. Von seinem Sohn Loisl hat sich später auch jede Spur verloren. Ich hätte ihm noch zu danken. In jenen Hungerjahren des ausgehenden Weltkrieges pflegte er prächtig große Schnitten gesunden Bauernbrottes in die Schule mitzubringen, die mit Schweineschmalz bestrichen waren. Gern und oft hat er sie mit mir geteilt. Sie waren dünn und lang geschnitten, und das Schmalz, mit Apfel- und Zwiebelstückchen fein durchsetzt, machte sie mir zu einem Fest des Gaumens. Und was ein rechter Bux ist, hat sie doppelt gern und schnell gegessen. So bleibt man im Leben vielen etwas schuldig.

Aber hier sieht mich ein fremdes, selbstbewußtes Gesicht an. Erst Freund Werner hat mich über ihn aufgeklärt, ihm seien – so schrieb er – alle Gesichter „der dörflichen Akademie“ wohlbekannt geblieben: „Besonders die Pädagogik im musischen Fach Gesang steht mir in seiner persönlichen Eigenart lebhaft vor Augen. Mit rollenden Augen,

Geige und Bogen in seinen langen Armen schwingend, stieg er über die Bänke, einen Brummer suchend. Dieser war zu seinem Unglück zu spät verstummt, als daß Kirchner – so war sein Name – „ihn nicht gepeilt und ausgemacht hätte! Er stürzte sich über ihn, bearbeitete seinen Kopf mit dem Fiedelbogen und brüllte: ‚Wirst du singen! La – a – a – !‘ Er wird, obschon streng, aber tüchtig, in der Erinnerung an meine erste Schulzeit die zentrale Figur bleiben. Deutlich, als wäre es gestern geschrieben, sehe ich vor mir das Datum eines seiner Diktate: 12. 12. 12. Wenn ich zurückschaue, waren die Jahre schön; nicht die am wenigsten schönen waren die Jugendjahre im Dorf.“ –

Zu einem großen Tag, an dem die Sonne und die Sterne meiner Jugend am Himmel standen, wurde ein Schulausflug, der einzige in meiner Erinnerung, an dem alles Schülervolk auf den Beinen war. Zum ersten Mal sah ich eine ganz, ganz lange Menschenschlange durch die Straßen gehen, und ich staunte, als ich mich auf der hohen Eisenbahnbrücke umwendete, wie sie sich gemächlich auf der langen Straße zum Bahnhof fortbewegte und in die Karlskolonie hineinfand. Jenseits dieser Häusergruppe kroch sie eine baumbestandene Schlucht hinunter, auf der anderen Seite in die Höh, bis sie in einen großen Park einbog, der – vor dem Nachbarort Ruda gelegen – auf uns wartete. Wir schwärmten aus, besetzten lärmend die weiträumigen Kolonaden und belegten Tische und Bänke. Bald herrschte lebendigste Bewegung auf dem baumumrauschten Mittelplatz, auf dessen farbenprächtigen Fußboden-Mosaik sich bald die spannendsten Spiele und Wettkämpfe entwickelten. Wir hüpfen und stolperten in Säcken um die Wette, sprangen, in einen Sack geknüpft, hoch, suchten hängende Würste mit den Zähnen zu erreichen und holten uns mostrichbekleckte Gesichter und Schöpfe. Viel Lärm, viele Preise, viele Geschicklichkeitswettbewerbe und viel Himbeersaft und Kuchen!

Auf dem Heimweg beleuchteten Lampions müde und zufriedene Gesichter, und der Abend auf den umliegenden Feldern sah die lichtflimmernde Schlange langsam im Dorf verschwinden. –

Als ich nach vier Jahren schreiben, lesen, rechnen und sicher noch etwas mehr gelernt hatte, war meine Zeit, die mich mit den Lehrern, Vaters Amtszimmer und den ersten Freunden verbunden hatte, vorbei. Ich nahm ein solides Gepäck mit auf den Weg, in dem sich Grundsteine für weitere Bauelemente befanden, mit denen wir unser geistiges Lebensgebäude errichten. Die Lehrer kannten ihren Pestalozzi und Herbart, fanden nicht weit aus der Lernschule heraus, machten aber in ihren vielfältigen Aufgaben mit Geduld und Herzensbildung vieles wett und wurden dem Kind in seiner Einheit von Gemüt und Verstand gerecht, was in diesem Maß modernere Arbeitsmethoden mit sezierender Psychologie, in welcher das Wort Gemüt eine Tod-sünde geworden ist, und einem zweck- und einseitig mathematik-

bezogenen Rationalismus in Massenklassen und vor allem angesichts eines immer seltener werdenden dienenden Bewußtseins nicht mehr zu leisten imstande sind. -

Wandern meine Augen über das Bild, so lese ich aus allen Gesichtern Lebensfestigkeit. Das scheinen Männer gewesen zu sein, die wußten, in welcher Richtung ihr Schiffelein segelte. Und wenn zwei darunter sind, die den Blick zu Boden und nicht fest in jenes Rund richteten, aus dem - wie ältere Photographen den Kindern voraussagten - ein Vögelchen herausfliegen würde, so sind es jene unruhigen Geister, denen die Grenzen ihres aufgegebenen Daseins zu eng waren. Jene Freiheit, die heute in unserem Lande herrscht und Anzeichen von Willkür trägt, liegt nicht in ihren Gesichtern, nicht in der festen Haltung und auch nicht in ihrer Kleidung. Ziehe ich die Positur des photographischen Augenblickes ab, so bleibt eine gemeinsame Bereitschaft, die trotz der Buntheit und Fragwürdigkeit des Daseins, der Vielheit sich widersprechender Charaktere und Anlagen besonnen die Grundgegebenheiten des Lebens annimmt. Erst heute weiß ich, daß dies keine Selbstverständlichkeit im menschlichen Zusammenleben ist. Sie vollbrachten in aller Stille das ihre, ohne dafür besonders mit Prämien und Urkunden ausgezeichnet zu werden. Ein widriges Geschick hat sie am Ende auseinandergerissen, und so sind sie dahingegangen. -

Erst in diesen Tagen fand ein letztes Stückchen aus der Schule, in dem sich meine Jugend und Gegenwart freundlich verknüpfen, einen seltsamen Abschluß.

Aus einem Päckchen, das neulich auf meinen Tisch kam, fiel ein kleiner, runder Spiegel, dessen Rückseite eine gemalte Katze zeigte. Ein zierliches Drahtgehäuse öffnete sich zu ihren Füßen, und hinter dem Glas glitt eine winzige Metallmaus umher, die auf geschickte Kinderhände wartete, um vor den Katzenzähnen ins sichere Loch gerettet zu werden.

Ich lachte auf. Das Spiegelchen war der Schlußstein zur Ehrenrettung einer Familie.

Die Vorgeschichte führt ein halbes Jahrhundert zurück in die Schule. Ich sehe uns Jungen vor den Heften sitzen und mit spitzer Stahlfeder eine Niederschrift, wie man damals den Aufsatz nannte, zusammenkratzen. Der Raum ist licht, die Morgensonne liegt auf den Wänden, und mittendrin steht sie, die Hände auf dem Rücken verschränkt, und überwacht ihre Schar: die neue Lehrerin, die - wie mir deutlich in Erinnerung geblieben - sich für eine wilde Dorfjungenhorde fast unerträglich sauber und modisch gekleidet präsentierte. Wir hatten bald spitz, daß sie wußte, was sie wollte, und hielten es für klüger, dies nicht zu übersehen.

Aber nun geschah es. Mein Banknachbar, in dessen bärenstarker Natur eine herzengute Seele wohnte, hatte mir aus seinem väterlichen Läd-

chen etwas Herrliches mitgebracht: ein kleines, rundes Behältnis, in dem hinter Glas winzige Kügelchen quicklebendig umherliefen und durch geschicktes Drehen und Wenden des Gehäuses in einige Löcher hineingerollt werden wollten, – ein spannendes Geduldspiel mit Überraschungen und Enttäuschungen.

Ich hatte meine helle Freude an dem kleinen, farbigen Ding, legte es vor mein Heft, drehte es in der Morgensonne blitzend umher und schaute es während des Schreibens immer wieder mit dem Behagen eines neuen Besitzers an. Ja, und da geschah es.

Wort- und lautlos war die neue Lehrerin, unser schönes Fräulein Blümel, das ihrem Namen alle Ehre machte, an den Bankrand getreten und hatte, ohne ihre gerade, kerzenstehende Haltung aufzugeben, mit sicherem Griff mein Kleinod an sich genommen. Staunen, Erschrecken und ein heiß hervorbrechender Schmerz, mich so rasch von meiner Herrlichkeit getrennt zu sehen, folgten herzklopfend aufeinander.

Und damit schwindet das Kugelspiel samt Lehrerin aus der Geschichte. Ich habe sie und das Spielzeug nie wiedergesehen. Auch der gutmütige Mitschüler Ogiolda, mein freigebiger Schulkamerad, verschwand aus meinem Leben, als ich später meinen Sitzplatz in der sonnigen Klasse mit einem dunklen in der Stadtschule der Beuthener Hohenzollernstraße vertauscht hatte. Träfe ich ihn heut irgendwo, so schlüge ich ihm die Hand auf die Schulter: Das war damals ein schönes Geschenk, Ogiolda, weißt du noch? Und ich weiß nicht einmal, ob ich dir, alter Knabe, dafür gedankt habe.

Dieser kleine Vorfall wäre mir längst entfallen, wenn mich der Zufall nicht vor einiger Zeit mit einer würdigen Dame und deren schönen Tochter an einem abendlichen Tisch zusammengebracht hätte. Als im Gespräch der Name Blümel fiel, liefen meine Gedanken in die Jugend zurück zu jener Morgenstunde und dem schmerzlichen Besitzwechsel des Kugelspiels. Säuberlich errechnete ich, daß ein halbes Jahrhundert und drei Jahre inzwischen vergangen waren, und als das Gespräch sogar zutage förderte, daß unsere ehemalige, in jugendlicher Frische prangende Lehrerin Schwester und Tante meiner Tischnachbarinnen gewesen, weitete sich die Unterhaltung in gemeinsame Räume aus und holte mit Wärme manche Einzelheit jener heimatlichen Jahre wieder herauf. Die Schwere des vergangenen halben Jahrhunderts gab den dunklen Hintergrund für einige karge Bemerkungen und Andeutungen der alten Dame, die ein tragisches Geschick ihrer Schwester ahnen ließen. So wurden der Erzählerin im Gedenken an die früh Dahingegangene die Augen feucht, und daß es noch jemand auf der Welt gab, der sich der Schwester in ihrer jugendlichen Erscheinung so lebhaft erinnerte, war für sie wie die leise Berührung alter Saiten, die, lange still geblieben, in uns wieder aufklingen und

die heutige Welt mit jener längst versunkenen auf merkwürdige Weise mischen.

Jetzt trat aber die Tochter ins Gespräch. Da sei etwas wiedergutmachen; es gehe um die Ehre ihrer Familie, einen öffentlichen Raub – so betonte sie lächelnd – auf sich sitzen zu lassen, und leider erfahre sie erst nach einem halben Jahrhundert von dieser Untat. Der freundlichen Eindringlichkeit aber, mit der sie sich des Vorganges zu vergewissern suchte, war anzumerken, daß sie einen Beschluß gefaßt hatte.

Aber wieder versank das Kugelspiel im Fluß der rasch dahinziehenden Tage, bis in der Christwoche ein Packen oberschlesischer Bücher auf meinen Tisch kam und beim Öffnen das blanke Katzenspiegelchen herausfiel. Da stand auch in klarer Schrift: „Vergeblich habe ich das dörfliche Spielzeug von ehemdem originalgetreu aufzutreiben gesucht, aber das Blickfeld des Kinderglückes scheint sich gründlich geändert zu haben. Kein Warenhaus führt diesen Artikel. Meine kleine Tochter aber konnte aus ihrer Spielzeugkiste ein Ersatzstück auskramen. Ich hoffe, damit eine große Kindertraurigkeit, wenn auch spät, doch noch getröstet zu haben.“

So hat verbindende Menschenfreundlichkeit jenen erzieherischen Zugriff, der Herzklopfen und Betrübnis heraufrief, am Ende in ein Lächeln und zurücksinnende Freude verwandelt.

Ich habe den kleinen Spiegel am Rand meines großen befestigt. Wenn ich hineinschaue, dann zeigen sich Mund und Nase des Knaben von damals, aber man sieht ihnen an, daß inzwischen fast ein Menschenalter dahingegangen ist.

Der Iserbach

Er war der „Fluß meines Lebens“. Er kam von Morgenaufgang, machte sich unter der kleinen Brücke, über welche unsere Dorfstraße nach Schomberg läuft, etwas schmal, durchfloß das Tal zwischen dem Dorf und dem Nachbarort Bobrek und verschwand gurgelnd im gähnenden Halbrund, das der Bahndamm für ihn offenhielt. Jenseits dieses Erdwalles trat er in das Licht der Nachmittagssonne, strömte durch die weiten, stillen Wiesen von Rudahammer und verlor sich gegen Sonnenuntergang. Wir haben nie gefragt, was dann aus ihm wurde, auch nicht, woher er kam; denn der Goywald, den er als junger Quellbach durchlaufen hatte, war uns fern und fremd.

Die grasige Uferlandschaft und der Hang, der sich ihm entgegen-senkte, waren unser Königreich. Die Berglehne zog auf der dorfabgelegenen Seite sanft nach Bobrek hinauf, dessen Häuser rot und hell zu uns herabblickten.

Der Bach hielt als magische Mitte unsere Welt zusammen und wies allen Stätten erst eigentlich den rechten Ort an: nordwärts den eichenbestandenen Hügeln bis an die nach Bobrek ansteigenden Felder; dem Teich im Tal mit dem dicht verschilften Rand und seinem blitzenden Wasser, darauf die Bläß- und Teichhühner kreisten; den Wiesen am Wasser, auf denen wir den fliegenden Kleinodien, den Schmetterlingen, nachjagten; selbst dem mächtigen Damm, der hohen Steinaufschüttung, die das Tal im Westen abriegelte und über und über mit Gras, Löwenmaul, Natternkopf und kleinen Glockenblumen bestanden war, und schließlich auch dem Baggergebiet gegen Morgen, das die auf der Höhe liegende Ziegelei mit Lehm versorgte und wie eine offene Wunde im Berghang langsam und unaufhaltbar dem Bahndamm entgegenzog.

Mit diesem Stück Erde waren wir verwachsen wie die Espen und Eichen der Landschaft.

Wir Knaben haben nie in ihm gebadet, und keiner von uns hat je auf seinen Grund gesehen; denn Industrierwasser haben ihn dunkel gefärbt. Auf seiner Oberfläche schillerten die Regenbogenfarben, wie sie der Teer in langen Schlieren übers Wasser zieht, und vom Hörensagen oder aus dem Lesebuch erfuhren wir vom Wassermann, der dort auf dem Grunde noch wohnte. Ich selbst hatte ihm, was ich niemandem je gesagt, einen anderen Wohnsitz angewiesen: weiter gegen Morgen hin, wohin wir selten drangen, gab es dichtes Ufergebüsch und Sumpfgesträuch auf den feuchten Wiesen, in denen unsere nackten Füße tief eingesunken wären. Dorthin verlegte ich des Wassermanns Reich. Daß es ihn gab, war erregend genug; daß

er aber einen mit wassertriefenden Händen packen und in die Tiefe ziehen konnte, das ließ mich ihm vorsichtig eine entferntere Wohnung anweisen, womit mein bedrohtes, kindliches Weltbild wieder freundlicher wurde.

In späteren Jahren wuchs der Bach in meiner Erinnerung ins Große, wurde mir zum Strom schlechthin und begleitete mich sogar irgendwie in die Mannesjahre. Ihn verknüpfte die Phantasie des Knaben mit Mythen, welche keinerlei Realität, aber für sein Gemüt um so mehr Wirklichkeit besaßen, und ich gedenke noch einiger unbeholfener Versuche, mich meiner lebendigen Verbundenheit mit der Landschaft und ihren spürbaren Urkräften zu entäußern, einiger Niederschriften, die mit dem Satz begonnen hatten, „In den Fluß meines Lebens fiel ein weißer Stern“, die aber niemals beendet wurden und mir später aus den Händen kamen.

Viele Jahre danach – längst hatte mich das Leben aus dem Dorf geholt – erfuhr ich Genauerers über den Ursprung des Baches. Ein Beuthener Pfarrer, Josef Schaffranek, hatte über die vor den Toren der Stadt liegende Pilkermühle Wissenswertes geschrieben, eine Mühle, die das Iserbachwasser antrieb. Dieses war ein Zusammenfluß kleiner Feldquellen, der Regen- und Tauschneewässer der Stadt und Vorstadtstraßen, insbesondere aber der St.-Josefs- und St.-Hyazinth-Quelle nahe der alten Roßberger Kirche und anderer kleiner Wasseradern. Nach einem in der St.-Margarethen-Wiese durchflossenen Teich wendet sich der Lauf der Pilker- und Goy-Mühle zu, in dessen strudelnder Bachkrümmung seit Menschengedenken jedes Jahr ein Mensch ertrank.

Noch später entnahm ich den Notizen eines orts- und geschichtskundigen Kopfes namens Simon Macha und den Aufzeichnungen des Beuthener Chronisten Gramer, daß es im Norden der Stadt einen zweiten Bach gab, der die Stadt- von den Landgemarkungen trennte, die Wiesen zwischen Beuthen und Radzionkau wässerte, durch das Dorf Scharley floß, um hinter ihm in das Grenzflüßchen Brinniza zu fließen und damit dem Strombereich der Weichsel anzugehören. Ich freute mich, über diesen Bach etwas zu hören, floß er doch durch das Heimatdorf meiner Mutter, die mir oft erzählt hatte, wie sie mit den Mädchen von Scharley an schönen Sommerabenden an der Brinniza gesessen und ihre Lieder ins polnische Land hinübergesungen hatten, das damals noch zum russischen Kaiserreich gehörte.

Der Iserbach aber wählte das Stromgebiet der Oder. Macha erzählt, wie wasserreich und kräftig er den Kluckowitzer Teich, genannt nach dem Stadtmüller Johann Klugius, speiste und den Stadtwallgraben – Beuthen schützte in den Jahren 1213–1230 eine zweieinhalb Meter dicke und drei Meter hohe Mauer – randvoll füllte. Der eben genannte St.-Margarethen-Teich soll bei einem 1363 erfolgten Prie-

stermord seine dunkle Helfershelferrolle gespielt haben. Das Goywäldchen aber, in dem der Bach munter seinen Weg fortsetzte, war ein freundlicher, erholsamer Naturgarten und Aufenthalt der Beuthener, und im alten Museum in der Klosterstraße hat Macha noch eine schöne Zeichnung des laubüberwölbten Promenadenweges, der am Bach durch den Goywald führte, gesehen, die ein Zeichenlehrer, Josef Bimler mit Namen, gefertigt hatte. Ein altes Schriftstück des Museums meldete, daß Wasser und Fische des Baches südöstlich von Beuthen seit alter Zeit der Propsteipfarre von Beuthen gehörten und die eßbaren Fische so die Fastenspeise der Pfarrherren, die nicht vom Brot allein lebten, in willkommener Weise bereicherten.

Das spätere Galmeiwasser war den Fischen nicht bekömmlich, die Feldwässer hatten sich wegen der vordringenden Bebauung verringert, die sagenumwachsene und perlenspendende Wasserquelle am Fuße des Roßberger St.-Hyazinth-Hügels versiegte, so daß zwei Wassermühlen am Bach aufhörten sich zu drehen und auch die Pflückermühle nur noch müde kreisende Räder besaß. Aber später pumpeten die neuen Wasserförderungsmaschinen der Theresien-, Apfel- und Mariengrube aus den Tiefen der Erde reichliche Wassermengen und füllten wieder sprudelnd das Bachbett. Aber auch nach der Stilllegung der Theresien- und Apfelgrube floß der Iserbach munter fort, bekam seine Wasser von den Wolken des Himmels, aus der Tiefe der Erde und von den kleinen Rinnsalen der Felder, trieb an der Schomberg-Morgenrother Straße, gerade da, wo später die deutsch-polnische Grenze die Straßenbahnen nicht weiterlaufen ließ, noch eine letzte Mühle, ehe er sich endgültig dem Westen und damit dem Stromgebiet der Oder zuwandte und seinen Weg durch ein anmutiges Wiesen- und Waldtal, im Volksmund die „Orzegower Schweiz“ genannt, nahm, welches „Macha „ein romantisches Flußtal“ nennt, „wie man es in der Gegend von Beuthen nicht vermutet“.

Und damit sehen wir den anmutigen Bach unser Königreich durchfließen. Sehr spät im Leben nahm ich den Atlas zur Hand, um endlich die kleine, schwarze Linie mit dem Stift in der Hand zu verfolgen, und ich wurde gewahr, daß er dann nach dem Bahndammdurchfluß und nicht zu langer Reise die Dörfer Borsigwerk, Redenhütte und Dorotheendorf zu kurzem Gruß angeht und am Ende beim Stadtpark im Süden von Gleiwitz von der Klodnitz aufgenommen wird, mit deren Wasser der Strom Schlesiens, die Oder, den langen Weg zur Ostsee oder gar bis zum Baltischen Meer fortsetzt.

So floß ein Bach Beuthens durch die Lebenslandschaft meiner damals noch jungen Mutter, der andere durch meine, und wenn auch nur ein kleiner Abschnitt des Bachgebietes mit dem Bahndamm zusammen unserem jungen Leben zugewiesen war, so blieb er uns unverdient geschenkt als großer Spielgarten, Tummelfeld und Bergland,

als Teich- und Seenlandschaft, als Prärie und unbekannte Ferne, –
Stätte der Jugend, in der das Leben nicht auszuschöpfen war. –

*

Zum ersten Mal kam ich an den Bach, als wir gerade ins Dorf gezogen waren. Es hatte uns bald hinausgezogen. Freund Werner hatte Stadtbesuch mitgebracht, einen aufgeschossenen, blassen Jungen, und so trabten wir barfüßig durch die Felder dem Tale zu. Ich meine noch die taufrische Natur, das feuchte Gras, den Hahnenfuß und Stechapfel, die Sumpfdotter- und Glockenblumen und das Vergißmeinnicht in der Unberührtheit jener frühen Jahre um mich zu sehen und spüren, das Tal im Morgenlicht wahrzunehmen, die wehenden Weiden am Ufer zu hören und die scharfen, frischen Gerüche aufatmend einzuziehen. Vielfältige Stimmen füllten das Tal mit fröhlicher Morgenmusik.

In der Schule hatten wir gehört, daß die alten Griechen dem obersten Gott Zeus Opfer darbrachten, und so verfiel jemand von uns, von der Lieblichkeit des Tales angerührt, auf den frommen Gedanken, am Bach, jetzt und hier Zeus opfernd zu ehren. Wir rissen Sumpfergößmeinnicht, Stechapfel- und Sumpfdotterblüten aus dem feuchten Gras, so viel unsere Hände fassen konnten, denn es sollten Blumen sein, die opfernd in den Bach gestreut, und es sollten feierliche Sprüche sein, die dazu gemurmelt werden sollten. Blumen in den Händen, bestieg ein jeder von uns vorsichtig eine Weide, die sich über den Bach neigte, und bald versenkten wir uns in mythische Opfergebete, die Werner singend vortrug, und stimmten unentwegt und heilig erschauernd in die Psalmmodien, Kadenzen und Perioden ein, die alle in einem einzigen Rezitativ zusammengefaßt wurden: „Großer Zeus, wir opfern dir das!“, während wir die Blumen nacheinander langsam ins Wasser fallen ließen, das sie sanft davontrug. Es muß auch damals gewesen, daß ich vom großen Sänger Orpheus gelesen, welchem thrakische Weiber den Kopf vom Rumpf gerissen und in den Fluß geworfen hatten. Der Ort jenes grausigen Geschehens konnte nur unsere Opferstelle gewesen sein, und jenen Satz, der die Orpheussage abschloß, habe ich wegen seiner hohen Schönheit mein Lebtag nicht vergessen:

„ – und singend trieb sein Haupt dem Meere zu.“

Die blumenreiche Opferfeier fand einen unerwarteten Abschluß. Auf unseren Streifzügen pflegten wir Schmetterlingsnetze mitzunehmen und uns Botanisiertrommeln um den Hals zu hängen. Es waren grün lackierte Blechzylinder mit ovalem Querschnitt, deren Klappe sich leicht öffnen ließ, um die Butterbrote heraus- und unsere Beute, Falter, Schnecken, Blumen oder Steine hineinzukramen. Noch waren wir von den frommen Vorstellungen des Opfervorganges erfüllt, als

plötzlich einer von uns mit erstauntem Ausruf auf etwas Zappelndes mitten im Bach wies. Rasch hatte mein Bruder sein Netz ausgestreckt und das kleine Ding aus dem Wasser gefischt. Vorsichtig griff er ins tiefende Netz und brachte ein winziges Vögelchen hervor, das aus Nest und Weidenlaub gefallen war.

In das hilflose Staunen der Umstehenden mischte sich plötzlich ein fremder Ton, als der Stadtjunge fragte: „Glaubt ihr, daß ich ihm den Kopf abdrehen kann?“ Etwas in mir zog sich angstvoll zusammen und machte mich stumm. Diese Frage kam aus einer anderen Welt. Betroffen sahen wir uns an. In unsere Zurückhaltung stieß eine zweite Frage: „Glaubt ihr wirklich nicht? Ich kann das. Ihr habt wohl Angst?“ Er sah uns herausfordernd an. Hier stand zwischen uns etwas auf, das wir nicht kannten. Der wollte wirklich – ?

Dann aber lief alles folgerichtig ab. Der Junge nahm den kleinen Vogel in die Hand. „Das ist doch ganz einfach“, sagte er, griff mit der zweiten Hand zu und machte eine kleine, schraubende Bewegung. Wir beugten uns über die Hände und wandten uns wortlos zum Gehen. Hinter uns hörten wir ein leichtes Geräusch im Wasser. Links tönte der Eichwald auf, unsere Füße liefen rascher durchs nasse Gras. Da hörten wir hinter uns her rufen: „Ihr habt ja gesagt, daß ich es tun soll. Was ist denn dabei? Geht doch nicht so schnell!“ –

Unweit unserer Opferstätte riegelte der mächtige Damm das Tal ab. Er war unser Felsengebirge. Auf ihm beförderte das Züglein unsere Jungenkumpanei, verschwand im Hügeleinschnitt auf der anderen Seite und entließ uns dann aus dem Beuthener Bahnhof in die Schule. Bis zur halben Höhe war die gegen Morgen geneigte Fläche mit einem Blumen- und Grastepich belegt. Oben aber ließ sie den gefügten Grund schwerer Steine sehen. Wind, Wetter und Winter hatten an einigen Stellen die gesetzte Ordnung aufgelöst und ein Gewirr von Steinen hinterlassen. Dort in der felsigen Zone, hoch über dem Tal, bauten wir unsere Felsennester und sicherten die kleinen Zyklopenburgen gegen Überfälle von Räubern und Indianern ab, die niemals kamen. Es wurden Schießscharten für Kanonen freigelassen, die niemals geliefert wurden. Die Innenfläche polsterten wir mit Gras, und nicht wenig Kopfzerbrechen verursachte uns Ort und Eingang zur Burg, der zwar uns hinein- und hinauslassen sollte, die Feinde aber nicht. Die Unruhe unserer jungen Herzen und der nimmermüden Phantasie regte zu neuen Verstärkungen des hüft- und brusthohen Walles an, zur Umordnung der Eingänge oder zum Neubau von Grund auf. Ermuntert durch manchen Indianer-Groschenschmöker, den wir in einem Hausflur und Zeitungsstand der Beuthener Bahnhofstraße erstanden, wechselten wir Gesamtanlage, Form und Sinn unseres Steinhorstes, der wie der Bau des Lebens nie seine letzte Gültigkeit erfahren.

Einmal aber wandelte sich unser sommerliches Spiel in bitteren Ernst. In langen Vor- und Nachmittagen waren wir dort oben unbehelligt geblieben; höchstens daß wir den peitschenschwingenden Teich- und Wiesenbauern Fitzek fürchteten, wenn wir ihn kommen sahen, und uns vorsorglich aus seinen Wiesen in unser Nest zurückzogen. Einmal hatte er uns sogar bei der Dorfpolizei verpiffen, und wir nahmen gesenkten Hauptes die Erklärung des Vaters entgegen, er habe drei Mark Strafe für zertretenes Gras gezahlt, was unserem Freiheitsdrang nicht die geringste Fessel anlegte.

Mitten in unserem spielerischen Frieden erschien eines Tages ein Haufen Buxen. Sie mußten seltsamerweise aus der benachbarten Karlskolonie oder gar über die Schienen über uns aus Rudahammer herübergekommen sein, und nun schickten sie sich an, aus dem Tal langsam zu uns heraufzusteigen. Ab und zu bückten sie sich zur Erde. Wir kannten diese steinaufhebende Bewegung und wußten: es wurde Ernst.

Es bestand Feindschaft zwischen der Jugend mancher Dörfer. Es konnte geschehen, daß man – als Fremder in einem anderen Dorf erkannt – mit Steinwürfen empfangen oder aus dem Ort vertrieben wurde. Man tat gut, rasch und unauffällig aus der Wurfweite mancher Halbwüchsigen zu kommen. Von unserem Hoffenster konnte man über Gärten, Felder und den Bahndamm hinweg im Südwesten eine armselige Häusergruppe stehen sehen, die auf einer kleinen Anhöhe die Umgebung überragte. Die Häuser standen eng zusammengedrängt, als suchten sie Schutz aneinander. In ihrer kümmerlichkeit erschienen sie mir als ausgemergelte, in hinnehmender Duldsamkeit alt gewordene Wesen. Aber ich hätte mir nie gewünscht, mit den Jungen dieser Häuser in Berührung zu kommen. Zwischen den hohen und fast fensterlosen Wänden lauerte Unheimliches, und die Menschen dort schienen keinen Besuch von außen zu wünschen. Ich hatte die Burschen einmal kennen gelernt, als ich nach Ruda ging. Finstere Halbwüchsige waren an mich herangetreten, argwöhnisch und unheildrohend. Ich wußte nicht, was sie in den Händen hielten, die in den Taschen vergraben waren. Ich spürte eine Gefahr und beschleunigte meine Schritte. Sie hätten auf mich eingeschlagen, wenn ich auf ihre beleidigenden Zurufe, das Versperren des Weges und das Anrempeln anders geantwortet hätte als mit ruhigem, aufrechten Weiterschreiten. Ich hütete mich, den Kopf ängstlich zurückzudrehen, als ich sie hinter mir gelassen hatte. Nach einigen Schritten wußte ich mich nicht mehr in der Zielweite ihrer Steinwürfe und fing an zu laufen. Da sandten sie mir einen Steinhagel nach, und die Geschosse piffen durch die Luft. Ich aber war in heller Angst davongeflogen.

Damals wußte ich noch nicht, daß die Mühlen ihrer schwer arbeiten-

den Vätern, ihre kleine, freudenarme Welt zwischen den alten Häusern und engen Höfen und das stumpf machende Gleichmaß ihres Lebensganges sie alles Fremde und reicher Erscheinende beneiden und mißachten gelehrt hatten, weil es glücklicher zu sein schien als sie selbst. Später aber wurde ich nachdenklich, ja ich litt darunter, als ich zwischen den Menschengruppen Mauern aufgerichtet sah, die ich als Knabe als gegeben hinnahm, als junger Mann aber aufmerksam und sonderbar empfand, als gehörten wir alle nicht nur in Kirche und Schule, sondern auch auf dem Spielplatz und später am Schenktisch zusammen. Und es ist nicht sentimental zu gestehen, daß ich, als die Heimat unzugänglich geworden war, manchmal ins Leere gefragt habe: Wo seid ihr alle, Kleinert, Ogiolda, Krebs, Hill, wo blieb die Gemeinschaft zusammen groß Gewordener, welche die vielfältigen Seiten unseres Lebens gemeinsam getragen und durchlebt, beredet und gemeistert hätten?

So zog mit jener Gruppe, die sich drohend unserem Felsennest näherte, auch ein größerer Schatten unsichtbar über die sommerliche Tallandschaft auf uns zu. Ein Vorrat von Steinen befand sich in der Burg, aber langsam stieg eine tiefe Angst in uns auf, als sie unseren Verteidigungswürfen zum Trotz den Halbkreis um uns enger zogen. Ihre Linke war voller Steine und schützend vor den Kopf gehalten, in der Rechten ein wurfbereites Geschöß. In dieser Haltung näherten sie sich, unseren Würfen geschickt ausweichend, in kleinen, stetigen Schritten. Ihr Schweigen und unaufhaltsames, langsames Vorrücken hatte etwas Unheimliches, unausweichlich über uns Verhängtes. Nun konnten wir schon ihre Gesichter unter den Hüten und Mützen erkennen – alle Jungen trugen in meiner Heimat Hüte oder Mützen –, da ließ in lähmendem Zwiespalt unser Wurfeifer nach. Sollten wir mit aller Kraft auch jetzt noch auf sie zielen, auf den Leib, das Gesicht, den Kopf? Von großer Entfernung Steine auf einen Menschen zu schleudern, war ein Kleines; es war ungefährlich, und man traf nicht. Aber aus nächster Nähe einen Stein an den Kopf eines anderen zu schmettern, diese Brutalität besaß kein einziger von uns. Jetzt galt es, anders zu handeln. Das aber konnte angesichts dessen, was uns erwartete, wenn wir in die Hände der Stärkeren fielen, – das konnte nur Flucht bedeuten. An der namenlosen Angst, an die ich mich noch heute erinnere, glaube ich den Ernst der damaligen Lage noch zu ermessen.

So sprangen wir plötzlich aus dem Steinring und kletterten keuchend den Bahndamm zu den Schienen empor, sandten ihnen von oben einen letzten Hagel von Basaltsteinen hinunter und rannten dem Dorfe zu.

Anderentags fanden wir das Felsennest zerstört. Die großen Steine lagen am Fuß des Bahndamms. Uns focht das wenig an; wir waren

jung, und der Wiederaufbau begann. Wir sind dort oben nie mehr bei unseren Spielen gestört worden, auch glaube ich fast, daß ein liebevolles und archäologisch suchendes Auge die Lage unserer damaligen Feste heute noch wird in verwaschenen Spuren entdecken können. —

Dem Iserbach hatte der Bahndamm an seinem Fuß zwei Durchlässe gewährt. Als ich zum ersten Mal vor beiden rundgewölbten Tunnellöchern stand, in deren Dunkel das Wasser gurgelnd verschwand, befand ich mich vor einem erregenden Geheimnis. Der linke Stollen gähnte wasserlos und voller Morast; große Steine zeigten in der Finsternis ihre hellen Rücken, und einige Spuren nackter Sohlen liefen ein und aus. Ein kalter Hauch kam aus dem Bauch des Berges. Durch das Innere des anderen Stollens zog über dem Wasser ein eisernes Gestänge. Das Wasser umspülte lau meine Füße, als ich vorsichtig hineinwatete. Bald reichte es bis zum Knie; ich streifte meine Hosen höher, schritt langsam zum feuchten Mauerwerk, und als ich den ersten wagerechten Eisenträger über mir fassen konnte, zog ich mich an ihm empor. Unter mir rauschte und flüsterte es. Ein Gemisch von Furcht, Wagemut und eines angenehmen Schauers überrieselte mich, aber Neugier zog mich tiefer in die rauschende Finsternis. Von Gestänge zu Gestänge glitt, kletterte und griff ich mich vorwärts, aber als ich mich unversehens von strömender, glucksender und wirbelnder Finsternis umgeben sah, befahl mich eine beklemmende Angst, nun unter dem Berg begraben zu sein. Gleich würde etwas von unten aus dem Wasser nach mir greifen. Es troff von den Wänden, kalte Tropfen fielen auf meinen heißen Hals, und als das Wasser unten plötzlich lauter aufgischete, war mein Wagemut verfliegen. Hastig griff ich in die Eisen und trat den Rückweg an. Finsternis im Rücken, Dämmerung vor mir, war ich endlich froh, als das Licht mich wieder langsam die triefenden Wände über mir und die brodelnden Wasser unter mir erkennen ließ. Da entdeckte ich unter mir eine dunkle Insel, die ruhig herangeschwommen kam. Langsam drehte sie sich im Wasser. Als sie vor mir an die Wand stieß, wendete sie sich wieder in der dunklen Flut, und ich erschrak bis aufs Blut, als ich ein großes, totes Tier erkannte, dessen Bauch aufgedunsen und hell aus dem Wasser ragte. Es lag auf dem Rücken, die dunklen Beine friedlich auf dem Bauch gefaltet. Wieder drehte sich der Kadaver an der Wand. War es aufflammender Zorn, war es der Schrecken, war es Ekel? Plötzlich stieß ich vom Gestänge mit aller Kraft meinen Fuß an den Leib des Tieres, der im Wasser verschwand. Ein Schwarm Fliegen umbrauste mich, krabbelte auf meinen Beinen und dem Gesicht, so daß ich laut aufschrie und mich benommen von Eisenstange zu Eisenstange vorwärtsriß und erst aufatmete, als mich das sommerliche Licht umspielte und ich auf dem Grase stand. Schneller als

sonst trieb mich ein Rest von Angst den Hang hoch. Die Sonne brannte wohligh auf meinen Rücken, das Tal war voll blendenden Lichts. Meine Brüder und Freunde bauten ruhig an ihrem Felsenest. Ab und zu rollte ein Stein zu Tal, begleitet von Warnrufen. Einer machte unweit von mir einen hohen Sprung im Gras. Ich sah ihm nach und konnte an den bewegten Halmen seinen Weg verfolgen, bis das Gras stillstand. Ein scharfer Pfiff drang von oben ins Tal und rief zum Heimweg. –

Als unsere Beine länger und stärker geworden waren, wagten wir im Tal die große Tat: wir sprangen über den Bach. Wenn auch ein Fußpfad am Bahndammhang entlang zur anderen Bachseite lief, so hatte das Wasser unseren jungen Bewegungsdrang stets gehemmt. Lockten doch die eichenbestandenen Hügel zu Spiel und Abenteuer hinüber!

Sepp, der Schnellfüßige, und Werner, der Zähe, wagten den Sprung zuerst. Der Bach, breiter als eine Angelgerte lang, war schlecht anzulaufen. Der Wiesengrund war voller Maulwurfshügel, Unebenheiten und Löcher, aber wir fanden eine Absprungstelle. Dann war es so weit.

Wir drei waren etwas stiller geworden; denn wir wußten: sprang man zu kurz, dann glitt man tief in den Uferschlamm oder patschte ins Wasser. Ich war Sepp dankbar, daß er nicht lange zögerte. Als erfahrener, sehr rascher Läufer, den ich Schnellfüßiger nie einholen konnte, maß er in seiner stillen Art die Entfernungen, blickte hinüber, trat zurück und lief plötzlich kraftvoll und so schnell an, daß der Wiesenboden dröhnte, trat mit gewaltigem Schwung auf den Ufertrand und schnellte in hohem Bogen übers Wasser. Mit fiebernden Augen starrten wir hin. Sicher landete er auf dem anderen Ufer. Ein gewaltiger Sprung, ein Wunder! Wirklich, Sepp war drüben! Pieronna!

Dann aber sahen wir beiden anderen uns an. Wieder atmete ich auf, als Werner sich zum Sprung anschickte. Er war ein willensstarker, ausdauernder Läufer und hielt lange Strecken zäh und mühelos durch, die man seinem kleineren, schlanken Körper nicht zugetraut hätte. Er lief eigen und sprungartig an, stürzte fast humpelnd nach vorn, drückte sich vom Ufer ab, flog hinüber, landete zu kurz, der Uferschlamm spritzte hoch, Sepp wich vor dem Laut des auffliegenden Schlammes zurück, – aber Werner warf sich, während wir in ein tief aus dem Herzen kommendes wie unanständiges Lachen auszubrechen uns anschickten, mit letzter Willenskraft vorwärts, griff ins Ufergras und zog sich geschmeidig ans Land. Mein Lachen hüben und Sepps Grinsen drüben, niederträchtig und schadenfroh, – weil wir wußten, daß Werner daheim nichts Erfreuliches erwartete, wenn er sichtbare Spuren dieses Abenteuers heimbrachte, – unsere Scha-

denfreude war hinweggefegt, als wir sahen, wie tapfer er sich aufgerichtet und den Bach bezwungen hatte.

Jetzt aber schaute mich mein Schicksal an. Eine leichte Verzweiflung überfiel mich, als sich ihre Gesichter, in denen schon ein Lachen bereit lag, mir zuwendeten, und raubte mir den Rest besonnener Überlegung. Ich wählte einen längeren Anlauf als sie, zögerte abermals, bis höhnende Zurufe von drüben meine letzte Besinnung erstickten. Ohne Gefühl für die Umwelt raste ich dem Bache zu, trat in eine Mulde und stürzte ins Gras. Ein grausames Gelächter kam als Echo von drüben. Ich raffte mich auf. Eine wahre Todesverachtung durchjagte mich. Ein zweites Mal lief ich um mein Leben. Mit aller Wucht warf ich mich vom Uferrand in die Luft, erreichte aber das rettende Graspolster zu knapp, brach mit den Füßen ein, sank tiefer, spürte schon die Kühle des Schlammes an meinen Füßen, aber mein Oberkörper prallte auf die Uferkante und ins Gras, und ich hing zwischen Wasser und rettendem Ufer, zwischen Schande und Sieg. Werner und Sepp sprangen helfend herbei, aber ich hatte mich hochgezogen und aufatmend erhoben: auch ich war durch die Luft angekommen.

Uns war der Spott verflogen, uns einte die gemeinsame Tat. Jeder war auf sich und die anderen stolz. Als wir heimgingen, sang es immer wieder in mir: wir sind über den Iserbach gesprungen, wir sind über den Iserbach gesprungen! Mit jenem Tag schien die Welt größer geworden zu sein. Jetzt beherrschten wir das Tal bis zu den wogenden Maisfeldern des Dominiums und bis hinauf zur Bobreker Höhe.

Mich überkam leise und beglückend das Bewußtsein, nun etwas fester und verlässlicher auf meinen eigenen Beinen zu stehen. -

In den Sommertagen gehörte das Tal uns. Seltsam, daß aus dem volkreichen Industriedorf selten jemand ins Tal hinunterfand. Höchstens, daß sich dann und wann eine Gestalt auf dem Weg an der Bahndammböschung entlang nach Bobrek hinüberbewegte oder daß der Bauer Fitzek mit seiner Peitsche ein gänsehütendes Mädchen vertrieb. Im Winter aber, wenn die Welt verschneit, der Teich zugefroren lag und der stets offene Iserbach dampfte, fand sich das junge Volk des Dorfes lärmend auf Hang und Teich ein. Die Kleinsten stampften mit ihren roh zusammengeschlagenen Holzschlitten nur wenige Schritte den Hang hinauf, um neben der lauten Heerstraße vorbeisausender Schlitten die Kurzstrecke zum Teich den lieben, langen Tag immer wieder hinunterzurutschen.

Zwei Sprossen höher auf der Stufenleiter des Wagemutes lag unsere Abfahrtsstelle. Dort wölbte sich mitten auf der Bahn ein Erdbuckel, der es uns nicht ratsam erscheinen ließ, die Abfahrtsstelle noch höher hinauf zu verlegen. Dieser „Briefkasten“ genannte Buckel war der Prüfstein hohen Mutes, und mancher hat die Gefährlichkeit dieser

verhexten Stelle erst erfahren, wenn sein Schlitten wie von einer Sprungschanze hüpfte, – ja brusthoch in die Luft geschleudert worden war und er sich nach der Rückkehr zur Erde aus dem heillosen Durcheinander mit schmerzenden Gliedern seine Sachen oder gar Schlittenteile hatte wieder zusammensuchen müssen. Welch Getöse, Getümmel und nicht endendes Gelächter! Nein, wir schickten uns erst unterhalb des „Briefkastens“ zur Fahrt an. –

Schweigend aber hielten wir inne, wenn sich einige von den Großen ganz nach oben auf die zugige Höhe begaben, um von dort auf ihren langen, selbst gezimmerten Fahrzeugen die steile Fahrt zu wagen. Sie waren Helden, und man sah an ihren gewichtigen, trotzigen Mienen und daran, wie sie ihre Hüte tiefer ins Gesicht zogen, die dünnen Jacken zurechtknöpfen und umständlich noch einmal die Schlitten inspizierten, als sei auch an ihnen noch etwas vorzubereiten, daß sie selbst das Bewußtsein einer heldenhaften Existenz besaßen.

Wenn ihre Schlitten mit zwei, drei oder gar vier Wagemutigen, von kleineren Jungen angeschoben, in Fahrt kamen, gaben die anderen die Fahrt frei, und alles wartete auf die erregenden Augenblicke beim „Briefkasten“. Eng aneinandergeschmiegt hielten sich die Schicksalsgenossen aneinander fest und lehnten ihre Köpfe an die Schultern des Vordermannes. Später im Leben, als ich mit der Kunst in Berührung kam und Hokusais „Woge“ kennen und bewundern lernte, mußte ich bei der Betrachtung des Farbholzschnittes an unsere Helden denken: die heroische Haltung der sich zu unlösbarer Schicksalsgemeinschaft zusammenscharenden Ruderer in den japanischen Booten, die der Lebenswohe ihren Trotz und eignen Lebenswillen ansagen, gemahnte mich an das knabenhafte Heldentum unserer Rodler, die sich auf eine solch gefährliche Fahrt begaben und in enger Schicksalsgemeinschaft durchstanden.

Vor dem „Briefkasten“ kam noch eine Senkung im vereisten Wege, und dann wurden sie in gewaltigem Schwung hochgeworfen, schwebten frei in der Luft, – wir hielten den Atem an, – und jetzt entschied sich ihr Schicksal über Weiterfahrt, Sieg, heile Glieder und fernere Brauchbarkeit des Schlittens. War das Gefährt schräg vom Boden abgekommen, dann prasselte das Raumschiff in ganzer Schwere schief zu Boden auf die festgefahrene Bahn. Ein berstendes Durcheinander von Beinen, rollenden Gestalten und oft auch von Schlittenteilen, umtost vom Schreien der Zuschauer, – das war dann das Ende. Merkwürdig: standen die Helden dann wieder auf ihren Beinen, dann war mir, als sei ihrer Großtat durch den Totalschaden noch ein deutlicheres Siegel heldenhafter Vollendung aufgedrückt worden.

War aber der Prüfstein ohne Sturz genommen, dann brauste ein Schrei durchs Tal bis zu den Eichen jenseits des Baches, und die Helden gaben sich jetzt dem ungefährlichen und herrlichen Gleiten

hin. Pfeilschnell sauste das Gefährt auf den Teich zu, durchschnitt sicher den verschliffen Teichrand und glitt reibungslos über die glatte Tafel des Eises. Welch tiefes Atemholen in der Unerschöpflichkeit des Nachmittagstages! -

Im Zurücksinnen steht wieder eine Gestalt vor meinem Auge, die uns an einem Wintertage auf der Bahn in Atem gehalten hatte. Es war ein fremder Junge, der jene gefährliche Fahrt von der Höhe auf Schlittschuhen gewagt hatte. Schon einmal war ich ihm auf dem Schulberg begegnet, einer kleinen, sich abwärts windenden Straße. Dort ging es im Winter hoch her, wenn wir in der Dämmerung unter dem gleißenden Licht einer Bogenlampe den kleinen Hügel zur Beuthener Straße hinuntergesaust. Der fremde Junge war auf Schlittschuhen den Berg hinuntergesaust. Uns hatte es gegraust. Wir wußten nicht, wer er war und woher er kam. Seine Spur verlor sich rasch, als sei diese kleine Rutschbahn seiner nicht würdig. Und nun erschien er an einem Wintertag am Iserbach. Wie alle ärmeren Jungen meiner Heimat trug er dreiviertel-lange Hosen, und seine Jacke war dünn und zu groß. Sicher fror er, wie viele Kinder meiner Heimat im Winter froren, und besaß auch wie sie keinen Mantel. Unter seinem Hut schaute ein schmales Gesicht hervor.

Wollte er das Unglaubliche wagen? Ich sah, wie er im Schnee hinkniete und sich die Schlittschuhe anlegte. Dann zögerte er nicht und begann die abenteuerliche Fahrt. Er kam schlecht ab und geriet ins Taumeln. Dort oben lag der Schnee locker auf dem Ackerboden und war noch nicht festgetreten. Seine Schlittschuhe hatten sich in den Erdschollen verfangen. Geschmeidig richtete er sich auf und kam bald ins Sausen. Mit flatternden Hosenbeinen näherte er sich dem „Briefkasten“. Atemlos erwarteten wir ihn. Seine Jacke hatte sich geöffnet und flog hinter ihm her.

Später konnten wir nicht sagen, wie es gekommen war. Wir hatten einen Körper mit weit ausgestreckten Armen durch die Luft nach vorn stürzen sehen. Etwas hatte seine Füße hemmend festgehalten, und dann war er auf sein Gesicht gestürzt, hatte sich überschlagen und wurde in die Zuschauer hineingerissen. Ein Schlittschuh lag unweit von mir auf der Bahn. Der Gestürzte lag regungslos auf dem Boden. Als wir uns näherten und ihn umringten, erhob er sich langsam. Ich hörte, wie er mit zusammengebissenen Zähnen fluchte. Ohne sich umzudrehen hinkte er auf seinen verlorenen Schlittschuh zu, senkte sein Kniee und machte ihn fest. Dann stieg er aufwärts. Uns stockte der Atem.

Wieder stand er oben. Er knöpfte seine Jacke zu. Was sich dann abspielte, geschah in einem anderen Raum, in den wir Zuschauer stauend hineinblickten. Ich habe später manch berühmte Zirkusnummer gesehen, ich war Zeuge manch kühner Tat bei Spiel und

Sport, aber der Eindruck dieser Fahrt blieb mir unauslöschlich. Mein kleines Knabenherz hatte etwas angerührt, vor dem sich meine bescheidene Winterfreude verstört und schützend verschloß. Wie ein Komet hatte jener Junge unsere Bahn gekreuzt und war dann verschwunden.

In vorgebeugter Haltung flog er auf den „Briefkasten“ zu, ging dort plötzlich in die Knie, wurde leicht in die Luft gehoben, streckte im selben Augenblick seine Füße wieder auf den Boden und behielt sein Gleichgewicht. Der Fahrtwind riß ihm den Hut vom Kopf, sein geschmeidiger Körper gab den Unebenheiten biegsam nach, die Arme ruderten ausgleichend durch die Luft, – so raste er den Steilhang hinunter und zu auf den gefährlichen Übergang von verschneiter Wiese und verschliffen Eisrand, hob sich in einem so mächtigen Satz vom Wiesenboden aufs Eis hinauf, daß seine Beine auseinanderscherten. Er riß sie kräftig zusammen und schrieb, sicher aufgerichtet und wie von einem mächtigen Seil gezogen, einen großen, großen Kreis auf die graue Eistafel, vollendete seinen majestätischen Bogen in immer langsamer werdender Fahrt und stand. Wie in einem großen Amphitheater stand er allein und einsam außerhalb unserer alltäglichen Gemeinschaft.

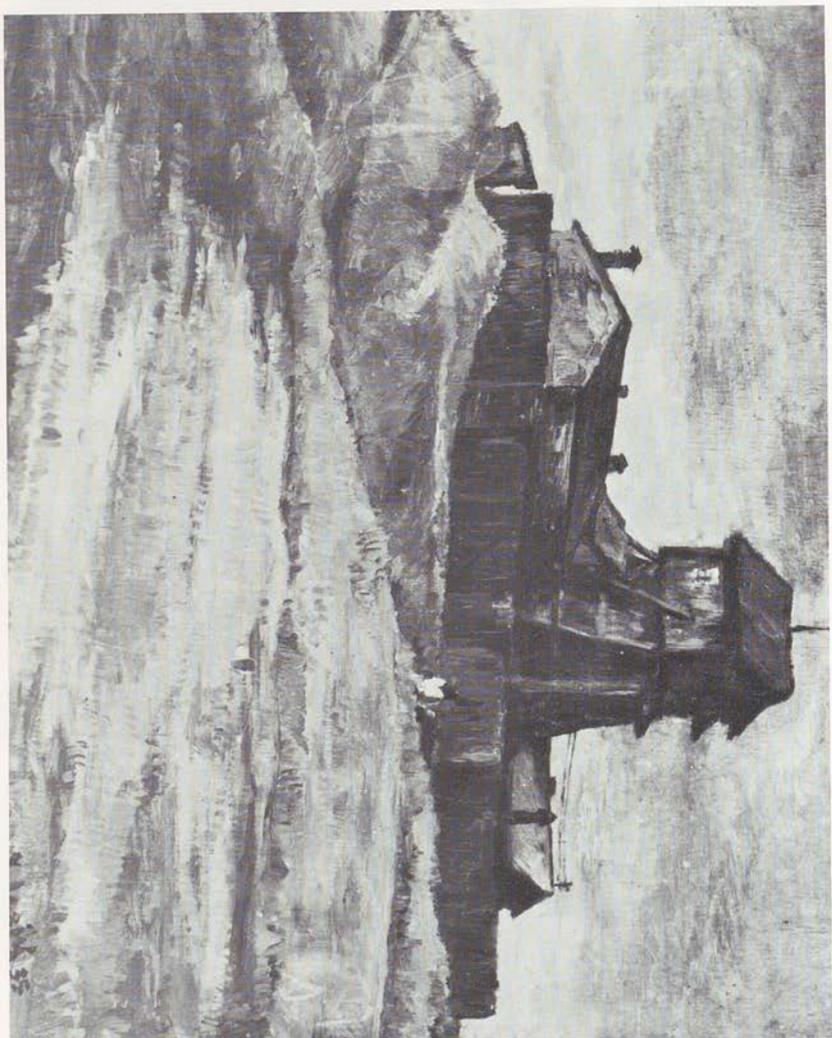
Kein Beifall erscholl. Dann erst löste sich die Starre, und einem Ausruf hier und einem Schrei dort folgte gesund und kräftig das Geschwätz unseres Winternachmittags.

Der Zufall wollte es, daß ich mich Minuten später auf Schlittschuhen zum östlichen Teil des Teiches begeben hatte, in dessen Wasser dort sommers eine Quelle sprudelte, die auch im Winter nicht zufror. Ich hatte versucht Rückwärtsbogen zu fahren, und als ein Knacken übers Eis lief, fühlte ich auch schon den Boden unter meinen Füßen nachgeben und sah, wie eine dunkle Blende das Licht über mir schloß: das Wasser war über mir zusammengeschlagen. Der Teich war an dieser Stelle nicht tief. Ich konnte mich aufrichten und stand bis zur Brust im Wasser. Zwar brachen meine sich aufstützenden Hände immer wieder in der dünnen Eisdecke ein, aber bald konnte ich mich aufs Eis schwingen. Die Schlittschuhe waren glücklich an meinen Schuhen geblieben. Ich schnallte sie ab und hastete keuchend den Hang hoch. Völlig durchnäßt rannte ich über die verschneiten Felder, und bald waren meine Kleider hartgefroren. Außer Atem torkelte ich durch die Straßen nach Hause.

An einem Bäckerladen stand ein Bursche. Es war der Fremde. Seine Hände steckten in den Hosentaschen, die Schlittschuhe trug er unter den Arm geklemmt. Was starrte er ins Schaufenster? Als ich an ihm vorbeilief war ich voller Bewunderung, lief langsamer und blieb stehen. Warum stand er vor dem Laden? Dann wandte er sich zum Gehen und schritt dem Dorfausgang zu, von dem die Straße nach



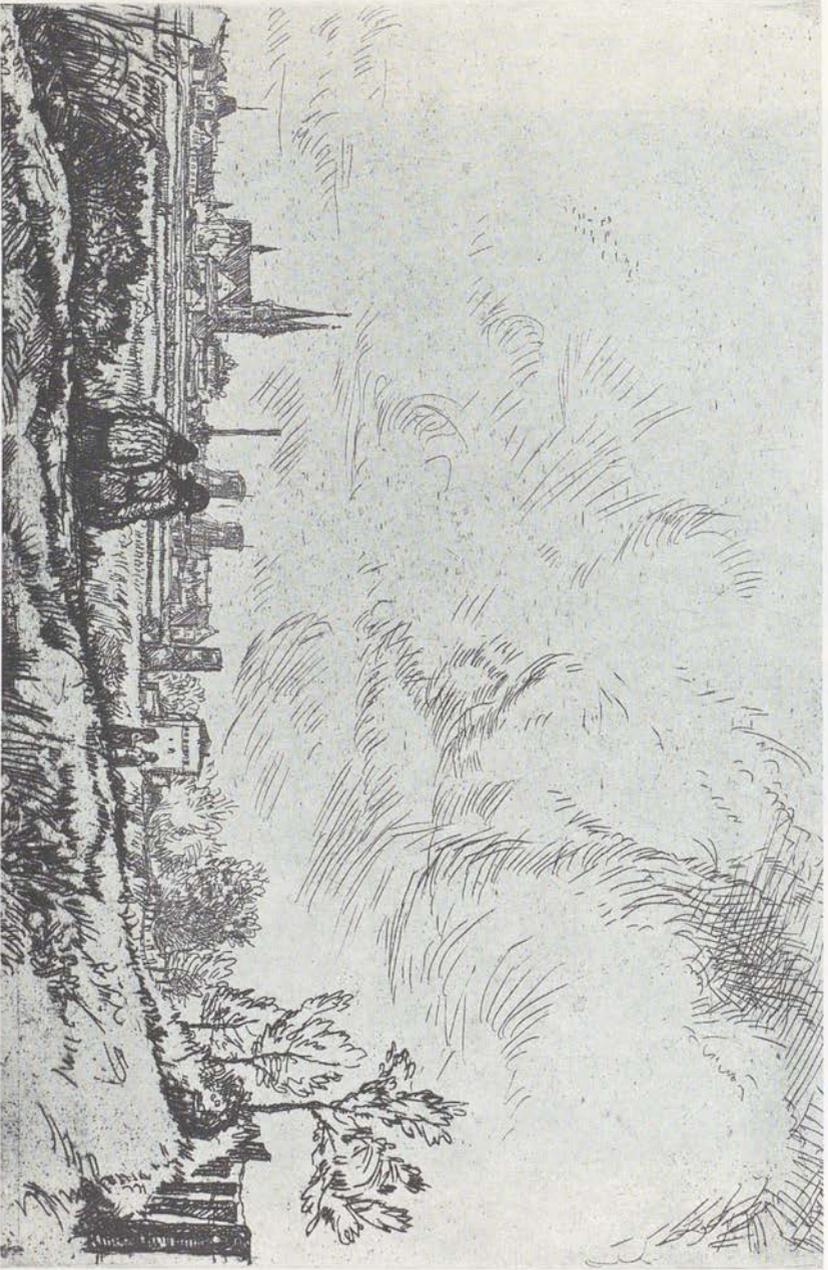
„Orpheus“. Temperagemälde. 1953. Im Besitz von Musikdirektor Domann, Königshofen / Taunus.



Alter Luftschtacht bei Karf. Öl. 1935. Im Kriege verschollen.



„Bäume“. Ölgemälde. 1939. Im Kriege verschollen.



Oberschlesische Landschaft (Kurf bei Beuthen). Radierung. 1933

Morgenroth führt. Nun wußte ich, woher er gekommen war. Längst hatte mir mein Vater gesagt: Dort hinter den Halden liegt Morgenroth.

Von dort kam er also? Dort trug sich doch Unsagbares zu. Hörte man das nicht schon am Namen? Hieß es nicht in jenem Trinklied, daß sich dort schon mancher ins Grab getrunken hatte? Und leuchtete es dort nicht beim Blasen der Trompete zum frühen Tod? Sicher flackerte dort der Himmel vom Widerschein der Feuersbrünste, Menschen rannten dort schnell hin und her wie nach einem großen Unglücksfall, Frauen schlugen im Laufen ihre Kopftücher um. Kein Wunder, daß so wenige Menschen nach Morgenroth weiterfuhren, wenn wir aus dem Zug stiegen. Von dorther war der Held gekommen. Ich rannte die Straße hinunter.

Als ich umgezogen und durchwärmt am Hoffenster stand, sah ich den roten Sonnenball hinter der verschneiten Karls-Kolonie im Winterdunst untergehen, und eine weiße Dampfwolke quoll unter der Eisenbahnbrücke hervor, unter der ein Zug im Hohlweg verschwand. Er fuhr nach Morgenroth. –

Floß der Iserbach damals noch als Hauptstrom mitten durch unser Königreich, so zerstörten die Großen der Welt später dieses Reich, ohne zu fragen, und machten den Iserbach zum Grenzfluß zwischen Deutschland und Polen. Die befragten Menschen, die dort wohnten, schrien laut ihr Nein, aber als wir dann doch eine Kompagnie polnischer Truppen durch unser Dorf ziehen sahen, wußten wir, daß dies unseres Reiches Ende und daß die Wasser des Baches bitter geworden waren. Ein freundliches Ereignis aus jener schmerzlichen und unruhigen Zeit tritt mir vor mein Auge. Es ist die Geschichte der geschmuggelten Ziege, die Straßenbahn fuhr.

Durch unser Tal schritt jetzt der polnische Grenzer. Wir hatten nach dem plötzlichen Tode meines Vaters unsere Wohnung verlassen und waren in die Beuthener Straße gezogen, wo ich in Alfons Sch. einen neuen Gespielen fand. Viele Familien zogen damals die nur wenigen Kilometer weiter ins deutsch Gebliebene. So verließ auch Alfons' Familie das Dorf, und wir sahen den hoch bepackten Wagen durch die Unterführung nach Schomberg verschwinden. Erstaunt blickten wir nach einigen Tagen auf, als Alfons wieder im Dorf erschien, uns in eine verschwiegene Häuserecke beiseitenahm und berichtete, sie hätten in der Eile und schmerzlichen Aufregung des endgültigen Abschieds aus dem Dorf ihre Ziege mitzunehmen vergessen, welche beim Nachbarn untergestellt war. Nun sei er gekommen, sie ungesehen über die Grenze zu bringen. Wir bedachten alle Umstände, überlegten gründlich und gingen ans Werk. Er und ich, nur wir zwei wollten versuchen, in einem geeigneten Augenblick die Ziege über

den Bach zu schaffen. Eine verschwiegene Stelle am Bach hatte ich mir vorgemerkt.

Im Tal gegen Morgen, wohin wir selten gedungen waren, lag am Ufer ein kleines Pumpenhäuschen, das auf einem Wiesenpfad vom Hang aus zu erreichen war. Es hob Iserbachwasser für die Ziegelei auf die Höhe. Hier staute sich das Wasser an einer kleinen Sperrmauer und schoß dann über eine schräge Bretterfläche talabwärts. Auf diesem Wehr wollten wir die Ziege über den Bach führen. Zuvor brauchten wir nur des Grenzers nachmittäglichen Kontrollgang abzuwarten. Hatte er die Wiesen am Bach durchschritten und war er oben hinter dem Bahndamm verschwunden, dann galt es.

Allein mit dem Überschreiten des Wehres hatte es eine besondere Bewandtnis. Werner und ich hatten einmal den Übergang versucht. Auf den heimtückisch schlüpfrigen Brettern hatten wir plötzlich den Halt verloren, waren lang hingestürzt und hatten alle Mühe, auf allen Vieren im aufschäumenden Wasser krabbelnd, nicht ins tiefe Wasserloch gerissen zu werden, welches das herabstürzende Wasser ins Bachbett gewaschen hatte. Es gelang uns, durchnäßt und kriechend den Grasrand zu erreichen. Später waren wir auf den Gedanken verfallen, die überaus glatte Schlammschicht auf den Brettern vorsichtig und zentimeterweise mit den nackten Fußsohlen abzureiben, bis wir auf rauhem Holz sicher im Wasser standen und auf einer frisch gescheuerten Furt von Ufer zu Ufer wechseln konnten.

Alfons hörte nur mit einem halben Ohr auf meine Erklärungen, drängte und band die Ziege los. Wer noch nichts mit Ziegen zu tun hatte, täuscht sich, wenn er meint, sie seien fügsam und lammfromm. Das sollten wir gleich erfahren. Sie sprang, ihrer Fesseln ledig, sofort meckernd auf die Straße, daß alle Leute stehen blieben und lachten, als sie zusahen, wie unsere täppischen Griffe nach der Schnur durch ihre unberechenbaren Sprünge lächerlich gemacht wurden. Als habe sie vorgezogen, lieber zu Wurst verarbeitet als im Iserbach ersäuft zu werden, sprang sie in den Hof des Fleischermeisters Wurpes, wo wir sie endlich stellen konnten. Ob wir sie nicht gleich dalassen wollten, fragte der aus der Tür getretene Meister. Wir zogen es vor, zu schweigen und die Ziege aus dem Hof zu zerren. Versuche, mein Freund, eine Ziege lautlos und ohne Aufsehen aus dem Dorf zu bringen, dann wirst du sofort gewahr, daß es kein besseres Mittel gibt als dies, wenn du alle Fenster besetzt und die Bürgersteige schwarz von Zuschauern zu finden wünschst. Damals kletterte eine steile Treppe von der Beuthener Straße zur wenig begangenen Matthias-Gasse empor, auf deren Benutzung unser Schützling wenig Wert legte. Um sie weder mit dem dicken Hanfseil zu erdrosseln, noch ihr Meckern zu Todesschreien ausarten zu lassen, schleppten wir das zappelnde Tier keuchend und stolpernd die Stufen hinauf und erlebten

das Wunder, daß sie oben ganz natürlich neben uns trottete und leicht vergnügt vor sich her meckerte. Am Ende der stillen Gasse umliefen wir schnell das Spritzenhaus, zogen rasch an Postmeisters Garten vorbei, ließen die Silberpappeln am Ende des Dorfes hinter uns und waren in den Feldern. Wir atmeten auf.

Als wir im Schutze des Ziegeleiteich-Zaunes nordwärts gezogen waren, hielten wir an der Ecke. Dort konnten wir vom Tal nicht bemerkt werden, hatten aber einen freien Blick bis zum Bach und Damm. Wenn der Grenzer oben auf dem Hang hinter den Schienen verschwunden war, war es hohe Zeit, sich ins Tal zu stürzen. Wir banden die Ziege an den Zaun und setzten uns wartend ins Gras. Die Spätnachmittagssonne wärmte die geteereten Zaunbretter. Ab und zu schauten wir um die Ecke. Die Zeit wurde uns lang, das Warten schwer. Langsam senkte sich die Sonne, aber am Bach war niemand zu sehen. Bald pendelte das Gespräch zwischen Heimweg und plötzlichem Durchbruch hin und her. Von der anderen Seite blinkten die Fenster der Bobreker Häuser übers Tal. Dort war die Freiheit.

Fast hätten wir die Probe nicht bestanden. Wir hatten die Ziege schon losgebunden, um unser Glück anderentags noch einmal zu versuchen, als Alfons mich anstieß: „Da, dort in den Weiden!“ Ruhig schritt eine Gestalt am Bach entlang. Deutlich sahen wir das verkehrt umgehängte Gewehr. Jetzt hatte er den Bahndamm erreicht, jetzt schritt er ganz, ganz langsam den Berg hoch. Endlich stand die kleine Gestalt auf dem Berg. Ruhig verharrte sie, dem Tal zugewendet. Wir drückten uns an den Zaun. Endlich wendete sie sich um und verschwand im hervorlugenden Akazienwäldchen.

Unbarmherzig die Ziege hinter uns zerrend, gings in die Kartoffelfelder rainabwärts. Stoßend, ziehend, stolpernd und halb fallend gerieten wir in die Wiesen, indes die Ziege kläglich in den späten Nachmittag und die Stille der Landschaft meckerte, bis wir das regelmäßige Klatschen des Treibriemens im Pumpenhäuschen hörten, dessen Motorpumpe ruhig arbeitete, wir ums kleine Häuschen bogen und am Wasser standen. Rasch und ruhig floß der Bach übers Wehr. Alfons wollte rasch hinüber, nichts als hinüber. Er ließ sich vom Grasrand hinunter, das Wasser rauschte um seine Füße. Auch ich trat vorsichtig auf die Bretter und spürte die gefährliche Glätte. Aber die Ziege, von uns beiden festgehalten, stemmte sich gegen den Uferand. Ihr Meckern wurde unerträglich. Sie riß sich los, ich schwang mich hoch und trat auf das durchs Gras gleitende Seil. Alfons das Seil zuwerfend, riß ich das widerstrebende Tier auf die Bretter. Sie stand fest auf ihren Hufen. Das Wasser rauschte um Knaben- und Ziegenbeine, als sich die kleine Karawane in Bewegung setzte, sorgsam hintereinandergehend. Nach einigen Schritten blieb die Ziege stehen, hob den Kopf und fing an, herzerbrechend in den beginnen-

den Abend hinauszumeckern. Als das Ziehen und Stoßen kräftiger wurde, fingen Alfons Füße an, auf den Brettern langsam an wie auf Schlittschuhen zu gleiten. Die Ziege stand. Da packte mich ein rasender Zorn. Ich stieß mit aller Gewalt die Ziege vorwärts, Alfons taumelte, riß am Seil, schoß nach vorn, eine Woge spritzte auf, – er lag im Wasser, während ich ins Leere nachgriff und bald auch nach dem Ausgleiten das Wasser um Hals und Ohren rieseln spürte. Die Ziege stand auf ihren Füßen, während wir, immer von neuem ausrutschend, mit Händen und Füßen zum alten Ufer zurückglitten. Langsam zogen wir das Tier zu uns heran; zum Glück hatte Alfons das Seil in der Hand behalten.

Meine Erfahrungen hatten mich nicht getäuscht. Aber Alfons wollte nichts von ihnen und dem zeitraubenden Vorgang wissen, eine Furt mit den Füßen zu scheuern. Als wir zum zweiten Mal das Schlachtfeld betraten, versuchten wir den Übergang nebeneinander. Schon beim ersten Schritt spürten wir das Wagnis: jedes Mitglied der Schicksalsgemeinschaft suchte beim geringsten Gleiten am anderen Halt, das Wasser zerzte unbarmherzig an den Beinen und Füßen, es schien sich geradezu unter unseren Sohlen hindurchzwängen und uns zu Fall bringen zu wollen. Ein Junge rechts, ein Junge links, das Weltvieh in der Mitten, so gelang der Übergang dennoch bis zur Mitte. Das andere Ufer winkte, und das eng verflochtene Lebewesen aus zwei Dritteln Mensch und einem Drittel Vieh hätte auch wankend und gleitend das andere Ufer erreicht, wenn nicht Unerwartetes eingetreten wäre. Mit trompetenartigem Gemecker stieg das Tier plötzlich mit den Vorderbeinen in die Luft und versuchte, völlig wild geworden, nach rechts und links aus seinem Geleitschutz auszubrechen, so daß das mühsam zusammengehaltene Gebilde in drei Teile auseinanderbarst, die gleitenden, plantschenden und spritzenden Glieder in großer Wassernot an einander Halt suchten und als triefendes Ungeheuer auf- und abwogten, sich erhob, niederglitt, mekerte, schimpfte, Wasser schluckte und vergebens nach etwas Festem griff, bis alle Beteiligten kriechend, pudelnaß und schmutzig sich als eine geschlagene Mannschaft am alten Ufer wiederfanden.

Aber alles stand auf des Messers Schneide. Wir froren im beginnenden Herbstabend, unser Schimpfen war einer weinerlichen Ratlosigkeit gewichen, und was uns erneut eine stille Wut in die Augen trieb, war das muntere Tier, das am Rand des Wehres sicher im Wasser stand und uns lebendig ansah, ob wir denn nicht eigentlich genug hätten.

Ich raffte mich auf. Uns blieb nur die gescheuerte Furt. Nicht das Tier, wir hatten sicher auf den Füßen zu stehen. Ich begann die Kleinarbeit, aber sofort hielt ich inne; denn aus nächster Nähe erscholl Hundegebell. Mir blieb das Herz stehen. Ich stand am Rand des strö-

menden Wassers neben der Ziege, und wenn dies eines Grenzers Hund war, dann waren wir verloren. Da sprang auch schon ein großer Schäferhund um die Ecke, und Alfons, der sich im Grase nicht zu rühren wagte, schrie auf: „Du, da kommt jemand! Schnell zurück! Er ist –“, und ehe er enden und ich aus dem Wasser steigen konnte, trat auch schon ein Mann um die Ecke des Pumpenhäuschens. Er staunt sah er uns an: „Zottosam, pieronie?“ Was denn zum Donnerwetter hier los sei. Ich stieg ans Ufer. Wir sahen uns an. Er die Ziege und unsere nassen Kleidung. Wir logen kräftig drauflos. Wieder sah er uns an. Dann rief er: „Ihr seid wohl verrückt, Kinder! Ihr mechtet doch dotte ersaufen!“

Wir atmeten auf, als wir die vertrauten, harten Laute hörten: das war keiner von den fremden Grenzern. Es war der Wärter, der nach den Pumpen sah. Erlöst erzählten wir ihm alles. Nein, sagte er, der Grenzer käme erst wieder um Mitternacht vorbei.

Dann verwandelte sich der gute Mann in einen väterlichen Helfer und löste das Problem auf die einfachste Weise der Welt. Er winkte mir. Wir traten in das Pumpenhäuschen. Dort zog er aus einem Haufen ein langes Eisenrohr hervor; wir trugen es zum Wehr; er legte es über den erhöhten Uferrand, trat mit seinem ganzen Gewicht auf das Rohrende, und ich hangelte mich am Eisen vorsichtig aufs andere Ufer hinüber, griff das andere Ende auf, der Wärter das erste, und so war ein sicheres Geländer entstanden, an dem Alfred, die Ziege kurz gefaßt neben sich her führend, sicher zum anderen Ufer fand. Der Ziegenschmuggel von Deutschland nach Deutschland war vollzogen.

Ich ließ das Rohr los, wir wollten uns bedanken, hörten aber nur das Hundegebell aus den abendlichen Wiesen. Uns nahm ein Maisfeld auf, die Dunkelheit kroch aus allen Senken und Büschen, und in Bobrek brannten schon die Lichter, als wir naß, aber zufrieden ins Dorf zogen.

Warum, fragte Alfons plötzlich, darf eigentlich eine Ziege nicht mit der Straßenbahn fahren? Ich verstand: die Nacht war eingebrochen und Borsigwerk weit. Ja, wir wollten den Viehtransport versuchen. Ziehst du, mein Freund, mit einer Ziege durch Bobrek, sei gewiß, kein Mensch wird nach dir blicken. Versuche aber mit einer Ziege in eine Straßenbahn zu steigen, dann hat sich die Welt verwandelt und du kennst die freundlichen Schaffner und das Dorf nicht wieder, das sich um die Haltestelle versammelt hat. Aus dem abendlichen Dunkel kam die Straßenbahn wie ein goldnes Schiff gefahren. Oh, die erleuchteten Straßenbahnen, die in den Herbstabenden durch unsere Dörfer fahren! Man müßte diesen Traumfahrzeugen ein Loblied in Versen singen, wie sie vor den ermüdeten Füßen der Menschen hielten und alle heimbrachten. Habt Dank, ihr Schaffner und Schaff-

nerinnen, die mit Humor und Sachlichkeit, mit einem freundlichen Munde und müdem Gesicht durch die Wagen gingen und Fahrscheine verkauften, Platz machten, zuredeten, an der Leine zogen und uns mit dem rauschenden Singen der Schienen heimwärts führen!

Die Bahn hielt, der Schaffner warf einen halben Blick auf uns, hörte sich unser Stottern kaum an, zog die Leine und rief uns zu, indem er die Bahn anfuhr, Ziegen könne er nicht ausstehen, nur Esel dürften mit. Lachend wies er nach dem Innern des Wagens. Uns aber war anders zumute. Müde, naß, schmutzig und verzagt stand die Dreiergruppe wartend an jener Ecke in Bobrek, an welcher die Beuthener Straßenbahn in die lange Hauptstraße umbiegt, um nach Borsigwerk hinaufzufahren.

Die zweite Bahn kam. Die Türen standen offen. Die Plattform war hell erleuchtet, der Wagen hielt, aber nun schien das ehrliche Tier, das wir schon so weit über die heimatliche Erde gezogen hatten, mit allen Kräften die Beförderungsvorschriften respektieren zu wollen. Der Schaffner kam, sah den Kampf zweier gegen eine, schüttelte verwundert den Kopf, und wieder schauten wir voller Wehmut dem goldenen Schein nach, der die Straße entlangglitt.

Als aber die dritte Bahn nahte, packte uns grimmige Verzweiflung. Wir hoben das Tier gemeinsam und energisch hoch und warfen es zum Erstaunen dreier Männer, die auf der hinteren Plattform standen, durch die offen stehende Tür in den Wagen, ehe der Schaffner erschien. Aber er kam. Seine knappen Handbewegungen waren eindeutig. Wir waren rasch nachgesprungen, Alfons hatte sich schützend vor die Ecke gestellt, in der die Ziege laut meckerte; er bat, flehte, weinte, aber der energische Schaffner packte das Tier, um es an die Luft zu befördern. Da wurde die Innentür aufgerissen, Menschen drängten herzu, Alfons schluchzte zum Gotterbarmen laut auf, schleuderte Bruchstücke unserer Odyssee weinend heraus, die Fahrgäste legten sich ins Mittel, bildeten lachend eine Schutzmauer, hinter der das Meckern des Tieres seinen Höhepunkt erreicht hatte, und als eine kecke Hand an der Signalleine zog, die Straßenbahn langsam anfuhr, sprang ich rasch aus dem Wagen. So fuhren Alfons und die Ziege aus der Geschichte. Ich habe beide nie mehr wiedergesehen. Viel später erfuhr ich, er habe seinen Namen geändert und ist verschollen.

Ich aber trottete mutterseelenallein von Bobrek in den Herbstabend hinaus. Der Herbst des Beuthener Landes hatte immer mit dem Sommer Freundschaft geschlossen. Der Sommer wollte nie aufhören, und der Herbst nahm ihn mit freundlichem Sonnenlächeln auf, und selbst zur Zeit, als die Rauchfahnen der Kartoffelfeuer übers Land zogen, konnte man den Sommer noch von ferne winken sehen. Die Herbstabende setzten früh ihre Tausendlichterkrone auf, und als ich

zum Iserbach hinunterzog, war der Himmel über mir bald weiß von Sternen. Ich pffft mir eins, als ich zur Fasanerie hinabging. Dort im kleinen Tal hatte ich, als der Mai den blühenden Löwenzahn auf die Wiese zauberte, einen jungen Buntspecht gefangen, den mir ältere Buxen wegnahmen, hier unter den Eichen des Hohlweges, den ich durchschritt, an einem Sommernachmittag gesessen und einen Schulaufsatz zusammenphantasiert, und dort in den schweren Tannen hatten wir mit Vater und Mutter einmal nach einem Gang durchs Tal gelagert, und mir fiel das Lied ein, das ich mein Lebtag mit unseren Spaziergängen durch die Heimat verknüpfte, das heut kaum noch jemand kennt, sicher aber keiner mehr singt:

Hab oft im Kreise der Lieben
Im duftigen Grase geruht.

Die deutsche Grenzbude schimmerte mit ihrem einzigen Fenster durch die Nacht. Ich zeigte den feuchten und zerdrückten Übertrittschein vor und präsentierte diese Pschäpusstka drei Steinwürfe weiter auch dem polnischen Grenzer durchs Fenster des Holzhäuschens, das sie dicht an die Iserbachbrücke gebaut hatten. Ich dachte an die Ziege und den letzten Vers des Liedes:

Und alles war hübsch und gut.

Die Mutter öffnete die Tür: Wo steckst du, Junge? Ich sang: Und alles, alles war hübsch und gut. –

Längst war später unser Möbelwagen aus dem Dorf über die Iserbachbrücke nach Schomberg hinaufgefahren, wir hatten Freunde, Bekannte, Dorf und Kirche und auch den Iserbach endgültig hinter uns gelassen und uns im deutsch verbliebenen Teil unserer Heimat angesiedelt. Jahre waren vergangen, und aus dieser Zeit kann ich einen Gang zum Iserbach melden, den ich – von weit herkommend – noch einmal unternahm, um jene Gefilde wiederzusehen. Es war mein letzter. Gleichzeitig war es meine letzte, wahre Begegnung mit dem Räuber Pistulka.

Zum ersten Mal tauchte diese Gestalt, die jeden oberschlesischen Jungen bannte, vor mir auf, als Frau Michna mir von ihm erzählte. Das, was sie von ihm, von der Mora, dem Traumalb, und allen guten und bösen Geistern über und unter der Erde lebendig vor mich hinstellte, gehörte als kleiner Schatz zu meiner Jugend. Und unter den Eichen am Iserbach habe ich eben diesen Räuberhauptmann auf meinem letzten Besuch am Bach getroffen; zwar nicht leibhaftig, aber so gut wie lebendig, und die vage Gestalt trat für einen Augenblick aus dem Reich der Sage in die lebendige Gegenwart.

Ich hatte die Bobreker Eisenbahnbrücke überquert und schritt neben dem Bahndamm zum Eichenwäldchen und Iserbach hinunter. Von fern sah ich unser altes Haus am Ende des Dorfes herüberschimmern, in dem jetzt fremde Menschen wohnten, und das Dorf lag im späten Nachmittagslicht. Als ich mich dem Iserbach, der Grenze, näherte, bemerkte ich unter den Eichen eine Gestalt. Ein junger Mann hatte ein Rundeisen in der Hand, das ihm bis an die Brust reichen mochte und dessen Ende zum Griff umgebogen war. Ich blieb von fern stehen und sah zu, wie der Bursche langsam zwischen den Eichbäumen vorwärtsschritt und jeweils nach einigen Schritten das Eisen bis zum Griff tief ins Gras stieß. Er zog es heraus, ging langsam einige Schritte weiter und drückte das Eisen erneut in das Erdreich. Neugierig geworden, näherte ich mich ihm langsam und hätte ihn sicher verschreckt, wenn ich ihn nicht rasch beruhigt und nach drübenweisend erzählt hätte, weshalb ich gekommen. Im Gespräch schwand sein Mißtrauen, und zögernd kam er mit der Sprache heraus, als handele es sich um ein tiefes Geheimnis, und erklärte am Ende freier und wichtigtuertlich sein Vorhaben. So erfuhr ich noch einmal im Leben etwas über den Räuber Pistulka, dessen bei meinen Landsleuten lebendig gebliebenes Gedächtnis mich in Erstaunen setzte.

Seine Großmutter, die in Bobrek lebte, hatte ihm vom Räuber berichtet und mit Bestimmtheit behauptet, daß er nach einem Raubzug ins Iserbachtal gekommen sei, wo er im Eichwald zwischen den Bäumen eine große Kiste vergraben habe. Sie selbst wollte es von ihrer Mutter haben, hatte es auch ihrer Tochter weitergegeben, allein deren Mann habe sie ausgelacht. Wohl deshalb hatte sich die Alte an den Enkel gewandt, ihm ihr Geheimnis preisgegeben und mit einer solchen Überzeugungskraft mitgeteilt, daß er sich auf Schatzsuche begeben und nun manche Stunde diesem spannenden Geschäft widmete. Hier irgendwo, drehte sich der Bursche im Kreis herum, müsse sie unter den Eichen liegen. Er werde es herausbekommen.

Mir, der ich von weither gekommen war, wurde plötzlich die Umgebung wieder lebendig, und mir war, als sähe ich uns als kleine Knabenschar wieder durch die Wiesen tummeln und als wehte mich ein leichter Hauch aus der mythischen Vorzeit meiner Heimat an. Wer fern der Heimat lebt, kann meine Freude vielleicht begreifen, wird aber sicher bestätigen, daß manche Sage lebendig durch viele Generationen des Volkes wandert.

Als ich wieder nach Bobrek hochstieg, und mich noch einmal wendete, um vom alten Bilde Abschied zu nehmen, sah ich den Burschen unverdrossen sein Eisen in die Erde stoßen. –

Sehr klein, aber mit deutlichen Konturen stehen einige Gestalten aus der frühen Zeit am äußersten Horizont meines Gedächtnisses, – die von den Weiden in den Iserbach gestreuten Blumen sind davon-

geschwommen, die gesammelten Schmetterlinge zerfallen, selbst das Tal hat sich verändert, aber ein letztes, sicht- und greifbares Zeugnis hat sich, wie es das Leben manchmal will, Jahrzehnte hindurch erhalten.

Neulich fand ich in einem Spind, der noch aus den Kriegszeiten stammt, ein Paar alte Schuhe. Ich trage sie längst nicht mehr. Ich habe aus- und noch einmal nachgerechnet, wann ich sie bekommen habe. Es sind vierundvierzig Jahre her. Als ich sie in Beuthen kaufte, hatten Welt und Schuhe noch ein anderes Gesicht. Seltsam, daß sie heut im dreigeteilten Deutschland noch da sind und ich die alten Dinger weit fort vom Land meiner Eltern und Freunde noch in die Hand nehmen kann.

Meine Mutter tat gut, als sie von einer Beihilfe, die ihr, der Witwe, mein Schulleiter überreichte, mich auch ein Paar Schlittschuhe kaufen ließ, denn ich sollte an ihnen lange Jahre meine Freude haben. Das Besondere war, daß ich ein Paar prächtige Lederstiefel, richtige Eislaufstiefel kaufen durfte, unter welche die damals noch üblichen Bogenschlittschuhe unabnehmbar angeschraubt waren. Dies war früher bei uns etwas Seltenes, im Dorf Einmaliges, während heute in den Großstädten schon das kleinste Volk sommers und winters mit ihrer Eislaufausrüstung in großer Selbstverständlichkeit zur künstlichen Eisbahn zieht.

Auf dem Iserbachteich fuhr ich auf ihnen meine Bogen. Ich wurde angestaunt und kam mir selbst gar wichtig vor. Und diese Schuhe sind es, die ich in der Hand halte. Da seid ihr also, alte Weggenossen! Ich hebe euch hoch und betrachte euch in einer unklaren Empfindung, einem Gemisch aus Erinnerungen, Erfahrungen, Wehmut und Stauen. Die langen Schäfte habe ich nach Jahren um zwei Drittel gekürzt. Es war zu einer Zeit, die längst nicht mehr meine Jugend war. Stolz hatte ich aus dem Abteifenster des Zuges, der uns über den Bahndamm nach Beuthen brachte, auf den winterlichen Teich hinuntergeschaut, auf dessen Eis meine schlittschuhgefahrenere Ziffer einer Acht klein und deutlich zu sehen war. Ich sah aber auch, daß sich beide Kreise an einer Stelle nicht ganz geschlossen hatte; dem linken Bein hatte die Kraft gefehlt, die vollkommene Rundung ganz auszufahren. Ich starrte durch das Loch hinunter, das ich in das Eis des beschlagenen Zugfensters geblasen hatte und wagte nicht, jemandem davon zu erzählen. Später rosteten die Schienen oben auf dem Bahndamm, als der Iserbach Grenzfluß geworden war und der Weg über den Hang verwuchs. Die Schlittschuhe fuhren im Möbelwagen zum letzten Mal über die Iserbachbrücke, und aus war's mit den Wintertagen auf Rodelbahn und Teich.

Noch später lagen die Schlittschuh im Koffer, als ich zur Kunstakademie in die Pregelstadt fuhr. Verschlössen fuhr Abteil und Wagen

durchs nächtliche deutsche Land, das sie den Korridor nannten. Sie fuhren über die Weichselbrücke und den endlos langen Eisenbahnübergang über die Nogat, während die Marienburg im Morgenlicht herüberglänzte. Die Schlittschuh saßen an meinen Füßen, als ich mich auf dem Königsberger Schloßteich tummelte. Dann blieben sie lange liegen, bis der Tag kam, an dem ich die fast Vergessenen zum letzten Mal hervorholte. Es war soweit: unser Erbe war verspielt, unsere Kraft und fremde Länder zerstört, und das Gebot der Stunde hieß Flucht. Ich schraubte die Stählerne vom Leder und legte die Schuhe in den Korb zum wenigen, das mitdurfte. Die Stahlschuhe blieben am Dachbalken des Hausbodens hängen, bis er in Phosphorflammen aufging. Seltsam genug, daß der Korb in einem der letzten Züge, die nach dem Westen rollten, heil durch die rauchenden und toten Städte kam und die kleine, westfälische Stadt erreichte.

Seit jener Zeit bin ich nie mehr Schlittschuh gelaufen, aber als es kein Brot, keine Zigarette und auch keine Schuhe zu kaufen gab, erinnerte ich mich der Schuhe mit den Schraublöchern in den Sohlen. Da habe ich die langen Schäfte abgeschnitten und bin in diesen verstümmelten Schuhen durch die fremden Straßen gelaufen. Als es keine Schuhbänder mehr gab, schwärzte ich Bindfäden mit Ruß, und oft sahen die Menschen verwundert zu meinen Füßen herab. Die Schuhe mußten genäht und geflickt werden, und ich sehe, daß das Leder zerfurcht, zerknittert und zernäht ist wie ein von Panzern zerflühtes Feld.

Dann kam der Tag, an dem es wieder gutes Brot gab und auch richtige Stiefel. Ich warf die alten nicht fort. Sie hatten sich ihren Alterssitz im Spind verdient. Ich stelle euch, alte Veteranen, wieder zurück. Ich werde euch behalten. Ihr gehört zu mir.

Das Land um den Iserbach und Teich und Eichenhain hat sich wegen allzu hastigen Kohlenabbaus gesenkt, Wässer sickerten in die Senkungen und bildeten auf der Bobreker Seite einen großen Teich. Der Eichwald ertrank, und nur einige nackte Stümpfe ragten aus dem Wasser. Selbst der Iserbach, der „Fluß meines Lebens“, trat aus seinem Bett und vereinigte sich mit beiden überschwemmten Uferlandschaften, als wolle er das Getrennte wieder in ein Ganzes und Großes zusammenführen, was es zuerst in Wahrheit gewesen. So ruhen diese Stätten meiner Jugend auf dem Grunde eines großen Wassers, und so trieb hinter den Blumen, die wir dem griechischen Gott opfernd in den Bach gestreut, auch die Herrlichkeit jener frühen Tage – dem singenden Haupt des Orpheus gleich – dem Zeitenmeere zu.

Die Norne

Frau Michnas Haus mied die laute Straße und schmiegte sich zwischen dem Schulberg und der Schluchtenstraße inmitten von kleinen Gärten, Schuppen und Scheunen und einem Bauerngehöft, dessen brutal zubeißenden Köter ich herzklopfend fürchtete, an den häuserumstellten Hang. Wollte ich meinen Weg durchs Dorf kürzen, so stieß ich, an Zäunen entlanglaufend, auf ihr strahlend weißes Häuschen. Wir hatten Freundschaft geschlossen, als ich einmal dort vorüberwollte. Nach dem Woher und Wohin hatte ich den Milchkrug auf die Fensternische und mich auf die Steinschwelle gesetzt, um ihr zuzusehen, wie sie eine Kartoffel nach der anderen aus der breiten, zwischen ihren Knien gehaltenen Schüssel langte und bedächtig schälte. Sie wurde für mich zur lebendigen Allwissenheit über Dorf und Land. Heute ist sie mir zur mythischen Gestalt geworden. Stattlich und selbstsicher, gleichwohl außerordentlich schlicht, trug sie eine hellblaue Bluse zum weiten dunklen Rock, und im blitzsauberen Kopftuch rahmten schneeweiße Haare, die achtzig Sommer gebleicht hatten, ein Gesicht voll von Lebensspuren und Würde. Was sie sagte, waren Blöcke, die unverrückbar an den richtigen Platz gesetzt wurden. So tat eine Norne Weistümer kund.

Das erste Mal war sie mir zu Gesicht gekommen, als Vater und ich sie auf halber Höhe der laubbaumbestandenen Senke getroffen hatten, die zwischen der Karlskolonie und Ruda zutal läuft. „Na, wie geht es, Mutter?“, hatte der Vater gefragt und ich überrascht aufgesehen: die Mutter war doch zu Hause. Wie konnte er so fragen! Über ihrem Rücken hing ein aus weißem Leinen geknüpftes Bündel, aus dem sie ihre Kunden mit Butter versorgte. Sie wanderte nach Schlesiengrube, Godullahütte, Morgenroth, in die Dörfer der Umgebung, sah mit ihren blauen, auf Wirklichkeit gerichteten Augen alles, hörte viel und nahm ihren Lebensumkreis in gesunder Überlegenheit wahr. Sie war Witwe, ihre Söhne Herren: einer leitete die Badeanstalten der Reichshauptstadt, der andere ein Gymnasium. Das war die Frau, die mich in die farbigen Gärten der Mythologie des Dorfes einführte und zu dem Gelesenen und dem, was im Dorf umging, Genaueres, Spannenderes und Lebendigeres vom Berggeist, Wassermann, Räuberhauptmann Pistulka und Friedhofgespenstern beitrug. In ihren Reden trieben Hexen, Säufer, Filous und Ausgeburten unseres Volkes ihr Wesen, und die Gräfin Johanna trat aus ihren Worten lebendig vor mich hin, an der sie wie viele Menschen meiner Heimat in Liebe und Achtung hing. Alle Gestalten waren

mir kein papierener oder nur gehörter Bestand, denn sie stellte sie atmend und ganz nah vor meine staunenden Augen. Das deutsch-wasserpolsische Gemisch, in dem sie erzählte, erhöhte den Gehalt an Geheimnis, Absonderlichkeit, Gespenstischem und besonders an Humor, wenn sie von Orzegowern selbst berichtete. Ihre Lebentüchtigkeit verknüpfte sich mit einer bewundernswert starken Einfachheit, so daß – hätte man damals das gesprochene Wort so bequem festhalten können wie heute, – das auf Band Aufgenommene eine kleine Kostbarkeit heimatlicher und ursprünglichster Lebensäußerung abgäbe.

Ich habe oft – die Milchkanne wartete geduldig auf dem Fenstersims – das Nachhausegehen vergessen, und als ich einmal die Kanne umstieß, erhob sie sich wortlos, griff sie vom Boden auf, trat in ihre winzige Küche und drückte herauskommend mir die gefüllte Kanne wieder in die Hand. In ihrem schmalen Gärtchen ging es steil bergab zur Beuthener Straße hinunter. Ein hoher, blinder Giebel sperrte ihm die Mittagssonne. Dann kam jene Stelle, wo mir ein merkwürdiger Gesang entgegenquoll, der aus der Erde zu kommen schien. Er tönte aus dem untersten Raum des hohen, angrenzenden Hauses und aus Frauenkehlen auf die Straße. Dort tat in einer trostlos leeren Kammer eine altertümliche Wäschemangel ihren Dienst. Frauen und Mädchen sangen zu ihrer gleichförmigen Arbeit an ihrer Wäsche, zum Umliegen der Holzrollen mit Wäschestücken und zum monotonen Hin- und Herdrehen des großen, steingefüllten Holzkastens, der die Wäsche pressend glättete. Es klang etwas wehmütig, der Gesang, so als besängen die Frauen ein unabänderliches Los, gleichförmig, melancholisch, – eine endlose Litanei.

Der Gesang drang schon in Frau Michnas Garten an mein Ohr, ehe ich die Gartentür erreichte, die schönste Ausgangspforte der Welt. Nahm ich einige steile Steinstufen hügelab, dann stand ich vor dem kuriosen Gebilde, das Spuren von Generationen überlieferte. Die verschiedensten Latten, Bretter und Stangen, Leisten, Planken und Bohlen, Versteifungen und Verstrebungen waren zu einem bewunderungswürdigen Holzungeheuer zusammengenagelt, -gebastelt und geflickt. Eine hohe Würde, wie sie das Alter verleiht, stand ihr im Gesicht. Ihr Wunder bestand darin, daß sie, hatte man sie mit Mühe aufgestoßen, von selbst kräftigst knarrend zuschlug. Ein Stück Draht, mit der Tür verbunden, lief hoch über mir zu einem Pflock, glitt auf einer Eisenrolle bis zu einem drahtumschlungenen Packen schwerer Feldsteine, die rasch zu Boden sausten, wenn ich das Holzumgetüm aufgestoßen hatte. Nach einigen milchfeuchten Ungeschicklichkeiten hatte ich gelernt, die Kanne rasch und sorgsam durch dieses liebenswerte Türungeheuer zu schleusen und meine Freude daran gehabt, es wie im Spiel immer wieder zu überlisten: siehst du, ich bin doch

schneller. Wenn eine geschichtslose Neuerungssucht diese Tür nicht längst ausgehängt und verbrannt, sondern ihr neue Flecken aufs ehrwürdige Gewand gesetzt hat, dann tut sie auch heut noch ihren Dienst. Die knarrende Melodie mit dem letzten krallenden Paukenschlag habe ich noch im Ohr. Stand ich dann auf der Straße, dann war ich dem Bereich der Norne entzogen und lief heim, hinter mir her folgte aus der Mangelkammer der wehmütige Frauen- und Magdengesang. –

Denke ich an Land und Leute zurück – die meisten jener Generation sind heut tot, und der allerletzte Rest lebt in der Zerstreuung, – dann ist mir, als habe Frau Michna meine Heimat in besonderer Weise verkörpert, als habe in ihr die Frömmigkeit des Volkes, seine Redlichkeit, der selbstverständliche Arbeitswille, auch der Glaube an irrationale Wesenheiten mit einem Hauch von Spuk, Hintergründigkeit, ja Grauen, besonders aber eine angeborene Zustimmung an das Auf und Ab des irdischen Geschickes fern jeder Überheblichkeit und Hoffart des Lebens Gestalt angenommen. Ihr verdanke ich eine blutvolle Bindung an den Ort und die Menschen des Dorfes, und zu ihr nähme ich heute die weite Reise auf mich, lebte sie noch. –

Einmal erzählte sie – ihre Mutter oder Großmutter muß es ihr berichtet haben, denn die Schnurre geht in fast napoleonische Zeiten hinauf, – wie einige Frauen des Dorfes sich zum ersten Mal den sagenhaften Trank des Kaffee zusammenbrauten.

Ein eiserner Topf, dessen Inhalt für ein Kleiderbad gereicht hätte, wurde randgefüllt auf den Herd gestellt. (Die greise Erzählerin wies hinter sich in die winzige Küche ihrer Witwenklause.) Eine Alte aus der fraulichen Trinkergemeinschaft fingerte aus den Tiefen ihrer Rocktasche einige Kaffeebohnen zusammen und warf sie in den Topf. Neue Kloben trieben das prasselnde Herdfeuer höher, der Topf begann zu singen, der Deckel hob sich fauchend und als die Hitze das kochende Wasser auf die Herdplatten zu werfen anging, wußten alle: jetzt war es soweit. Die Gastgeberin schöpfte jeder Teilhaberin, die mit einem Gefäß in der Hand dasaßen, einen Becher voll, und ein neugieriger, durchs Fenster hereinschauender Kopf hätte jetzt sechs Frauen dicht gedrängt auf der Ofenbank sitzen und das Heiße hastig blasen sehen.

Zuerst hustete eine, die gierig nicht abgewartet, schon gekostet und sich den Mund verbrannt hatte, auf und sagte, man könne noch nichts sagen. Eine zweite schlürfte vorsichtig, wiegte den Kopf hin und her und fand ihn gar so schlecht nicht. Eine dritte, die dem Neuen gegenüber nicht als zugeknöpft erscheinen wollte, nickte mehrere Male stumm. Ob der Topf noch andere Reste enthalten hat, die das Wasser nicht mehr nach Wasser schmecken ließen, ob keine der drei anderen klugerweise mit ihrem Urteil nicht recht herauswollte, ob vielleicht

sogar noch ein zweiter Becher nachverlangt wurde, steht dahin. Aber wahr ist, daß eine sich plötzlich erhob und sagte, sie habe geheiratet und müsse nach ihrem Mann sehen; daß eine zweite aufstand und erzählte, sie habe ein paar neue Ochsen gekauft, und eine dritte aufspringend ausrief, die Ziege müsse gefüttert werden, und sich noch im Türrahmen umwendete, sie sei gleich zurück. Am Ende haben die Großmutter und die freundliche Kaffeebohnsenspenderin allein in der Küche über ihre neue Erfahrung und die Geschmäcker der Menschen nachgedacht, während die Bohnen auf dem Boden des Topfes im ersterbenden Brodeln des Wassers sich sanft und unversehrt hin und her bewegten. –

Während einer kurzen Rast auf ihrer Schwelle erzählte sie mir von einem fidelen Orzegover, der an einem Feiertag mit seinem Freund auf Schusters Rappen nach Lipine ausgeritten war und nach einer bergmännischen Zecherei auf dem Rückweg bei Godullahütte ein prächtig glänzendes, großes Stück Kohle am Wege liegen sah. Zu sparsam, einen solchen fetten Brocken liegen zu lassen, zog er eine Schnur aus der Tasche, „ist das nicht ein schwarzer Diamant, Paulek, für die Alte?“, umband den Edelstein und zog mit ihm auf dem Rücken unsicheren Schritts gegen Orzegow. Bei der Kneipe von Pyka aber galt es, vom schönen Tag endgültig Abschied zu nehmen. Da sprang der Diamant, unsanft aufs Pflaster gesetzt, in tausend Stücke. „Konntest du nich bissl warten, du Edelstein, du empfindlicher Chachor“, rief er aus, zog seinen Freund am Arm in die brodelnde Gaststube, und innen folgte der Trinkseligkeiten genußreichster Teil; denn Wandern macht Durst. –

Überdenke ich heut mein Verhältnis zu der alten Frau, so sehe ich, daß auch meine Kinder ihr zu danken haben. Ich habe ihnen an manchem Abend, als sie schon in den Betten lagen, die alten Geschichten wiedererzählt, neue aus dem Augenblick recht und schlecht erfunden, aber alle mit dem Satz begonnen: Einmal erzählte Frau Michna . . . Da im Leben das meiste vergeht und nicht mehr zurückkommt, will ich ein kleines Stück aus jenen Abenden für die Kinder festhalten, das sie längst vergessen haben.

„Einmal erzählte Frau Michna, als ich auf ihrer Steinschwelle saß, die Geschichte von den drei Muscheln.

Wenn man auf dem schmalen Hangweg des Bahndammes zum Iserbach hinuntersteigt, sieht man unter sich einen schilfumstandenen, veilchenblauen Teich. Er gehörte dem Bauern Fitzek. Dieser litt nicht, daß Kinder auf den Wiesen, die um den Teich bis zum Bach und Bahndamm sein eigen waren, das Gras zertraten und daß Gänse drauf weideten. Die Kleinen fürchteten ihn wie den Leibhaftigen, weil er peitschenknallend in seinen glänzenden Stiefeln rasch heranlief und roh zuschlug, wenn etwas ihm mißfiel.

Damals lebte in der Matthiasgasse eine Bergmannsfamilie mit vielen Kindern, und die Mutter war am Abend froh, wenn sie alle Mäuler tagsüber satt gemacht hatte. Klein-Anna hütete vor dem Dorf auf den Ackerrainen die fünf Gänse, denn im Hof und auf der Gasse wuchs kein Gras. Oder sie trieb die weißen Vögel mit ihrem Stecken auf die kleinen Grasstücke zwischen Straßen und Wegen, die niemandem gehörten. Wenn die Sonnenscheibe am Abend hinter dem Bahndamm verschwunden war, kehrte sie singend mit den Gänsen heim.

Eines Tages geriet sie mit ihrer weißen Schar in die Iserbachwiesen. Die Gänse gingen rupfend durchs Gras. Anna steckte sich eine Kette von Löwenzahnstengeln zusammen, wand ihre sonnengelben Blüten hinein und setzte sich den leuchtenden Kranz aufs Haar. Sie ließ sich am Bach in dem blumenbestickten Wiesenteppich nieder und sang in den Tag hinaus, daß die Wellen fröhlicher über den Teich liefen und die Uferweiden über ihrem Kopf rauschten, als wollten sie mit-tun. Nach einer Weile nahm sie den Kranz ab, betrachtete ihn und warf ihn in den Bach. Langsam schwamm er fort. Anna suchte prächtigere Sumpfdotterblumen, Löwenzahnsterne und winzige Edelsteine des Vergißmeinnicht, flocht eine schönere Krone daraus, setzte sie sich aufs Haar und sang, daß es heiter ins Tal hinauszog. Die Gänse zogen tiefer in die Wiesen, und die Welt lag im Licht. Anna erschrak, als plötzlich aus dem Bach eine Stimme ertönte. „Wie schön du singst“, sagte der Wassermann, und Anna fürchtete sich sehr; denn die Leute erzählten Böses von ihm. Er lockte die Mädchen mit leuchtend farbigen Bändern ans Ufer und zöge sie, wenn sie nach ihnen griffen, in einer plötzlich aufschäumenden Welle in die Tiefe. „Fürchte dich nicht“, sagte der Wassermann, „ich bin der König von diesem Tal und wohne auf dem Grunde des Wassers. Ich tu dir nichts zuleide. Ich bin reich und schenke gern von meinem Reichtum“.

Da schrie das Mädchen auf. Sie sah, daß die Gänse durchs Schilf in den Teich gefunden hatten und weit fort auf den frischen Wassern umherschwammen. Sie lief durch die Wiesen, rief nach ihnen, lockte sie, bat, schrie, aber die Gänse schwammen lustig auf das Wasser hinaus. Da sah sie vom Bahndamm den Bauern herabkommen, und ihr kleines Herz zog sich angstvoll zusammen. Schnell lief sie zum Bach, aber der Wassermann war verschwunden. „Wassermann, hilf mir“, rief sie. Der Bauer lief um den Teich und knallte mit der Peitsche. Laut rief sie zum zweiten Mal: „Wassermann, Wassermann, komm doch rauf und hilf mir!“ Aber der Iserbach floß ruhig fort, und kein Wassermann war zu sehen. Schon kam der Bauer mit seinen glänzenden Stiefeln durchs Gras. Da schrie das Mädchen in größter Herzensnot zum dritten Male: „Wassermann, Wassermann, komm doch ganz schnell herauf und hilf mir!“ Jetzt teilte sich das Wasser, und

der triefende Wassermann tauchte auf. Er zog aus seiner Schilfkrone eine kleine Flöte und blies. Da kamen die Gänse hurtig ans Ufer geschwommen, zwängten sich durchs Schilf, der Wassermann warf eine Welle von Ufer zu Ufer, und – siehe! – eine schöne Brücke erhob sich blitzend über dem Bach. Rasch trieb Klein-Anna die Gänse hinüber. Schon knallte die Peitsche des Bauern ganz nah, aber als auch er über die Brücke laufen wollte, sank sie zusammen, und der Bach gurgelte zornig auf. Der Bauer schrie, knallte heftig mit der Peitsche und ging fluchend davon. Wieder tauchte der Wassermann auf und sagte: „Du singst so schön, komm morgen wieder und sing dein Lied! Hab keine Angst! Ich beschütze dich. Schau unter die Weide, aber sage niemandem ein Wörtchen von dem, was du gesehen hast.“ Wieder wölbte sich zum Ton der Flöte eine Brücke über das Wasser, und als Klein-Anna mit den Gänsen am anderen Ufer war, versanken Wassermann und Brücke. Unter der Weide aber fand Klein-Anna eine prächtig blitzende Muschel, die sie in ihrem Rock verbarg. Die Mutter schalt zu Hause: „Es ist schon dunkel auf der Erde, Kind, und der Wassermann lauert im Schilf.“

Als die Morgensonne ins Tal schien, trieb Klein-Anna die Gänse zum Iserbach hinunter. Der Wassermann wird mich beschützen, dachte sie. Die Gänse zogen über die Weide, Klein-Anna saß im Grase, holte die Muschel aus der Tasche und freute sich an ihrem goldenen Blitzen. Sie flocht sich eine Blütenkrone und setzte die Muschel mittenhinein in die Blüten und ins Haar. Wie eine Prinzessin saß sie unter den Weiden und sang, daß ein freundlicher Atem über Wiesen, Teich und Hügel ging und die belaubten Zweige sich tiefer zu ihr hinabneigten. Plötzlich trat hinter der Weide der Bauer hervor und schrie: „Jetzt hab ich euch, ihr Nichtsnutzigen!“ Er sprang den Gänsen nach, die klagend ihre Flügel erhoben, um davonzufiegen, aber sie waren zu schwer. Der Bauer schwang voll Zorn die Peitsche über die weißen Häuse, so daß die Gänse umfielen und als kleine Schneehäufchen im Grase liegen blieben. Weinend schrie Klein-Anna unter den Weiden nach dem Wassermann, aber alles blieb still. Schon stürzte der Bauer auf sie zu, als der Bach aufschäumte und ein kleiner Kahn vor ihr im Wasser schaukelte. Voll Angst sprang sie hinein, und der Bach trug es sicher und schnell an den Weiden entlang. Der Bauer stampfte schreiend nach, aber der Kahn führte das Mädchen durch das große Tor, das die Menschen dem Bach im Bahndamm offen gelassen hatten, auf die Abendseite hinüber. Da tauchte der Kopf des Wassermanns im Bach auf: „Ich habe dein Rufen gehört. Habe keine Angst! Alles wird gut. Geh diesen Weg nach Hause und schau dort oben auf den letzten, weißen Wegstein! Komme morgen wieder und singe mir das Lied, aber sage keinem Menschen etwas!“ Wassermann und Kahn waren plötzlich verschwunden. Klein-Anna fing an zu

weinen und wagte nicht, ohne Gänse nach Hause zu gehen. Sie stieg durch das kleine Akazienwäldchen zur Höhe empor, und als sie zum letzten Wegstein trat, lag auf ihm eine große, leuchtende Muschel, die viel prächtiger war als die erste. Ein altes Weib kam des Weges und trieb fünf Gänse vor sich her; es blieb stehen und sprach: „Klein-Anna, mein Herr schickt dir die Gänse.“ Als Klein-Anna durch ihre Tränen zur Frau dankend aufsehen wollte, war die Alte verschwunden. Jetzt suchte sich Klein-Anna einen Stecken und trieb die Gänse glücklich nach Hause.

Am dritten Tage aber fürchtete sich Klein-Anna sehr, die Gänse zum Bach zu treiben, und weidete sie auf der anderen Dorfseite. Abends, als sie heimgekommen war und auf dem Hof Wasser holte, wollte das Pumpenrohr kein Wasser geben. Sie erschrak bis aufs Blut, als aus dem Rohr die Stimme des Wassermanns ertönte: „Klein-Anna, warum kommst du nicht? Du singst so schön! Komm doch zum Bach und sing dein Lied!“ Da lief Klein-Anna vor Schreck in ihre Kammer und sprach kein Wort.

Jetzt wußte Klein-Anna, daß der Wassermann auf sie wartete. Als sie am nächsten Tage die Gänse auf die Iserbachwiesen getrieben hatte, setzte sie sich ins Gras, suchte sich keine Blumen und schaute angstvoll nach dem Bauern aus. Aber die Sonne schien so hell und warm, blaue Libellen schossen am Bach entlang, Schmetterlinge flogen von Blume zu Blume, vom Dorf tönte die Turmuhr herab, und weiße Wolken zogen über die weite Welt. Da geriet Klein-Anna wieder ans Singen, und in ihrem Gesang lag die Schönheit des Sommer-tages. Der Wassermann saß im Schilf und lauschte, die Wellen des Baches begleiteten murmelnd das Lied, und auch die jungen Bläßhühner wagten sich durch die Rohrkolben weit hinaus auf die Wasserfläche, auf der es wie von Diamanten blitzte.

Plötzlich aber sah Klein-Anna den peitscheschwingenden Bauern heranlaufen. Sie trieb eilends die Gänse zusammen, um zu entfliehen. Aber da lief ihr auch schon der Knecht des Bauern von der anderen Seite entgegen. „Hilfe, Hilfe, lieber Wassermann, ich bin verloren“, schrie das Mädchen. Das Wasser schäumte auf, der Wassermann erschien, er griff zur Flöte, ein Pfiff lief hell durchs Tal, und da rauschte es heran, ein großer blauer Vogel flog auf Klein-Anna zu, nahm sie auf seinen Rücken, breitete die Schwingen aus, und mit ihm – o Wunder! – hoben sich die Gänse über Wiesen und Weiden hoch in die Sommerluft und flogen über das Tal, die Felder, den kleinen Eisenbahnzug, der dampfend nach Beuthen fuhr, über die Häuser des Dorfes zu den großen Gärten, so daß die Leute stehen blieben, sich über die schönen Vögel freuten und riefen: „Welch ein Sommer! Die Schwäne fliegen übers Land.“

Hinter den Gärten gingen sie sanft zu Boden, der blaue Vogel legte

aus seinem Schnabel eine Muschel in Klein-Annas Hand und flog davon. Klein-Anna winkte ihm nach, bis er ganz klein geworden als Punkt in der flimmernden Luft verschwand.

Als am nächsten Morgen ein richtiger Sonn- und Sonnentag über der Erde aufging, lief Klein-Anna allein zum Bach, und auf ihr Rufen erhob sich der Wassermann aus dem Bach. Klein-Anna sang ihr schönsten Lied. Da sagte der Wassermann: „Jetzt kannst du die Muscheln Vater und Mutter zeigen und sagen, du hast sie am Iserbach gefunden. Ich kehre jetzt in mein Wasserschloß zurück, das weit hinter Rudahammer auf dem Grunde liegt. Sei bedankt, du Menschenkind!“ Das Schilf bog sich hin und her, und seit diesem Tag hat Klein-Anna den Wassermann niemals mehr gesehen.

Sie zeigte am Abend die Muscheln der Mutter, welche tief erschrak, denn sie waren aus reinem Gold. –

Und nun erzählte Frau Michna weiter: „Am anderen Morgen kam die Mutter von Klein-Anna zu mir und zeigte mir die Muscheln. Sie war beim Uhrmacher Simon gewesen. Der aber hatte sie ausgelacht und gesagt: ‚Sie glänzen etwas, sind aber nichts wert‘. Da nahm ich Klein-Annas Mutter die Muscheln aus der Hand und sagte: ‚Ich gehe heut nach Beuthen und nehme sie mit. Stadtleute verstehen mehr davon‘. Und siehst du, Junge, – ich habe drei schwere Goldstücke dafür bekommen. Nun brauchten die Kinder eine Zeitlang keine Kartoffel-suppe zum Morgen essen, Vater kaufte sich drei neue Tauben und alle hatten im Winter warme Paputschen an ihren Füßen.“

„Aber für mich“ – so schloß ich die Geschichte – „war die Geschichte noch nicht zuende. Als wir das Dorf verließen, verabschiedete ich mich von Frau Michna. Da ging sie in die Küche und kam mit einer Muschel zurück. ‚Nimm sie‘, sagte sie, ‚damit du auch später an Frau Michna denkst‘. Wißt ihr, was ich glaube? Die Muscheln waren vielleicht doch nicht aus Gold. Es war ihr goldenes Herz, das die Goldstücke Frau Michna aus ihren Ersparnissen verschenken hieß. Die Muschel aber habe ich noch heut. Ich zeige sie euch morgen.“

Und noch etwas müßt ihr wissen. Eines Tages schwoll der Teich mächtig an und trat über die Ufer. Er wurde breiter, bis er mit den Wassern des Iserbaches zusammenfloß. Die Wasser liefen weiter über die Wiesen des Tales, und heute blitzt ein einziges Wasser auf die Höhe hinauf, aus dem hüben alte Weidenstümpfe und drüben die Spitzen kahler Eichbäume herausragen. So gingen die saftigen Wiesen der Bauern unter, und niemand kann sagen, ob die Erde sich gesenkt hat, weil der Mensch zu gierig Kohlen aus ihr herausgeholt hat, oder ob der Wassermann seine Macht im Spiele gehabt hat.“

Die Erzählweise der Norne war – ganz anders als hier – voller Geheimnisse und kam direkt aus den Tiefen einer einfältigen Seele, in der sich Wirklichkeit, Wunderglaube und Daseinsehrfurcht misch-

ten. Mein Dank an sie bleibt. Diese Gestalt verdient es, von einem Dichter in einem Werk geehrt zu werden. Das Lebensschifflein der Norne haben die Wogen der Zeit längst ins Unbekannte davongetragen, und nach dem Auszug aus dem Dorf habe ich niemals mehr etwas von ihr gehört.

Der innerste Kreis

Das Haus streckte sich mit seinen roten Backsteinen, hellen Putzflächen und seinem Walmdach am Dorfrand selbstbewußt in die Höhe. Vom Bürgersteig lief eine Abzweigung auf die Hausfront zu und endete an einem kleinen, sich zur Straße öffnenden Vorflur. Er war mit seiner grünen Bank an den Herbstabenden unser vertrauter Aufenthaltsort. Als in einer Nacht die Bank von Dieben fortgetragen wurde, staunte ich kleiner Junge, daß Diebe außer Geschmeide und Gold auch Holzbänke mitgehen heißen. Öffneten wir die grasgrüne Haustür, dann sprangen wir mit zwei, drei Sätzen sechs Steinstufen hoch, stießen heftig eine grün und gelb verglaste Windfangtür auf und befanden uns im Flur des Hochpaterres, in dem sich zwei mit farbigen Gläsern geschmückte Wohnungstüren ins Gesicht sahen. Wir waren im lichten Teil des Treppenhauses, das von unserem Schreien und dem polternden Auf und Ab laut widerhallte. Immer lag Licht in unserem Treppenhaus, als gäbe es nur sonnenhelle Sommertage.

Bei unserem Einzug hatte linkerhand die Familie eines Grubensteigers gewohnt. Ihn haben wir Kinder ausgelacht und wenig geachtet; heute weiß ich, daß er ein unglücklicher Mensch war, der das Leben nicht zu meistern vermochte. Daß er Spazierstöcke und Regenschirme – wie man erzählte – aus fremden Räumen mitnahm, war seltsam; daß er mit abgewendetem Gesicht sein Geschick mühsam durch die Straßen trug und in unserer sonnigen Welt den Eindruck eines Fremdlings machte, war Anlaß zu Gelächter und un-guten Zurufen; daß er aber, wenn seine Stunde kam, in der ein wacher Bewußtseinsaugenblick gewaltsam alles ändern wollte, seine Kinder schlug, so schlug, daß seine zarte Frau sie jedesmal, wenn sich das Unheil ankündigte, in den Kellerwaschraum trieb und dort zur Nacht versteckte, waren Zeichen einer tiefen Störung in der Seele des Mannes und einer menschlichen Tragödie, die uns Kindern in ihrem Ausmaß verborgen blieb. Schreie der geschlagenen Kinder; sein hastiger Gang, mit dem er aus dem unerträglichen Tag und Leben an einen glücklicheren Ort zu entkommen suchte, den es nicht gab; sein Schimpfen und Drohen mit einem Stock oder Schirm, der ihm nicht gehören mochte, – das ist das Bild unseres Hausbewohners, wie es sich mir erhalten hat. Wohl spielten wir mit seinen Söhnen zusammen, haben aber außer dem Gerede der Menschen im Grunde wenig über die Eheleute erfahren und den Auszug der Familie ebenso unberührt hingenommen wie den Einzug einer anderen,

welche einen einzigen Sohn mitbrachte. Seine einzelgängerische Wesensart hemmte ihn, sich unserer bedenkenlos lauten Kumpanei anzuschließen, und wir vermißten ihn nicht.

Die andere Hausseite aber war von seßhaften Menschen belegt: hier wohnten die Eltern und die drei Geschwister meines Jugendfreundes Werner, mit dem mich lange Jahre verbanden, unter einem Dach mit uns. Hatten wir die erste Holzterrasse erstiegen, sahen wir vom Treppenabsatz-Fenster kurz auf den Hof und die Stallung hinaus und hetzten an der kleinen Tür des Abortes vorbei, mit zwei, drei Sprüngen über das abgetretene Braun der zehn Stufen, – und wir standen vor der innersten Zelle unserer Heimat. Ich greife mit ausgestrecktem Arm heut noch nach dem messinggelben Türkopf unter den glänzenden, aufgeteilten Glasfenstern der Tür, durch die manches Mal beim Spiel der Ball splitternd fuhr und die glitzernden Stückchen auf den Flur streute.

Gegenüber schwiag die Wohnungstür des Kokerei-Ingenieurs, späteren Kokereidirektors Schwarz. Sehr selten sah ich sie offen. Hinter ihr wohnten in großer Stille die drei, seine ruhige Frau und die noch schweigsamere Tochter. Sie mögen über den Lärm, der aus der nördlichen Haushälfte zu ihnen hinüberdrang, oft ungehalten gewesen sein, sie haben es aber nie ausgesprochen. Wilchen, die Tochter mit ruhigen, abgemessenen Bewegungen, tat sich wohl manchmal mit Werners Schwestern zusammen, trachtete aber doch nach Alleinsein. Sie promenierte in Schwarzens Garten, der einen Steinwurf lang sich hinter dem Hause dehnte, in einem langen Kleid auf und ab, ging mit den Eltern schweigsam aus und hielt sich abseits. Ich kann sie mir mit einem lachenden Gesicht nicht vorstellen und habe sie immer mit einem halben Heiligenschein durch jene Jahre wandeln sehen.

Trotz der Einkindfamilien war das Haus mit kleinem Volk, mit meinen und Werners Geschwistern, so gesegnet, daß es vom lärmigen Spiel widerhallte, von vernehmbaren, erzieherischen Maßnahmen nicht zu reden.

Stiegen wir eine blank gebliebene Treppe noch höher zum zweiten Treppenfenster und Absatz hinauf, dann befanden wir uns im dämmerigen Teil des Hauses, in dem der Treppenhaustheater-Zuschauer-raum unseres Kindertheaters lag, das nach den allerletzten Stufen als Bodenvorraum zwar keine weltbedeutenden Bretter besaß, aber unsere Kinderwelt unverbogen spiegelte. Hier auf der obersten Fläche des Treppenhauses verfremdeten wir uns im Halbdämmer mit einfachsten Griffen und spielte mit Geschrei, Besserwisserei und elektrisierter Freude unsere vermeintlichen Rollen. Viel Licht drang nicht in unsere Theaterwelt hinauf, aber der Blick durchs tiefer gelegene Fenster ging über die Stallung hinweg in eine helle Welt, zu

den Schienen, auf denen Güterzüge in die Welt fuhren, bis zu den Halden von Borsigwerk, von denen abends glühende Schlacken herabglitten und ein Feuerwerk entzündeten, das einen apfelsinenfarbigen Schein an unsere Kinderzimmerdecke malte.

An das Theater schloß sich die stille Welt der Dachdämmerung. Zwei verschlossene Bodentüren verbargen den Eingang in halbdunklen Ecken, und in der Decke versperrte ein Holzdeckel wie ein Gewölbeschlußstein einen hüftbreiten Durchstieg, der dem Kaminfeger den Weg zum Dachstuhl und den hohen Schornsteinen freigab. Wenn ich einmal durch diese Luke in die Dachdämmerung hinaufstieg, – was selten geschah, war ich jedesmal vom Schweigen des Dachraumes stark beeindruckt.

Die einzelnen Bodenräume waren durch unübersteigbare Lattenzäune abgegrenzt. Die heimlich stille Welt zog mich an. Auf unserem Boden war es warm. Das Licht schwebte verhalten um die abgestellten Gegenstände. Manchmal geriet ich in diese Abgeschiedenheit. Mein Lebtag habe ich die feierliche, geheimnisvolle Stille geliebt, als hätte es da etwas gegeben, wonach man hinhorchen konnte, etwas, das nur im lautlosen Raum hörbar wurde. Bisweilen stieg ich hinauf, um einen aus dem Spiel in die Dachrinne hochgeflogenen Ball mit einem Stecken vom Bodenfenster wieder auf die Straße zu bugsieren. Oder ich fand in den lichtverhangenen Dachraum, wenn die Bodentür zufällig offen stand. Einmal erschrak ich herzklopfend, als vor einem Dachbodenfenster viele tote Schmetterlinge auf dem staubigen Boden lagen. Ich schrieb diesen grausamen Mord einer unsichtbaren, bösen Gewalt zu; denn ich wußte noch nicht, daß einige unserer Tagfalter, die Tagpfauenaugen, Trauermäntel und kleinen Fühse im Herbst in Boden- und Kellerräume zum Überwintern einfliegen. Die Sonne hatte Dach und Bodenraum erwärmt, niemand das Fenster geöffnet, das im vergangenen Herbst offen gestanden, und alle Tierchen waren dahingewelkt.

Ein anderes Mal hatte ich, versunken in der Stille des Raumes, zwischen Kästen, Truhen und abgestellten Möbeln gekramt und war in einer Kiste auf ein Heft gestoßen, das mich beim Durchblättern in ein helles Entzücken versetzte. Ich blätterte hin und wider. Rauhes Papier wechselte mit hauchdünnem, rosafarbenen und grünen Seidenpapier. Und als Schönstes waren mit feinem Bleistift zarte Zeichnungen auf gelbliches Papier gesetzt. Entzückt staunte ich die zierlichen Gebilde an. Ich weiß nicht mehr, was sie darstellten, aber mir war, als habe ein kleines Orchester eine leise Musik zu spielen angefangen.

Diese dem lauten Tag entrückte Atmosphäre des Bodens war es auch, aus der meine Phantasie manchen Einfall zog, der später, als Märchen ausgesponnen, meinen Kindern die Einschlafminuten kürzte.

Hier war ein Ort, der meine Anlage und Vorliebe zum Märchenhaften und zur romantischen Verwandlung der Umwelt leise in Bewegung setzte.

Über die dämmerige Sphäre des Bodens hinaus auf das Dach und in die luftige Höhe hinaus fanden unsere Füße und Köpfe nie. Die kleinen Stege vom steilen Dach zu den frei stehenden, hohen Schornsteinen betraten nur die sicheren Füße des Schornsteinfegers.

Schließen wir die Bodentür, gehen wir am leeren Kindertheater vorbei, auf den Stufen der Bodentreppen hinab in unsere Wohnung, ins innerste Gehäuse, in dem ich aufwuchs. Sie empfing in drei Zimmern ihr erstes Licht vom Morgen her und wurde hofwärts am Abend von der untergehenden Sonne über eine weite Landschaft hinweg angestrahlt. Der Nordgiebel schaute blind und fensterlos zur Kokerei hinüber.

In voller Sonne liegt heut noch die Wohnung vor mir, sommerliche Winde gehen durch die offenen Fenster, und die Geräusche vom Dorf, der nahe liegenden Kokerei und der auf dem Hof spielenden Kinder dringen herauf. Tisch, Betten, große Kachelöfen und Hausrat, alles steht lebendig und vom Gebrauch noch warm an seinem Ort. Einen langen Flur umstehen sechs Türen, von der „guten Stube“ bis zur Kammer. Geht mein Blick rundum, dann seh ich uns Kinder des Hauses an einem Abend jener gefährlichen Tage der polnischen Aufstände in einer Ecke des Elternschlafzimmers zusammengedrängt sitzen. Auch unser Industriedorf war in jenen Aufstandstagen in Aufruhr geraten, ein Teil der wasserpolsch sprechenden Bevölkerung, die seit Generationen mit der deutsch sprechenden einträchtig zusammengelebt hatte, war, von polnischer Propaganda verführt, gegen manchen Deutschen gewalttätig vorgegangen, hatte Grubenbeamte verprügelt und zerschlagen, war da und dort in ein Haus gezogen, in dem Menschen betont deutschen Bekenntnisses wohnten, hatten die Scheiben zertrümmert, Männer aus den Wohnungen geholt und für vermeintliches Unrecht grausam Rache genommen. Viele hatten in dieser Zeit, da die politische Brandfackel ins Land geworfen war, Schutz in der Stadt Beuthen gesucht, die damals einer der städtisch geordneten, sicheren Mittelpunkte des deutschen Bewußtseins in unserem Land gewesen ist. So saßen wir Kinder an manchem Abend verängstigt im Schlafzimmer der Eltern.

In diesem Schlafräum öffnete sich mir ein großes Doppelfenster wie ein Augentor zur Welt. Hier sah alles aufgeräumt und feierlich aus. Lange Gardinen dämpften das Licht. Neben dem braunroten Kachelofen schmiegte sich ein rot-samtenes Sofa an die Wand, dessen zierlich gebogene Seitenlehnen mich anregten, sie noch reicher auszustatten: ich holte Hammer und Blaustifte und trieb, als wisse ich schon, daß das Ornament seinen Anfang beim Handwerk genommen,

eine prächtige Reihe der kleinen, blauköpfigen Nägel in die glänzende Mahagony-Lehne; weiter auf Ebenmaß und Gleichgewicht bedacht, vollendete ich auch auf der anderen Seite mein Werk mit weltverlorener Hingabe. Den Abschluß fand mein Meisterwerk in einer recht lebensnahen Abrechnung mit einem Vater.

Einmal begab sich in diesem Raum eine spannende Nachtszene. Es war Winter. Ich sehe mich mitten in der Frostnacht neben den Eltern am Fenster stehen und durch die Gardinen in die schneehelle Winternacht hinausstarren. Vor dem unweiten Bauerngehöft ging eine dunkel verummte Gestalt auf und ab. Da sich im Anbau des schlichten Wohnhauses unsere Post eingerichtet hatte, wurde der Verdacht meines Vaters wach, es seien Diebe am Werk, während einer der Spießgesellen Schmiere stand. Kaum war der Argwohn wach, als sich mein Vater auch schon seinen Mantel umwarf. Ein erregtes Zwiegespräch, in dem frauliche Besorgnis mit männlichem Pflichtgefühl miteinander rangen, endete rasch, und vier bange Augen folgten durchs Fenster der nächtlichen Begegnung, in welcher Zusammenprall erfolgen mußte. Mein Vater schritt ruhig auf die verdächtige Gestalt zu. Beide blieben in gehöriger Entfernung voneinander stehen. Hören konnten wir nichts. Dann kehrte der Vater wieder um, der Fremde nahm seine Wanderung wieder auf. Wir atmeten auf und erfuhren, daß der Sohn des Bauern, als Soldat aus Rußland auf Urlaub gekommen, das väterliche Gehöft trotz allen Rufens und Klopfens nicht hatte lebendig machen können und sich im Frost die Beine vertrete. Mein Vater solle nur schlafen gehen, er werde sicher hineinkommen. Beruhigt krochen wir in unsere noch warmen Federn. —

Schwärzeste Stunden, die ich in jenem Zimmer und während meiner ganzen Jugend durchlebte, lasteten auf uns an jenem Abend, als sich eine dunkle Masse von aufständischen Männern, Weibern und Halbwüchsigen auf unser Haus zuwälzte. Die Straße war zu eng für die Vorwärtsdrängenden. Unsere Hausbewohner erstarrten in Angst. Mein Bruder beobachtete, wie unser Nachbar seine Geldkassette, die ihm im Hühnerstall nicht sicher genug schien, auf den hohen Dachboden trug. Meine Mutter war fest entschlossen, keinen der Leute in ihre Wohnung zu lassen. Der männliche Schutz ihres Mannes, unseres Vaters, fehlte; er war kurz zuvor, bevor der Aufstand begann, plötzlich gestorben. Ungeachtet des zu erwartenden Ausganges, wenn sie Widerstand leistete, hatte sie in den drei Zimmern der Straßenfront die elektrischen Lampen mit hellstem Licht angedreht, einen Stuhl an die Korridor tür gestellt, ein offenes Salzfaß darauf gesetzt und ausgerufen: Hier kommt niemand durch! Sehe ich es recht, dann war sie es, die manchen Hausbewohnern Zuversicht eingefloßt hat. Noch heute spüre ich die knisternde Unruhe voller Drohung, die Unheimlichkeit der Todesnähe, ich sehe noch die verstörten Gesichter der

Erwachsenen und uns selbst, sämtliche Kinder des Hauses, im äußersten Zimmer der Wohnung, im Schlafzimmer meiner Eltern aneinandergeschmiegt sitzen und höre uns alle das Vaterunser beten. Die Haustür blieb unverschlossen. Wir hörten die brodelnde Masse in den unteren Flur dringen und laute Stimmen durcheinanderschreien. Ängstlich lauschten wir, ob sie nicht schon die Treppe heraufpolterten. Meine Mutter erzählte später, sie hätte an der Wohnungstür gestanden und alles gehört, was unten gerufen und gesprochen wurde. Gedrängt voll sei das untere Haus gewesen. Die Namensschilder an den Türen wurden laut gelesen, aber es hob sich aus dem Gemurmel kein drohendes Wort. In beiden Wohnungen unten blieb alles still. Schon hörte man gefährliche Fragen, ob in den Wohnungen nicht gesuchte Personen verborgen seien, aber dann geschah etwas, wie in unberechenbaren Massenaufmärschen manchmal eine unerwartete Wende eintritt: jemand schrie laut einen Namen in die Ohren der anderen, sie stimmten zornig zu, der Name wiederholte sich laut und drohend in vielen Mündern, bis er als einziges, gebrülltes Wort zu uns heraufbrauste, das als neues Opfer in ihrer Vorstellung aufgetaucht war, die ersten sich wendeten und die ganze Masse sich schreiend die kleine Treppe hinabzwängte, auf die Straße hinauswühlte und im Dunkeln des Abends dorfwärts verschwand. Die Windfangtür ging noch einige Male hin und her, die Haustür stand offen, die Stille des Abends drang herein, meine Mutter löschte das Licht, die Kinder zogen in ihre Wohnungen und ins Bett, und langsam verebbte die Erregung der Erwachsenen, ehe Ruhe in Haus und Hof herrschte. Es war an uns vorübergegangen. —

Was wir in jenen Wochen und Monaten hörten und sahen, was uns aus den Nachbardörfern zugetragen wurde, war unmenschliche Gewalt, die durch das Land ging. Wir aber blieben in unserer Wohnung unbehelligt. Das Leben ging weiter und gewährte uns in Haus und Hof eine unberührte Insel, welche die Flut nicht erreichte.

Neben dem Wohnungseingang lag eine Kammer. Dicht am Schrank, in dem unsere Marie ihre Kleider aufbewahrte, stand in den Hungerjahren des ersten Krieges ein Möbel, das uns Kinder unwiderstehlich anzog: unser Speiseschrank.

Er war uralte. In seiner Tür saßen zwei kreisrunde Metallscheiben, die durch ihre Löcher Frischluft an die Speisen ließen. Als gegen Ende des Krieges die Schnitten kleiner ausfielen, die Butter durch Margarine und diese längst durch eine Art Kunsthonig ersetzt war und der Hunger vor der Tür stand, geschah es, daß sich in unserem Schrank über Tag und Nacht die Vorräte vorschnell verringerten. Unsere Hausgemeinschaft befand sich im Alarmzustand. Die Mutter hatte in der Hungerzeit ihre helle Not, eine siebenköpfige Familie täglich satt zu machen, und wir Kinder sannnen unsererseits auf zu-

sätzliche Selbsthilfe und buchten tiefeingreifende Erfolge in Töpfen, Gläsern und Brotlaiben, so daß mütterlicherseits etwas geschehen mußte. Mahnungen und Vorstellungen auf der einen, Lügen und Dauerhunger auf der anderen Seite fachten die Vorgänge dramatisch an. Wenn dies heut auch mit einem Schmunzeln betrachtet werden kann und auch sollte, so spielte sich alles dennoch auf dem sehr ernstesten Hintergrund einer Zeit ab, in der die heranwachsenden Kinder hungerten. List wechselte mit Gegenlist, Maßnahme mit gesteigerter Findigkeit, der Schrank wurde doppelt abgeschlossen und bewacht, Marie, der guten Seele, die uns manch Butterbrot hinter dem Rücken der Mutter zusteckte, wurde die Schlüsselgewalt entzogen; dennoch starteten halb leere Schüsseln, angenagte Zuckerhutstücke und angebrochene Weckgläser die Mutter an, wenn sie morgens die Tür öffnete. Das alte Schloß, das lose im Holz gesessen, wurde durch ein neues ersetzt, aber die allgemeine Stimmung sank weiter mit den tiefer gesunkenen Milchrändern im Topf und den fehlenden Brotschnitten. Ein Ertappen auf frischer Tat gelang nicht, und man kann in einem Königreich nicht alle Untertanen einsperren, wenn des Königs Schatz bestohlen wird. Aber am Ende waren wir einem nicht gewachsen: der hartnäckigen und ausdauernden Überwachung von Kammer und Schrank.

So geschah es, daß mein Bruder und ich als Hauptdiebe im heißesten Augenblick gestellt wurden. Wir waren inmitten der schmackhaften Beschäftigung, als meine Mutter, die sich hinter dem Schrank und Maries aufgehängten Schürzen und Kleidern verborgen gehalten hatte, hervortrat und uns am Kragen packte. Ihre Augen wurden starr, als sie sah, wie der Schrank von der Wand gerückt war, wie in dessen Holzwand ein nahrungsverschaffendes Brett lose geworden und von uns spielend gangbar gemacht worden war, so daß wir auch bei zehn neuen Schlössern mühelos zu den Köstlichkeiten gefunden hätten.

Die Eltern waren klug genug, den wahren Grund, den auch sie außer Kraft zu setzen nicht imstande waren, gelten zu lassen: den Hunger. Dieser war es auch, der uns in dieser Zeit zusetzte und mich einige Zeit später die gebotene Grenze übertreten ließ, als ich einem Mitschüler seine Butterbrote stahl, was ich mir aus tiefer Scham lange nicht verziehen habe, bis erst sehr spät die Mannesjahre in rechter Beurteilung der Umstände diesen Makel weggewischt haben.

Schließen wir die Kammer! Treten wir in den nächsten, den – außer dem im Treppenhaus gelegenen Abort – kleinsten des Hauses, in die Bade-„Stube“. Wenn ich heute die Baderäume der Menschen betrachte, die man in die Häuser einbaut, dann war unsere Badestube eine trostlos leere Kammer mit einem unansehnlichen Fenster, in der sich außer der Badewanne, einigen Handtüchern an der Tür und dem

Holzrost zu Füßen der Wanne nichts befand. An den ölgestrichenen Wänden rieselte das niedergeschlagene Dampfwater herab, während wir Kinder, oft zu zweien, munter in der Wanne drauflos plätscherten.

Auch einen Anflug von Poesie hatte unser Badestündchen, das eigentlich nur ein sachlich kurzes Abwaschen durch Mutterhände war. Das heiße Wasser wurde aus einem Kessel, der sich in der danebenliegenden Küche befand, in den Baderaum geleitet. Dieser Boiler summte laut und gemütlich durch die Wohnung und gab manchmal übermütige, manchmal sehr energische, schlagende, knatternde Töne von sich, ehe er in sein Brummen und Summen zurückkehrte. Dieses Geräusch verbreitete zusammen mit dem leisen Rattern der Wasserrohre eine Sonntags- und Feiertagsstimmung in der Wohnung, und manchmal ist mir heute noch, wenn ich mich im warmen Wasser ausstrecke, als müßte von der Küche her das Summen herübertönen. Ein oder zwei Tage aber vor dem Weihnachtsfest war die Badestube unser Lieblingsaufenthalt: jetzt schwammen Weihnachtskarpfen im kalten Wannenwasser, und es war spannend, den in Todesahnung ziellos dahinschwimmenden Fischen mit einem Stecken muntere Verkehrsregeln beizubringen, ehe die Hammerschläge gegen den Kopf die Vorbereitungen zum Heiligen Abend eröffneten. Obschon es ein Unding ist, halte ich noch heut am Aberglauben fest, daß ein Stück Fisch, das Mutter in die Bratpfanne gelegt, gegen allzu große Hitze protestierend aus der Pfanne gesprungen ist.

Diese Pfanne stand auf dem holz- und kohlegespeisten Herd. Küchen haben ihre eigene Atmosphäre. Der Kohleherd dort knackte und prasselte; und hier stand auch behäbig ein seltenes Monstrum von Möbel, unsere Schlafbank. Wir Kinder saßen und spielten oben auf ihrer breiten Holzfläche. Und doch gehörte sie uns nicht ganz. Wenn man sie aufklappte, lagen in ihr die Betten von unserer Marie, die im umgelegten Kasten zu schlafen pflegte. Zufrieden saßen wir auf der bequemen Bank, während Mutter am Herd Töpfe und Pfannen handhabte und uns die Düfte in die Nase stiegen. Dort auf der Bank störten wir nicht, waren anderen nicht im Wege, und unsere Aufgabe war es, zu spielen und uns zu zanken. Die Schlafbank war der erhöhte Burgplatz mit einer Fernsicht in das weitläufige und stets lebendige Reich der mütterlichen Koch- und Bratkünste. Nicht nur die Nähe der Mutter war es, die uns zu diesem Platz zog, nicht nur der stets wechselnde Duft aus den Töpfen und auch nicht die Kostproben, die auf heißem Löffel verabreicht wurden: es war, als hätte sich das Leben für uns Kinder auf keinem anderen Platz sinnenfreudiger dargeboten als auf Maries Schlafbank.

Ich sehe die Früchte des Gartens, wie sie sich auf dem Tisch stauten und für den Winter bereitet wurden. Gläser standen in Reihen auf

dem Fensterbrett, Erdbeeren, Johannis- und Stachelbeeren, grüne Bohnen und Erbsen, Berge gehobelten Krautes, – alles wanderte vorsorglich in die Kammer und den Keller. Ich höre die alte Brotmaschine unter den Händen der Mutter quietschen und sich drehen, sehe die Schnitten der Seite fallen und sich von selbst weiterschieben. Ich sehe uns bettelnd um Marie stehen und ihr ein zusätzliches Brot abnötigen. Ich begleite sie in den Keller, in dem bisweilen eine Gans gestopft und genudelt wurde. Dort schaute ich verwundert zu, wie sie, den weißen Leib der Gans zwischen ihren Knien, mit kräftigem Druck den Gänseschnabel aufsperrte und ihr die kleinen Nudel-Bananen in den Schlund stieß.

Die Küche war Sammelpunkt und Treffpunkt zum Spülen nach dem Essen, Brennpunkt, Mittelpunkt und Schnittpunkt vielseitigster Wünsche, Sammelplatz und Auffangstelle nach unseren Spielen, Verteilungsstelle für die Vesperbrote, ein richtiger Kameradschafts-, Vereins-, Gesellen- und Jugendraum! Und aufrichtiger Dank müßte den beiden Herrscherinnen in dieser Jugendhauptstelle, der Mutter und unserer Marie, nachgerufen werden, wenn nicht manche der Beteiligten schon längst unter der Erde lägen, besonders meine wunderbare Mutter.

Eine Viertelstunde, die ich in der Küche verbrachte, ist mir liebe Erinnerung geblieben. Eigentlich war in ihr nichts Besonderes vorgefallen, aber die Einmaligkeit der Stunde hat sich mir stark eingepreßt. Ich mochte damals zehn oder elf Jahr alt gewesen sein. Es war Heiliger Abend. In diesen Nachmittagsstunden, in denen es früh dunkelte, duftete unsere Küche hundertmal besser als an allen Tagen, die unbemerkt davoneilen. In der kleinen Speisekammer neben der Küche, aus welcher die Mutter immer weitere belegte Teller, Gefäße und bedeckte Töpfe in die Küche holte, blühten Eisblumen am winzigen Fenster, und hinter dem doppelten Glas der Küchenfenster lag der Abend. Ich saß auf Mariens Schlafbank und folgte mit den Augen Mutters Händen. Die Karpfen lagen zerteilt und gesalzen im Thymian und warteten auf die Pfanne. Vom Tisch wehten Wohlgerüche einheimischer und fremder Zonen. Unter den heißen Ofenplatten prasselte das bratheiße Feuer, die Töpfe auf dem Herd drückten dampfend ihre Deckel hoch, und der Wasserkessel über dem Backofen summte, als sei Badetag.

Ich sprang auf und holte mir die Schulbibel, als gehöre sie in diese Stunde. Die Küchentür ging nicht ganz auf, weil der neben ihr stehende Geschirrschrank es anders nicht zuließ und darauf bedacht war, seine Teller und Gläser blitzend durchs Glas zu spiegeln. Ich stellte einen Stuhl neben Tür und Schrank und hatte so eine heimliche Ecke, in der sich's gut saß und von wo ich das feierliche Vorspiel dieses Abends im Auge behalten konnte.

Das Buch hielt ich auf den Knien und begann, die Däfte von Pfefferkuchen und Mohn in der Nase, mich in die morgenländische Landschaft der Apostel und des Herrn zu verlieren. Ab und zu blickte ich zum Tisch hinüber, an dem die Mutter hantierte, Marie die Kartoffeln schälte, und reiste mühelos zwischen dem Morgenland und dem oberschlesischen, weihnachtlich bestückten Küchentisch hin und her, saß allein auf dem Stuhl und fühlte mich eingebettet in die Stunde, die Nähe der Mutter und die Erwartung des Kommenden. Nichts Gewaltiges geschah um mich, aber das Tun beider Frauen, der vertraute Anblick rings, die Geräusche im Raum waren Herrlichkeit genug in diesen goldenen Minuten.

Doch später war mir, als sei in dieser kurzen Stunde außer der Mutter auch der Vater und die Geschwister dagegewesen, brauchte ich doch nur den Kopf ins nächste Zimmer zu stecken, wo sie spielten, oder nebenan nach meinem Vater zu sehen, es war mir, als seien alle Winter- und Weihnachtsfreuden zusammen lebendig aufgestanden, als habe sich auch die Lust und Herzenszufriedenheit dazugesellt, tausend sausende Rodelfahrten ins Tal hinter mir zu haben, und auch das Glücksgefühl, alle Freunde aus dem Dorf um mich versammelt zu sehen. Von einem magischen Stab aufgeweckt, regten sich in dieser Viertelstunde des Heiligen Abends alle Wonnen der Knabenjahre in meinem Herzen und entzündeten ein Wohlgefühl, so und nicht anders sei das Leben.

Seltsam, daß diese wenigen Minuten in mir so stark nachgewirkt haben, ja ich weiß, daß ich übers Jahr, als der Heilige Abend wieder über dem verschneiten Dorf lag, wieder den Stuhl herantrug, mich in die kleine Ecke setzte, in die Bibel vertiefte und erneut jene Stunde herbeizuzaubern suchte, die mich ein Jahr zuvor so beglückt. Erst spät lernt unser schwer belehrbares, nach Glück dürstendes Herz, daß die unverwechselbare Lebensfülle solcher Erlebnisse nicht mehr zurückgeholt werden kann. —

Nun aber gilt es, in Dankbarkeit auch derer zu gedenken, die unsere Jugend selbstlos und beglückend bereichert hat. Es ist unsere Marie.

Sie ragt als eine große Gestalt in meine Erinnerung. In der vielfältig geflickten Schürze über ihrem dunklen Rock und der daraufhängenden Bluse, mit schwarzen Strümpfen und glänzenden Schnürschuhen ging sie durch meine Jugend. Sie machte unser Leben zu ihrem und kein Aufheben um ihrer Hände Arbeit.

Ich weiß nicht, wann sie in unserer Familie erschien, es war, als gehöre sie schon immer zu unserem Kreis. Es gab Familien im Dorf, denen solche Gestalten Jahrzehnte hindurch selbstlos dienten, ihre Arbeitskraft, Freizeiten und fast ihr ganzes Leben opferten. Von unserer Marie habe ich gelernt, daß der Wert eines Menschen nicht im

Reichtum, hohem Ansehen und Genußfähigkeit liegt. Ihr selbstloser Dienst stellte sie auf eine Stufe, zu der ich nur mit Bewunderung aufsehen kann. Und mit Dank. Wir Heutigen pflegen in einer völlig veränderten Welt einen selbstlosen, un- oder unterbezahlten Dienst am Nachbarn, einer Lebensgemeinschaft, einer gesellschaftsnotwendigen Körperschaft, selbst eine nur karg bezahlte Stellung im Gesellschaftsgefüge fast als eine Dummheit zu belächeln. Ein solches Leben, wie Marie es führte, ist uns fast unverständlich: denn in einem Gesellschaftskörper voll maßlosen Genusses und andauernden Mißbrauches der Gewalten muß ein selbstloses Dienen töricht erscheinen. Wir Kinder kannten die Arbeit und Mühsal nicht, auf denen unsere spielfreudige, behütete und versorgte Jugend ruhte. Denke ich an den Hunger, dem wir in den letzten Kriegsjahren ausgesetzt waren, dann denke ich gleichzeitig an Marie, an deren Schürze wir zogen und von der wir hinter dem Rücken meiner Mutter Zusätzliches erbettelten. Obschon meine Mutter eine haushalts- und in hohem Maße lebensstüchtige Frau war, ihren Aufgabenkreis mit sicher urteilendem Blick über- und versah, ersetzte Marie ihr und uns den ersten Minister, die Räte, Inspektoren und sämtliche Angestellten, die notwendig sind, ein Getriebe in Gang zu halten.

Sie erhob sich im Frühlicht als erste und stand bald an Herd und Tisch. Sie hatte in der Küche in ihrer Kastenbank geschlafen. In der Kammer, in der kein Bett Platz fand, stand ihr Kleiderschrank, hing ihre Schürzen. Ich habe Marie und ihre Schürzen, mochten sie auch geflickt sein, nie schmutzig gesehen. Das war leicht festzustellen: wir brauchten nur an uns selbst herabzusehen. Frage ich mich, warum ihr kein eigener Raum zur Verfügung stand und durchwandere ich in Gedanken die alte Wohnung, so befremdet es mich, daß man in unserem Haus – wie in vielen anderen der Zeit – einen solchen nicht eingeplant hatte.

Sie bereitete die Morgensuppe, richtete den ersten Fraß fürs Schwein, das wir eine Zeitlang im Stall fütterten, streute in der Frühe dem Federvieh, unserem Halbdutzend Hühner, welche aus dem Holzverschlag des Kohlenstalles ans Licht flogen, Körner auf den aschebesworfenen Hof. Sie räumte im Winter aus den drei, manchmal vier Kachelöfen die Asche aus, fachte den Glutrest mit trocknen Spänen neu an oder entzündete auf dem kalt gewordenen Rost ein neues Feuer. Selbst bei klirrender Kälte strömten die Kachelöfen schon eine erste Wärme aus, wenn der Tag mit seinen Geräuschen aufgestanden war und in unserer Wohnung sich unsere laute Kindermunterkeit ausbreitete.

Sie trug die Brote, die sie mit meiner Mutter geknetet, in Strohschüsseln zum Bäcker und holte sie braun gebacken wieder, wusch unsere Wäsche wie die „alte Waschfrau“ in Chamissos Gedicht, das mir aus

längst vergessener Zeit jetzt wieder in den Sinn kommt, grub im Garten die Erde um, jätete unverdrossen Beet um Beet, begoß die Pflanzen und brachte die Früchte des Gartens und Marktes ein, um den Keller für den Winter zu füllen.

Wir liebten sie, da sie eine mütterliche Kinderfreundlichkeit an den Tag legte, und wenn sie diese mit Festigkeit und Gradheit würzte, so hat es uns lebhaftem Kindervolk gutgetan.

Sie erhielt ihre freien Nachmittage und Sonntage, aber sie schien auch an ihnen noch für uns dazusein. Abend für Abend legte sie die breite Fläche der Sitzbank um, ihre Betten zurecht und sich selbst in diesen Bettkasten, der ein Doppelsarg hätte genannt werden können, wenn in ihm nicht unser Hausmädchen als lebendiger Mensch geatmet hätte.

Wohin mögen ihre Träume und Wünsche gegangen sein, wenn wir im Nebenzimmer den tiefen Kinderschlaf schliefen? Wohin begab sie sich, wenn sie nicht zu ihrer Mutter hinausging, die in der Nähe des Friedhofs wohnte? Welche Möglichkeiten hatte sie, mit ihresgleichen, Freundinnen und Freunden, zusammenzukommen? So haben wir Kinder nie gefragt und uns um ihr Glück und Hoffen nie gekümmert. Das Schicksal trat wie an viele Mädchen und zu allen Zeiten in der Welt in Gestalt eines Mannes an sie heran, von dem sie ein Kind erwartete, der sich aber nicht zu ihm bekannte und seinen Namen im Dunklen hielt; denn er hatte Frau und Kinder. Maries Mutter nahm den kleinen Jungen zu sich und zog ihn in den ersten Jahren hoch, bis wir aus dem Hause zogen, Marie uns verließ und einen Witwer mit Kindern geheiratet haben soll und damit ein Leben auf sich nahm, das weiterhin randvoll mit Arbeit und Mühen gefüllt war. In den politischen Wirren unseres Landes kam sie uns ganz aus den Augen. Und so begriff ich erst viel später und nicht ohne Erschütterung, daß die kargen Stunden, vielleicht Minuten des Glückes, das sie in den Armen des Mannes zu finden hoffte, daß ihr Leben nicht nur wegen des als unehelich mißachteten Kindes, sondern im ganzen Verlauf und ihrer selbstlosen Hingabe an Arbeit und pausenlosen Dienst in Wahrheit tief tragische Züge enthielt. Und auch erst später sah ich, daß der menschliche Raum für dienende Menschen damals mit einem beschämend geringen Lohn und den harten Bedingungen zu eng bemessen und die sonnigen Plätze des Lebens in der damaligen Gesellschaft erbarmend schlecht verteilt waren. Meine Eltern aber, fromme, aufrechte Menschen, haben ihr sicherlich alle Menschlichkeit zugewendet, deren sie fähig waren. Das glaube ich mit großer Gewißheit. Es gab kein Schimpfen in unserem Haus, keine Auseinandersetzungen, und die Besuche von Maries Mutter, die bisweilen voll Würde und feierlich angezogen bei uns erschien, waren ein Zeichen gemeinsamen Einverständnisses, wie auch wir manches Mal zu

ihrer kleinen Wohnugn hinauspilgerten, in der ich die Sauberkeit einfachster Verhältnisse, gestreuten Sand auf den Dielen und blitzende Fensterscheiben staunend wahrnahm.

Betrachte ich das ein halbes Jahrhundert zurückliegende Dasein unserer Marie, dann sehe ich bewundernd, daß ein solches Leben gleichwohl in Gesundheit, Zufriedenheit und ohne jegliche Lebenslüge verlief. So bedeutet es nicht, welken Versen nachzuhängen, wenn ich Chamissos Strophen von der „alten Waschfrau“ aus dem lange nicht eingesehenen Band hervorsuche und vier Zeilen völlig zu den meinen mache:

Und ich, an meinem Abend, wollte,
Ich hätte, diesem Weibe gleich,
Erfüllt, was ich erfüllen sollte
In meinen Grenzen und Bereich.

Durch Zufall habe ich kürzlich eine unsichere Spur gefunden, die auf sie selbst zu führen scheint. Ich gehe ihr nach und werde zu Marie fahren, wenn sie noch lebt und die Großen der Welt, die erlauben und verbieten, mich zu ihr fahren lassen. Sie wird eine uralte Frau sein und mich vielleicht nicht verstehen, wenn ich vor ihr stehe und sage, was mein Herz erfüllt: meinen späten Dank, meine Hochachtung vor ihrem Leben und auch meine Trauer über das, was später über uns alle kam und uns auseinanderriß. -

Wenn im späten Advent der erste Schnee aufs Dorf fiel und die Dämmerung uns nach Hause trieb, kehrten wir in die kachelofenwarme Stube heim. Sie war uns Kindern nicht allein Schlaf- und Spielraum, sie diente auch allen als geräumiger Aufenthaltsraum, in dem wir zu essen pflegten. Saß ich an meinem Eckplatz des Tisches, dann brauchte ich nur mit der Linken hinter mich zu greifen, um eine der vier blanken Messingkugeln zu fühlen, die mein Bett zierten. Er besaß an der Stirn- und Fußseite einen sanften Rundeisenbogen, innen gefüllt mit einem Rollwerk aus Kreisen und Ellipsen. Das Bett glänzte in weißem Lack wie das danebenstehende meines Bruders. Dem unansehnlichen Wäscheschrank schenkten wir keine Beachtung, dafür belegten wir aber um so lieber die glänzende Mahagony-Fläche von Mutters Nähtisch, einem Ungetüm mit drolligen Formen, dessen Nähe sich heutige Möbel verbitten würden. An diesem Stück auf einem schweren Lehnstuhl sitzend, schickten wir unsere Blicke yom Dorfrand über Hof und Garten hinweg in die Felder, zum Bahnwärterhäuschen, zum horizontverstellenden Wald von Schornsteinen, der unsere engere Heimat begrenzte.

Hinter dem Stuhl versteckte sich im Dunkeln der Zimmerecke ein selbstgebauter Holzkasten. Ich hatte ihn mit Tapete überzogen und seinen Deckel mit angenagelten Lederstückchen zur Tür verwandelt. Das rohfasrige Innere enthielt meine Kostbarkeiten und bedeutete

mir eine Zeit lang das Schönste von Wohnung und Haus. Das persönlichste Eigentum aber waren irgendwo herausgeschnittene Papierblätter, die zuunterst lagen. Sie zeigten das zarte Netzwerk von Scherenschnitten, deren rinnendes Schwarz und Liniengewoge mich entzückten, ja erregten.

Im Winter öffneten wir die Innenfenster am Nähtisch und hauchten Gucklöcher in den Eisblumenvorhang der Außenscheiben, in den Sommermonaten standen sie weit offen, so daß ich zurückblickend unsere Wohnung stets mit leuchtendem Sommer gefüllt sehe. Mutters schwere Nähmaschine verharrte wartend am anderen Fenster, ein Fabrikat der immer noch bestehenden Firma Singer, damals völlig anders geformt, und unsere Versuche, das radantreibende Trittbrett mit jugendlicher Kraft wie gelernte Scherenschleifer zu betätigen, fanden ihr Ende nach einem häuslichen Gerichtsverfahren.

Ein Schrank und Bett bildeten die Bestückung der Nordseite. Mein Vater, der eine Zeit lang in ihm schlief, zog bald nach seiner Erkrankung in ein anderes um, das ihm zum Totenbett wurde.

In der sich anschließenden Kachelofenecke fand sich unsere Familie alltäglich dreimal am Tisch ein. Stuhlumstanden und an der Wand von einem Sofa begrenzt, bildete die Tafelfläche die sichtbare Mitte unserer Lebensgemeinschaft. Das gemeinsame Essen, Spiel, das Nähen und die Schulaufgaben, das Lesen und Pfänderspiel, – Äußerungen des damaligen Lebensgefühls – brachte unmittelbare Berührung aller miteinander und – allem Kinderzank und mancher Schwierigkeit zum Trotz – ein Gemeinschaftsbewußtsein zustande, das uns später Bedrängnisse tragen half.

Am Tisch löffelten wir während des großen Krieges unsere Kartoffelsuppe, aber die Not hatte meine Mutter erfinderisch gemacht, der kargen Auswahl gleichbleibender Lebensmittel einen wechselnden Geschmack und ein neues Aussehen zu geben. Auf dem Sofa sitzend, lümmelnd und liegend, las ich unentwegt alles, was vor meine Augen kam, erlebte ich weinend den Tod Winnetous und verlor mich trunken in die Welt der Märchen, derer ich habhaft werden konnte, so daß ich nicht anstehe zu glauben, alle damals verlegten, in Vaters Umkreis greifbaren Märchen verschlungen zu haben. In den Betten wurden Panzerschlachten mit übergeworfenen Oberbetten durchgeführt, die man damals Tank-Schlachten nannte, und unter den Betten versteckten wir uns, wenn der Begleiter des Hl. Nikolaus, ein widerwärtig gekleideter Teufel – der – längst als Nachbar erkannt – uns kettenrasselnd auf den Leib drang. Als er sich auf dem Boden wälzte und die nebeneinander stehenden Betten kräftig auseinandersob, flüchteten wir in letzter Sekunde ins Elternschlafzimmer und zogen daraus die Folgerung, die Bettfüße im nächsten Jahr fest mit Draht zusammenzubinden. Und hier am Bett standen auch in den

ersten Kriegswochen des Jahres 1914 die gepackten Kinderrucksäcke für die Flucht bereit. Der Kanonendonner war bisweilen dumpf in der Ferne zu hören, als der russische Angriff gegen die oberschlesische Grenze eingesetzt hatte. Und in ihnen schliefen wir zwischen Oberbett und Kopfkissen nach dem Abendgebet ein, das der Vater mit uns gesprochen hatte.

Wenn wir noch einen schnellen Blick auf das neben der Tür stehende Eckschränken werfen, dann bildeten die genannten Möbel jene Versatzstücke, welche auf dem gestrichenen Holzfußboden unserer Lebensbühne standen.

Schlage ich ein neues Bild aus dem Buch meiner Erinnerungen auf, dann sehe ich mich aus dem Elternschlafzimmer in das Arbeitszimmer meines Vaters treten, in ein Reich, das unseren Spielen sehr fern lag, ein Raum voll Stille und scheinbarer Leere. Sein innerer Mittelpunkt war ein zierlicher Schreibtisch am Fenster. Ich hatte ihn wegen seiner grazilen Form sehr in mein Herz geschlossen. Von seiner Mittelfläche, die mit grünem Stoff bezogen war und in angenehmen Gegensatz zur dunklen Farbe des Nußbaumholzes stand, ging eine starke Anziehungskraft aus. Sie war stets mit vielen Büchern belegt, aufglänzende Prospekte lagen daneben, die mein bildhungriges Auge gierig anzogen. Als ich größer war, versuchte ich herauszufinden, wo das Geheimfach des Schreibtisches lag. Ich habe es nie entdeckt, denn er hatte keins. Was für geheime und kostbaren Schätze hätte ein Schulmeister auch verbergen sollen!

Ich sehe mich am Schreibtisch stehen, wenn wir zu Beginn der Ferien zu Fuß durchs österlich blühende Land heimmarschiert waren, Beuthen den Rücken gekehrt hatten und vor dem Vater standen, der sich die Zeugnisse ansah und sie einschloß. Ich sehe ihn auch, den Schweiger, die rechte, kleine Schublade aufschließen und einem Kästchen den SCHLESISCHEN ADLERORDEN entnehmen und uns zeigen, den wir in unsere und er in seine Welt so schlecht einordnen konnten. Er hat ihn nie, auch zu den feierlichsten Anlässen nicht getragen, er, der stille Bauernsohn aus dem Raudener Land, der aufs Äußere wenig gab und noch weniger etwas aus sich zu machen verstand, der ernst und besonnen den Menschen begegnete und von selbstverständlicher Geradheit war. Als der Krieg in Hunger und Entbehrung zuende ging, die Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände rar und Kleidungsstücke kaum mehr zu haben waren, hatte man in einen Schulraum Soldatenmäntel und warme Unterwäsche eingelagert. Als ihn meine Mutter beschwor, jetzt nach Kriegsende wenigstens den Kindern warme Unterwäsche zukommen zu lassen, genügte ein freundliches, bestimmtes Wort, um das Ansinnen zurückzuweisen. Nach Vaters Tode habe ich Fünfzehnjähriger einmal in den Schubladen gekramt. Jetzt glaubte ich etwas Wunderbares aus dem Dun-

kel hervorziehen zu können. Trotz meiner Erwartung fand ich nichts. Und einen Umschlag legte ich wieder betroffen in die Lade, nachdem ich die Aufschrift „Locke unseres lieben Ulrich“ gelesen und den Brief über der blonden Locke meines früh verstorbenen Bruders wieder geschlossen hatte. Unser schöner Schreibtisch ist dann noch auf manchem Umzugsweg mitgefahren, kam in die Dörfer Schomberg und Karf, von dort nach Breslau, wo ihn Phosphorflammen vernichteten. Mit ihm verbrannte auch eine gebührenpflichtige Verwarnung, die uns der Dorfpolizist einmal zugestellt hatte. Wir Brüder waren zu einer Geldbuße von drei Mark verurteilt worden, da wir auf den Wiesen von Fitzek Schmetterlinge gefangen und Schnecken gesucht hatten. Noch Jahre später hatte ich mich vorbestraft gefühlt. Jetzt aber war das schreckliche Dokument aus der Welt geschafft! – Die weiß gestrichene Tür neben dem Schreibtisch öffnete den letzten Raum unserer Wohnung, „die gute Stube“. In ihr versammelten sich Gäste meiner Eltern, Lehrer, der Arzt und der Gemeindevorsteher oder eine kleine Kaffeegesellschaft der Damen, Zusammenkünfte, die sich außerhalb unseres Kinderhorizontes abspielten, aber Lachen, Musik und Fröhlichkeit in unser Zimmer herüberschickten. Das Lebensgefühl, das „die gute Stube“ einrichtete, ist verschwunden. Das damalige hat nichts mehr mit dem unserer Tage gemein und wird heute gleicherweise zu Unrecht und zu Recht abgetan. Eines aber ragt überzeitlich und segensreich aus dem verniedlichten und teilweise unechten Formenkreis heraus: das Klavier. Wuchsen wir Kinder, die in Hof und Garten, auf den Wiesen und Feldern ein ewig lebendiges Reich besaßen und von der gesellschaftlichen Umgangswelt des fin de siècle wenig berührt wurden, in eine neue Lebenswelt hinein, die durch den halb dörflichen, halb industriellen Charakter des Dorfes bestimmt wurde, so wandelten sich allmählig auch die Vorlieben, die das menschliche Leben bestimmen. Das Klavier aber mit seiner musikalischen Welt hat mir – trotz der sich ebenfalls ändernden Formen der Schlager-, Operetten- und Tagesmusik – Bleibendes vermittelt. Es öffnete manches Fenster, von dem man in die weiten und lebendigen Bereiche überzeitlicher Musik hinaussah. Dieser erste Zauber, den die Musik in meine Jugend ausstrahlte, ging vom Instrument aus, das in der „guten Stube“ stand.

In ihr stand auch ein Möbel, das als unübertroffenes Prachtstück jene Zeit trefflich kennzeichnete: das Vertiko, ein schmales Schränkchen, das nach einem Berliner Schreinermeister Vertikow benannt war und als besonders anschaffenswerter Besitz galt. Dieser kostbare Holzschrein öffnete sich mit zwei Türen und trug als das Besondere auf der oberen Fläche einen tischchenartigen Aufsatz, auf den – wenn es besonders wirkungsvoll sein sollte – der Schreiner noch ein zweites, kleineres Tischchen stellte. Was dem Ganzen aber sein eigent-

liches Gepräge gab, war die Art des Holzes und der Verarbeitung. Es stand auf gedrechselten Füßen, Holzsäulchen zierte die vordere Mahagony-, Buchs- oder Nußbaumfläche. Diese war getäfelt, zierliche Holzbeine trugen den ersten, noch feinere den zweiten Aufsatz, und zwischen ihnen blitzte von der Rückwand ein schmuckhaft gefaßter Spiegel dem Betrachter entgegen. Das Ding verbreitete einen Glanz und ein Blitzen, als wolle es alle anderen Möbel ausstechen. Zu allem Überfluß ließ es sich Porzellanfigürchen und anderen Zierat auf Schultern und Kopf stellen. So stand das gefallsüchtige Stück selbstbewußt im Licht des nahen Fensters und stolzen Bewußtsein der Hausfrau.

Es mag, unweit des Klaviers an der Wand stehend, mit seinen Nippesfigürchen manches Mal leise gezittert haben, wenn die Herren ihre vierhändig gesetzten Symphonien oder Ouvertüren herunterspielten. Das Schönste aber, (neben den unvergeßlichen Klavierstunden) was die „gute Stube“ lieferte, war die Abendmusik, die durch die Wände gedämpft in unsere Stube tönte. Die Lampen waren gelöscht, die Nacht schaute durchs Fenster und nahm uns zu den Melodien des a-Moll-Satzes von Schuberts nachgelassener Symphonie in den Schlaf.

Legen wir im Hinausgehen noch einmal kurz unsere Hand an die heißen Kacheln des hohen Ofens, der für einen Musikabend den Raum vorwärmt, – schließen wir die Tür der „guten Stube“, verlassen wir den lichten Lebensraum und steigen wir zwei größere und zwei kleinere Treppen hinunter in den dritten Bereich des Hauses, den unterirdischen Keller.

Unter dem Haus zog sich der dunkle Hauptgang in der ganzen Gebäudelänge durch die Finsternis. Ich habe ihn nie hinreichend beleuchtet gesehen. Immer lagen die beiden Höhlen links und rechts, an denen die Keller der vier Familien lagen, in halber oder vollständiger Finsternis. Im Sommer verirrten wir uns nicht hinunter, aber wenn die Erntetage vorüber waren, die Felder leer und die Wiesen feucht wurden, verlegten wir unsere Spiele unter die Erde. Dann suchten wir uns in der Schwärze des Ganges und offner Seitene Keller zu greifen, und es galt, den hastigen Atem zu beherrschen, die Glieder leiser zu bewegen, das Ohr nach dem Geräusch jeden Körnchens hinzubiegen, das sich bewegt hatte, den Gegner zu erahnen oder bei seinem Kommen rasch und lautlos davonzuhuschen, ein spannungsgeladenes, kaum hörbares Treiben ungreifbarer Lemuren, bis da und dort ein unterdrücktes Kichern aufkam und schließlich ein helles Kinderlachen und das Licht durch eine plötzlich aufgestoßene Tür dem Spuk ein Ende bereiteten.

Unter der Kellertreppe lag ein pechschwarzer, ungenutzter Raum, in dem wir Buden und Bretterwohnungen bauten, nachmittagelang

umstellten und rumorten, als seien wir Kinder Nachkommen von Höhlenbewohnern, – was wohl seine Richtigkeit haben wird. Dort unten roch es süßlich nach Staub und mischte sich mit dem Geruch frischen Holzes, das, in kleine Brettchen und Hölzer geschnitten, sich in einem stets offenen Keller des Nachbarn türmte und einen uner-schöpflichen Vorrat für Indianerärxte abgab.

Die Waschküche bot nichts als Feuchte. Nur wenn die Eltern ge-legentlich ein Schwein schlachten ließen und der Fleischergesell dort seinem grausamen Geschäfte mit der Axt nachgegangen war, hingen wir draußen an den eisenbewehrten Kellerfenstern und sahen dem Zerlegen des aufgehängten Schweines zu. Das brutale Zuschlagen mit der Axt mochte ich mir nie ansehen, aber mein Bruder Rudi, der sich einmal ein besonderes Schauspiel hiervon versprochen, kam bald laut schreiend die Treppe hochgestürzt, als die ersten dumpfen Schläge fielen.

Wohl wußten wir, daß hinter der Tür unseres letzten Kellers die Wintervorräte, Äpfel und Birnen friedlich nebeneinander lagerten, das Krautfaß stand, die sauren Gurken auf Marie warteten, die Mohrrüben im Sande steckten und die gefüllten Gläser auf dem Regal sich reihten, – aber es zog uns nicht in diese dunkelste Ecke des Ganges.

Noch weniger verließen wir uns in der Tiefe der anderen Seite, Manchmal hatte mich eine heftige, unbestimmte Angst gepackt, wenn ich hörte, daß in der dortigen Waschküche unsere Nachbarin gelegentlich ihre kleinen Söhne zur Nacht versteckt hielt, um sie vor den Anfällen ihres Mannes zu beschützen.

Unser eigentliches Reich aber lag nicht im Dunkeln unter der Erde, sondern unter goldner Sonne in Hof, Garten und Dorf. –

Traten wir durch die hintere Haustür ins Licht auf den Hof, so standen wir der geräumigen Stallung gegenüber, einem rechteckigen Gebäude, das haus- und gartenwärts je vier Ställe in sich unterteilte. In die nachbarlichen Ställe bin ich respektvoll nie hineingekommen. Allmonatlich schaufelte man unseren Stall mit Kohle voll, und über dem Kohlenberg hing ein Hühnerverschlag, dessen Federviel uns mit Eiern versorgte. Als in einer Nacht einst Diebe unseren Hühnerstall geleert hatten, mischte sich in unsere Erregung ein Lächeln, als Marie berichtete, die Diebe hätten uns zu Trost, Gruß und Gedenken die abgeschnittenen, zwischen die Latten geklemmten Hühnerköpfe zurückgelassen. Im gartenwärts gelegenen Stall grunzte zeitweilig ein Schwein oder zog Qualm – wenn der Stall leer lag – aus der Tür, weil wir den Stallraum in eine Schmiede verwandelt hatten, welche so sorgsam geheizt wurde, daß einmal die ganze Stallung abgebrannt wäre. Als einst unser Schwein, – wie schon berichtet –, von Dieben in dunkler Nacht abgestochen, im Garten auseinandergenommen und in letzter Minute durch unsere Mutter alarmschlagend gerettet wer-

den konnte, sannen wir Jungen auf Abhilfe und erfanden eine Alarmanlage, die es den Dieben unmöglich machen sollte, an das Schwein heranzukommen.

Es war eine Gemeinschaftsarbeit aller Jungen des Hauses. Unmittelbar vor der verschlossenen Stalltür richteten wir eine hohe Holzleiter senkrecht auf, legten über deren oberes Ende ein großes Stück Wellblech, das mit dem Rand etwas in einen kleinen, darüberliegenden Stallraum hineinreichte. Das Blech beschwerten wir mit einer gewaltigen Tracht dicker Steine. Der andere Rand des Bleches wurde nur so weit über die Leiter geschoben, daß die kleinste Erschütterung die Leiter umfallen und die Steinladung herunterprasseln ließ. Unsere Versuche gelangen prächtig, und als wir auch unter die Leiter ein Stück Blech schoben, verdoppelte sich das infernalisches Getöse des herabbrechenden Steinbruches. Als wir aber schließlich herausfanden, daß wir damit auch andere, zufällig vorbeigehende Menschen in Gefahr brachten und gar feststellen mußten, daß Marie jeden Morgen die Explosion hervorrufen und nach dem Dorfwecken den Donnerschlag die Steine erst hätte wegräumen müssen, ehe sie das Schwein füttern konnte, ließ unser Interesse nach. So kam am Ende unser Abwehrsystem nicht über Versuche hinaus. —

Dieser Kreis von Haus, Hof und Stallung fand seinen grünenden und blühenden Abschluß in vier freundlichen Gartenstreifen, mit denen uns viel Freuden verbanden. Schon die Gartentür, deren Holz die Jahre silbrig grau gewaschen hatten, war mein Freund. Sie schloß sich knarrend selbst. In den Rissen und zwischen den Zapfen der Seitenpfosten saßen dicke Spinnen, die ich freilich erst dann als rechtmäßige Untermieter und als zu uns gehörig betrachtete, als mir mein Vater die Geschichte von jenem Naturforschersohn erzählt, der es seinem Vater nachmachen und ein großer Forscher werden wollte, sich aber entsetzlich vor Spinnen fürchtete, und gesagt bekam, daß er zuvor seine Abscheu vor diesen Tieren besiegen und ein spinnenbelegtes Butterbrot verspeisen müsse. Ich tat es zwar dem tapferen Jungen nicht nach, gab aber den langbeinigen Tieren fortan einen festen Platz in jenem Stück Schöpfung, in dem ich mich selbst tummelte.

In zwei hintereinandergelegten Quadraten grünte der Garten. Im ersten grüßte er mit Blumen und Ziersträuchern, vom zweiten her belieferte er das Haus mit Gemüse und Früchten. Ein großer, heller Kiesweg lief im Kreis und vier Speichenwege auf die Mitte zu, in welcher ein Blumenrondell die stärksten Farben ausstrahlte. Die Ecken füllten Sträucher, und nahe der Tür hingte ein Goldregenbäum im Frühling seine sonnengelben Blütentrauben aus. Ich suchte mich dem Baum in einer praktischeren Absicht zu nähern und einen starken Schößling für einen Bogen mit einem stumpfen Küchen-

messer vergebens abzusäbeln, worüber mein Vater über mich kam und mich für die Barbarei mit einem Holzschleit bedachte. Ihm war der Garten sein zweites Leben, hatte er doch von seinem Vater den Anblick schönster Rosenzuchten und Obstanlagen mit auf den Weg bekommen. Da wir am Ende des Dorfes einen zweiten Garten nutzen durften, frage ich mich heute, wie er die Arbeit mit Marie zusammen zeitlich und körperlich zuwege brachte. Wir Kinder halfen in der ersten Jugend wenig im Garten. Er versorgte in seiner stillen Weise Blumen, Sträucher und den Gemüsegarten mit Hingabe, als sei er selbst ein Stück Garten, das man, wenn man das grüne Wachstum betrat, zuerst nicht bemerkte, das sich aber plötzlich bewegte, um wieder mit der blühenden Welt zu verschmelzen. Der Garten mit seinem geheimen Leben in Büschen, Laub, Pflanzen, Blüten und Früchten war mir ein verwünschtes Reich, mit dem ich aufs innigste verknüpft war.

Gleichwohl forderte er mir eine Beschäftigung ab, die mir aufs höchste verhaßt blieb: das Jäten. Nur hierzu wurden wir mit Nachdruck angehalten, und meine Bosheit und mein Widerwillen haben meinen Vater manches Mal betrübt. An einem Sommertag – ich sehe das kleine Stückchen Erde hinter den Büschen noch vor mir – saß er auf der kleinen Ritsche jätend am Rand eines Beetes und hatte mich zur Arbeit hinzugerufen. Mürrisch und grausam rupfte ich an Kraut und Unkraut herum, bis er, meines widerspenstigen Sinnes leid, leise sagte: Geh fort! Ich erhob mich betreten, schlich mich in den Kreis meiner spielenden Freunde zurück und fand an jenem Nachmittag meine Unbefangenheit nicht mehr wieder.

Eine unbedachte Lattenlaube am Rand des Wegekreises lud mich mit ihrem grauen Holz und dem Aussehen von Verlassenheit nicht zum Verweilen ein. Hinter den Blumen aber wuchs rechts und links vom Hauptwege ein Gemüse- und fruchttragendes Paradies. Ein altes Holzfaß wurde von einem Wasserrohr gespeist, und wenn die Sonne niedergegangen war, klang das sanfte Rauschen des in die Gießkanne strömenden Wassers, ihr hohles, immer tiefer werdendes Blechgeräusch und das zischende Wasserrohr am Faß durch die abendliche Welt. Immer wieder sang die Gießkanne auf, ein Geräusch, das mir wie ein Urphänomen zum Blühen und Wachsen des Gartens zu gehören scheint und unauslöschlich in meinem Gedächtnis liegt. Es war eine Melodie, die laut strömend begann, zischte, aufrauschte, bis sie am Ende wie zufrieden in der randvollen Wassermenge murrend aufhörte.

Vor einer sommerlich heißen Bretterwand sahen wir die Tomaten sich röten, die Oberrübenknollen sich kräftig runden und an der Seite zum Sonnenuntergang die Himbeeren reif werden. Im Herbst warfen wir uns die Krautstrunkreste mit ihren daranhängenden Erdballen

an die Köpfe, und unser junges Tabakkollegium, in welchem wir getrocknete Mohnblätter in Tonpfeifen stopften und gierig rauchten, unser Tabakkollegium ist uns zum Gotterbarmen schlecht bekommen. Im Sommer sehe ich mich auf einer kleinen Bank sitzen und lesen, im Herbst am Kartoffelfeuer hocken und die schwarzkohligen Kartoffeln heiß verschlingen und im Winter durch den Schnee des Gartens stapfen, um Rosenkohl ins Haus zu holen. Zeitweilig glänzte eine gläserne Gartenkugel farbig zwischen den Blumen auf, und spiegelte den Garten, die Bäume und den Himmel wider. Viel später schrieb ich von diesen Empfindungen, die Erinnerungen geworden waren:

KNABE AN DER ROTEN GARTENKUGEL

Vater schöpft
aus rotem Weiher
Abendstille
in den Krug.

Silbersichel
mäht die Wipfel
alter Ulmen
mit sanftem Zug.

Rosenquarz
glänzt stumm
auf unbegangnen Wegen.
Spätes Licht tropft
durch die Linde.

Trunken vom Rubin
der Stunde,
löst sich still
das Abendpfauenauge
von der Rinde.

Aus entflammter Wolke
steigt ins All
ein scharlachrotes
Fohlen.

Durch den Ofenrost
des schiefen Weltenzaunes
glühen Kohlen.

Silbern sinkt
die Sichel
auf die Rosendecke
des entschlafnen Weiher's
nieder,
und den Knabenscheitel
streift des Abends
purpurnes Gefieder.

In dem Stundenglase
fließt durch
goldene Minuten
träumerischer Sand.

Samenkorn
gereiften Jahres
rinnt
aus warmem Mohngehäuse
in die Wölbung
seiner Hand.

Halben Himmels
rein geschliffener Granat
färbt der Stirne
heitres Ebenmaß.

Großer Einklang, –
stiller Reigen
um das zauberische Glas.

*

Unser Haus war mehr als bloßer Schutz vor Regen und Frost. Es war nicht gebaut, als solle es nur den Gesetzen der Statik genügen. An ihm wollte der Mensch noch nicht zeigen, bis zu welcher Grenze er das Material bezwingen konnte. Geformt und sicher stand es in unserer Erde.

In ihm hatte meine Mutter meinen jüngeren Geschwistern das Leben geschenkt; ich sah Marie Blut aus der Stube tragen; im Schlafräum der Eltern stand ich am Bett meines sterbenden Vaters; durch die Tür hörte ich die kranke Mutter stöhnen; unsere fröhlichen Laute beim Kinderspiel tönten durch Stube und Flur; manchmal durchzog hilfloses Kinderweinen das Haus. Blutvolles, dichtestes Menschenleben zog als lebendiger Strom in jenen Jahren durch das Haus am Dorfende.

Heute werden Menschen in Kliniken geboren, sterben in Kliniken, und im Zwischendurch fahren sie, von einem anderen Lebensgefühl getrieben, in alle Welt. Das Leben ist eine Karawanserei geworden und die Autobahnraststellen Ausdruck des heutigen Lebensgefühls. Ist die Wohnung der Menschen noch ein Zuhause, noch der eigentliche Ort ihres Menschseins? Ich, ein Nachfahre vieler Bauerngeschlechter, weiß es nicht. Unser Haus war die Mitte meines Lebens und das meiner Eltern und Geschwister. Es barg viel mehr als alles, was ich über es sagen konnte. Und wie es Schale und Frucht gibt, Rad und Nabe, Außen und Innen, so war dieses Geviert von Haus, Hof, Stall und Garten der innerste Ort meiner Heimat.

Im gymnasialen Hauptquartier

Wenn der Tau auf dem Dach der Stallung lag, weckte uns die Mutter, freundliches Licht kam über die Felder und Gärten in die Stuben, und nach dem Morgentrunck aus Bechern, die der Feldmarschall Hindenburg mit seinem gewaltigen Schnurrbart zierte, zogen mein Bruder und ich in die Kartoffeläcker hinaus, trotteten zwischen den Schienen, die von der Kokerei zur Hauptbahnlinie hinstrebten, sprangen vor dem Bahnhof vom Bahnkörper, den wir jahrelang unbestraft begingen, und hasteten die große Holzterappe zum Haltepunkt und Zuge hinunter. Dem Züglein von vier, fünf Oldtimer-Wagen hatte man hinter dem Packwagen noch einen Schülerwagen angekoppelt, unseren verrußten „Kasten“, in dem wir, ein kleines Volk von fünfzehn, achtzehn Jungen und Mädchen, alltäglich zur Kreistadt Beuthen in die Schule fuhren.

Ich drückte mich stets in eine Bankecke und schaute auf meine Gefilde hinaus, die Wiesen und Felder, den Bach und den Teich, die an uns vorüberzogen. Das Land senkte sich zum Iserbach hinab, während wir, auf hohem Bahndamm königlich erhoben, übers Land rollten. Der Fitzek-Teich funkelte in der Morgensonne aus dichtem Schilfkranz herauf, der Eichenhain jenseits des Wassers rauschte vorüber, dann zog der breite Hügel auf seinem Rücken ein großes Maisfeld des Dominiums zur Bobreker Höhe empor, das Züglein fand in einen Gleishohlweg hinein, rollte an der dort steil aufragenden Schule vorbei und hielt am langen Unterbahnsteig, von dem sich eine steile Holzterappe zum Bobreker Bahnhof und den Fernzügen hochschwang, die das Beuthener Land auf ihrer Fahrt nach Breslau und Berlin verließen.

Jetzt lauerte ich auf eine bestimmte Stelle am Bach, der den Zug begleitete, und preßte mein Gesicht an die Scheiben. Der Zug schlägt dort einen großen Bogen um das Kraftwerk Oberschlesien, dessen Leiter, einem kleinen, beweglichen Ingenieur, der mit seiner Familie im Werk wohnte, ich später oft beim Schachspiel gegenüber sitzen sollte. Jetzt bannten mich an einer Stelle des bewachsenen Bachufers eine Gesellschaft von Wasserratten, die zwischen den Wasserpflanzen umherschwammen oder, vom ratternden Zug erschreckt, eiligst in den Bach platschten. Schilf, Buschwerk und Telegraphenstangen zogen viel zu rasch den Vorhang vor die erregende Szene. Der große Güter- und Verschiebehnhof Beuthen! Ich kannte die Schienen, Weichen und Abzweigstellen alle, durch die der Zug seinen Weg nahm, bis er am letzten Bahnsteig hielt. Der alte Bahnhof war

ein pfeifendes, dampfendes und ratterndes Ungeheuer, das unaufhörlich Personen- und Güterzüge verschluckte und ausspie, das sich unruhig und qualmend gebärdete und uns mit dem Wechselspiel von geschäftigen Menschenmassen, Schaffnern, Gepäckträgern und Eisenbahnern fesselte. Als ich das erste Mal auf dem Tarnowitzer Bahnsteig vor einer D-Zuglok stand, überrieselten mich Angst, Verzauberung und Abenteuerlust, und ein jeder von uns Jungen tat so, als wisse er hundert alarmierende Geheimnisse über die Maschine, sagenhaften Geschwindigkeiten und Fernziele.

Auch die Erwachsenen meiner Generationen schauten mehr als heute ebenso wie wir Knaben nach einem vorbeikommenden Zug aus, wenn sie auf Eisenbahnschienen stießen. Nur zum geringeren Teil geschah dies aus einem Sicherheitsbedürfnis; zum anderen wegen jener leichten Beschleunigung des Herzens, welches in der erhebenden Atmosphäre von Reise, Ferne, Freizeit, Ferien und Urlaub eine dampfende und fauchende Lokomotive und einen vorbeiziehenden Zug mit den Blicken begleitet und den Zug mit Wünschen für die Fernfahrt belädt. Das Winken zu den Fenstern, das Wiederwinken der weißen, zum Fenster herausgestreckten Hände, das Verlassen der Alltäglichkeit und ein leises Mitschwingen von Glückserwartung, das alles mischte sich beim Anblick in die Ferne fahrender Züge.

Das Lätewerk beim Schrankenwärter Machnik unweit des Dorfes wird mir mit seinem doppelt sechsmaligen Schlag, der über die Fellder ging, immer im Ohr tönen. Der letzte Schlag klang manchmal nicht auf, wie wir beim Mitzählen sehr wohl bemerkten, – wenn die schwarz-weiße Schranke schon auf der Gabel lag. Heute zähle ich den kleinen Lätereigen im Zurücksinnen gern zuende, wie der Dichter seinen Sohn ermunterte:

Der letzte Ton
Fehlt dem Goldammermännchen zum Liede.
Sing du ihn, Sohn.

Von den langgestreckten Eisenungetümen, vor denen wir auf den Bahnsteigen schwatzend standen, ging eine Kraft aus; sie spuckten Feuer und Qualm, und aus den undichten Stellen puffte Dampf, wenn sie aufbrachen und immer leichter und schneller der Ferne zustrebten, eine Poesie, die meinen romantisch empfinden Sinn bereicherte.

Ich kenne sie noch, die Namen der S 9, P 8 und G 8, welche, wie ich später wußte, der Höhepunkt der deutschen Dampflokomotiven-Bauzeit gewesen; und ich weiß auch, daß es die zwergenhafte T 3 war, welche die Gleiwitzer Kleinbahn tapfer nach Ratibor und mich oft nach Stanitz zu meinem Großvater gezogen hat.

Unseren Morgenzug brachte alltäglich eine T 9 brav und nimmermüde heran, eine Tenderlok, die nur selten krank war und dann von einer

anderen abgelöst wurde, bis sie selbst sich wieder erholt hatte und prustend ihre Arbeit aufnahm. – Als die Preußen die Dampfüberhitzung erfanden und in die Lok einbauten, war der letzte Schritt zur Vollendung der Dampflokomotiven getan. Damals prägte die P 8 als vollendete Maschinengestalt das äußere Bild des Beuthener Bahnhofs, nur noch übertroffen durch die Giganten der S 10, welche Selbstsicherheit im aristokratischen Aussehen mit Kraft und Höchstleistung verbanden.

Jene Zeit ist abgelöst durch die Elektronik und Automatisierung, und das Tor zu einer neuen Lebens- und Formenwelt ist aufgestoßen. Dampflokomotiven sind Oldtimer geworden, aber ich weiß nicht, ob nicht dennoch heut manch Erwachsener einen kleinen festen Platz in seinem Innern besitzt, in dem die Sehnsucht nach Ferne, Abstand vom Treiben und Lärm und nach gesunder Lebensgelassenheit beim Anblick der alten Feuerrosse lebendig ist. Diese Welt der Dampflokomotiven war es, die ich auf meinen täglichen Schulfahrten gekannt und geliebt habe.

Wir Fahrschüler standen mit einem Bein außerhalb der Ordnung, in die wir gesetzt waren, und das oft unwahre, leichthin ausgesprochene Entschuldigungswort von der Zugverspätung bedeutete für uns ein Freibrief für abenteuerliches Umherstreunen, Verspätungen in der Schule und zu Hause, für das Betrachten des Kommens und Gehens der Fahrgäste und Marktfrauen, staunendes Begaffen der durchratternden Gütertransporte und sorgloses Zeitvertrödeln in den Hauseingängen der Bahnhofstraße mit ihren Zeitungs- und Zeitschriftenständen, für die bunte, wechselnde Welt unserer freiwilligen und unfreiwilligen Wartezeiten.

Ich Träumer liebte einen kleinen Bereich auf unserem abseitigen Bahnsteig, dem ruhigen Startplatz des kleinen Morgenrother Zuges, an dessen Enden rostiges Gerät, ausgediente Rohre, Eisenteile und Sandhaufen lagen, umwachsen von Huflattich und Riedgras. Dort warf ich die Büchertasche auf den Boden, setzte mich auf das Rohrgeländer und überließ mich dem pustenden und klappernden Treiben auf dem Schienefeld. Ich kannte das Stellwerk mit den vielen Fenstern, an denen wir täglich greifnah vorbeizogen; das schiefe Drehkreuz aus Eisenrohren, durch das die Eisenbahner mit ihren Ledertaschen den Bahnhof verließen, und mich zog die grasige Zone an, die sich bis an die braunen Schienensteine und blitzenden Gleise heranwagte. Dort blühten spärlich einige Pflanzen, behaupteten sich, schickten sogar eine kleine Vorhut zwischen die Schienen vor und bildeten im eisenstarrenden Bahnhofsbereich die Vorboten des blühenden und wachsenden Landes.

Zu den schönsten Blumen des schienendurchfurchten Beuthener Landes gehörte der Natterkopf, der in seinem satten Blau den tiefen

Himmel auf den Schienenschotter herunterholte. Wir nannten ihn fälschlich Zichorie. Breite Stellen unseres Iserbach-Bahndammes leuchteten dunkelblau auf, und der Mann, der dieser Blüte zu ihren Bezeichnungen Rauhkraut und Schlängenzunge noch den Namen Blaukraut gab, ist zu loben: die ersten Blüten standen wie Kerzen aus leuchtendem Blau zwischen den Schienen und auf dem Hang. Immer wieder bezaubert von dieser blauen Pracht, habe ich sie oft gepflückt und die leicht stechenden Stengelhaare nicht gescheut. Jahre später hatte ich einmal mit pochendem Herzen und einem großen Blaukerzen-Blütenbusch, dessen Bündel meine Hand kaum umspannen konnte, an der Sperre des Beuthener Bahnhofs gestanden und auf ein geliebtes Mädchen gewartet, das mich diese Pracht durch die belebte Bahnhofstraße tragen ließ, wie eine Königin ihr Hoheitszeichen vor sich her tragen läßt, ohne den ergebenen Diener jemals recht zu bemerken, was mein liebend Herz erst viel später schmerzhaft wahrnahm. —

Traten wir aus der Bahnhofshalle ins Licht der regen Industriestadt, dann empfing uns die schmale und elegante Bahnhofstraße. Glückliche Augenblicke, wenn wir in der Mittagssonne an einem Hausflur-Zeitungsstand hielten und für einen „Behm“ eines jener Indianerhefte erstehen oder ein gelesenes gegen ein ungelesenes mit einem Freund tauschen konnten oder wenn wir im Wartesaal zweiter Klasse, in dem man uns Unruhegeistern gnädig eine winklige Bank als unüberschreitbares Reservatgebiet eingeräumt hatte, uns in neue „Wildtöterabenteurer“ vertiefen und „Frank Allan, den Rächer der Enterbten“, auf einem seiner atemberaubenden Unternehmungen begleiten konnten!

Unsere Jugend wurde damals noch nicht verfrüht in jene verdorbene Sphäre des Geschlechtlichen hineingezogen, die heut alle Zeitungsstände mit Massen schamloser Bilder und Schriften verpestet, und ich wünschte, die heutigen Jungen desselben Alters hätten eine ebensolch helle Freude an ihrem Lesestoff wie wir damals am unseren, den wir aus den Schatzhöhlen der Hauseingänge ans Licht holten.

An jener Ecke der Bahnhofstraße, die unseren Weg zur Gymnasialstraße umbog, warfen wir keinen Blick hinüber auf den Seiteneingang der landbekanntesten Weinstuben Przyskowski, sondern zogen stracks auf das vielgestrige Gebäude 108, dessen neugotische Formen genügend Würde aufbrachten und seine geistige Enthobenheit aus dem brandenden Leben der Stadt glaubhaft machten.

Fünf Sommer und Winter schritt ich am stets verschlossenen Hauptportal vorbei, bog um das etwas trostlose Gärtchen des Hausmeisters Kachel und den kastanienbewachsenen Teil des Schulhofes herum, bis uns alle der Hofeingang des Gymnasiums einließ. Alle seine Insassen, die Herren Lehrer, welche durch eine versthohlene Sondertür

neben der Turnhalle den Hof betraten, und wir Schüler, alle zogen durch die Hintertür ins Haus, das sich Lehranstalt nannte, in dem die alten Sprachen gelehrt und gepaukt, gestammelt und wohl auch verstanden wurden, und in dem der Feldmarschall von Hindenburg sich während des Ersten Weltkrieges für einige Zeit mit seinem Stabe eingerichtet hatte.

Jene Zeit, in der ich Schüler des Gymnasiums war, ist mir in vielen klaren, teilweise schmerzhaft scharfen Bildern und Einzelheiten gegenwärtig geblieben. Sie hat mehr von der Seite menschlicher Begegnungen als von jener der Bildung Gewicht behalten. Ich war ein scheuer Knabe, der seine Streifzüge allein oder mit wenigen Dorf- freunden durch die Iserbachwiesen, die Fasanerie oder die Felder bei Morgenroth unternahm. Die Stadt ist mir lange fremd und un- persönlich geblieben, ihre Menschen schienen eine andere Sprache zu sprechen, sich weder zu kennen, noch zu beachten, es war ein Gemein- wesen, in das ich mich nur zögernd fand. Überdenke ich, daß ich als einer, der sich nur sehr langsam entwickelte, zu früh – vielleicht zwei Jahre zu früh – eingeschult wurde, dann verstehe ich erst heute manch inneren Konflikt: ich wurde überfordert. Trotz mancher unterschwel- liger Quälereien, die meine Sensibilität auslöste und mich noch tiefer in mich selbst hineinstieß, trotz mancher seelenloser Maßnahme der damaligen Lernschule und auch trotz mancher harter Ungerechtigkeit, die ich Empfindsamer von einigen Lehrern erfuhr und die man lange und genau im Gedächtnis behält, – so übergab der Lehrer Porada, welcher Griechisch dozierte, anstatt mir aufzuhelfen, mich bedenklich nach innen gerichteten Knaben mit manchem Kübel beißenden Spotts, der mich in eine kindliche Verzweiflung stieß, – trotz mancher dieser bedrängenden Schwierigkeiten, von denen weder Lehrer noch Eltern etwas zu bemerken schienen, habe ich die Kostlichkeiten vieler Er- lebnisse in meinem Gedächtnis aufbewahrt und zu einem Ganzen verwoben, in dem Freude und Leid wohl ihren gerechten Platz finden. Am Ende des kastanienschattigen Hofes stand ein kleiner Mehlbeer- baum. Er war der Mittelpunkt unserer Spiele in den Pausen. Im Herbst versuchten wir seine roten Früchte, benutzten sie aber, da sie innen spelzig waren, als Wurfgeschöß, das wir den anderen an den Kopf knallten. Auf dem Hof zwischen der Schule und einer hohen, fensterlosen Hausrückwand halte unser Geschrei beim Fuß- oder Schlagballspiel kräftig wider. In den langen, stets halbdunklen Kor- ridoren schimpfte der dürre, langbeinige und griesgrämige Kachel, der Schulpedell, also Hausmeister seines Zeichens, in dessen Privatwoh- nung wir während der großen Pause ein Glas Milch hastig hinunter- stürzten. Durch Klassen und Flure läuft der kleine, quicklebendige Direktor Czaja, der Weißhaarige, wie ein flinkes Wiesel, ordnung- schaffend, befehlend und schimpfend. Da geht auch die lange Reihe

der bürgerlich vornehmen Lehrer ins Lehrerzimmer, die ebenso geliebt und gefürchtet waren, weitherzig und engstirnig ihre Arbeit verrichteten wie andere Menschen auch. Sie taten ihre Pflicht, wie es preußischen Beamten zukam, und hatten es bei diesem Geschäft sehr leicht, da obrigkeitliche Autorität Leben und Treiben in der Schule eindeutig bestimmte und ihnen mit ihrem Schutz mächtig half, Achtung und Respekt zu genießen.

Mich fesselten die Musik-, Zeichen- und Turnstunden. Der alte Turnlehrer Mahner, längst wieder Erde geworden, fand mein Barrenturnen und die Wendigkeit im Spiel gut. In der uralten, kahlen Turnhalle, in deren Mitte wir manchmal im Rundlauf durch die Luft kreisten, ließ er einmal aus dem Schwingen am Hochreck möglichst weit nach vorn abspringen. Der erste stürzte, raffte sich wieder auf und taumelte ins Glied, der zweite blieb mit gebrochenem Arm liegen, der dritte brauchte nicht mehr zu schwingen.

Wenn ich an den Musiklehrer Buchal denke, der uns im zweiten Schuljahr unterrichtete, dann möchte ich mich noch heute in den Arm zwicken, um mir nachträglich jenen Mut zu geben, den ich damals nicht aufbrachte, als er uns eine Seite aus dem Musikbuch vorlegte und fragte, wer die Melodie wohl vom Blatt singen könne. Zwar kannte ich damals den Jägerchor aus dem „Freischütz“ noch nicht, wußte aber aus dem Überfliegen der Noten, daß ich die Melodie singen konnte. Das Notenbuch wanderte über die Bänke, ich aber meldete mich nicht; als aber ein anderer sich zum Singen anschickte, nicht recht weit kam, mit Nachhilfe über viele Hürden gehoben und am Ende sogar noch gelobt wurde, saß ich mit glühendem Herzen da, in dem sich Ärger und Trauer mischten. Wir Quintaner haben unseren Musiklehrer Hermann Buchal, den in ganz Schlesien bekannten Komponisten, Musikpädagogen und zeitweiligen Leiter des Beuthener Musikkonservatoriums, in blauer Uniform und mit geschultertem Gewehr an der Beuthener Hauptbahnhofssperre Wache stehen sehen. Stauend umringten wir unseren Lehrer, den stattlichen Soldaten, der Symphonien, Messen, Kantaten, Lieder und Quartette schrieb. Er ging aufrecht wie der tapfere Zinnsoldat in Andersons Märchen neben der Sperre auf und ab, seinen Blick in die Ferne gerichtet, als gehorche sein Leib, den man in einen Soldatenrock gesteckt, einem fremden Gesetz, während er selbst erhobenen Hauptes in einem anderen Bereich weilte und das Knabenvolk zu seinen Füßen nicht wahrnahm. Später fand ich am Ende seiner Partituren den Vermerk, zu dem sich viele große Meister bekannt haben: OMNIA AD MAGNAM DEI GLORIAM. Sein Lebensweg führte ihn aus Oberschlesien nach Breslau, wo ich ihn während des zweiten großen Krieges an den großen Festtagen den kleinen, trefflichen Kirchenchor von St. Petrus Canisius dirigieren sah. Ein herber, alter Satz des Liedes „Es ist ein Ros ent-

sprungen“ beeindruckte mich aufs tiefste. Von dort rief ihn die Friedrich-Schiller-Universität nach Jena, wo er mit 75 Jahren seine siebente Symphonie vollendete, aufführte und im selben Jahr starb. In seiner Biographie finde ich die Schlußbemerkung: „Gottglauben, Lebensadel und tiefes Schöpfertum hatten sein Leben bestimmt.“ –

Mein liebster Ort im großen Gebäude war der Zeichensaal, der sich, fast über den Dächern der Stadt, licht öffnete, und in ihm die anziehendste Stelle ein großer Schrank mit rätselhaften Tiefen. Auch wenn seine Türen sperrangelweit offen standen, behielten die vollgestellten Fächer ihr Geheimnis. Eigenartiges, prächtiges Gerät stand da, und farbige Gläser und Gefäße führten dort ihr funkelndes Dasein. Seltsame Formen blitzten violett, rot und sonnengelb auf, die Farben mischten sich mit dem einfallenden Licht und denen des Nachbargefäßes und bildeten eine hintergründige Welt, die voller Rätsel war. Mich drängte es sogar in der Pause mit einem Vorwand durch die Ordnerkette, und es geschah, daß ich an den gewaltigen Direktor selbst geriet und mich als Saalordner ausgab, wenn er mich fragend andonnerte. Dann stand ich im leeren Saal vor dem Schrank und genoß das erregende Schauspiel. Sein Inhalt diente damals der sehr nüchternen Abmal- und Zeichenmethodik, war aber meinem schweifenden, phantasiereichen Sinn eine unaufhörliche Quelle, aus der Un erklärliches strömte.

Einmal hatte sich unser Zeichenlehrer Franz Hoffmann, der aus dem Neisser Lande stammte, auf dem Katheder ein Stilleben aus irdenen Töpfen, Schalen und farbigen Gläsern aufgebaut. Ich war in den leeren Saal geschlichen, während der Hof vom lauten Treiben der Pause widerhallte. Als ich seine Bleistiftzeichnung so wundervoll begonnen vor mir liegen sah, griff ich langsam zum Stift und zeichnete zart, behutsam und sicher den Schatten und die Formen der halb fertig wiedergegebenen Gefäße weiter und hatte die Freude, daß er später meinen Anteil nicht bemerkt hat: ich hatte es gekonnt wie er!

Die angenehmsten Zeichenstunden verbrachten wir draußen vor der Stadt, wo wir nach der damaligen Gepflogenheit der Kunsterziehung im Freien zeichneten. Der Weg führte uns rasch durch die Bahnunterführung zum Margaretenhügel hinaus, der unmittelbar vor den Toren der Stadt grünte. Das Kapellchen wurde uns als Motiv vorgestellt, es schien die Sonne durch die Bäume, der Blick ging über die Stadt, die sich vor uns ausbreitete, die Marien- und Trinitatiskirche streckten ihre Türme in die Sommerluft, – es waren für meine junge Seele Tage voll hellen Lichts. Ich glaube mich auch an vollgestopfte Kästen und alte Pamente zu erinnern, als wir unerlaubt in die Kapelle hineingefunden hatten und dort herumstöberten. Genauer aber blieb mir eine Darstellungsschwierigkeit im Gedächtnis, die jedem zeichnenden Anfänger widerfährt, vor die ich mich plötzlich und staunend gestellt

sah. Wo seid ihr hin, ihr alten, von Knabenhand gezeichneten Blätter! In diesen Tagen entnehme ich einer Notiz, daß die alten Häuser neben dem altersgrauen Friedhof am Margarethenhügel abgebrochen wurden. Mit ihnen sinkt eine uralte Siedlungsstätte der Stadt dahin, welche wohl die früheste christliche Ansiedlung Beuthens gewesen ist und weit in die Vorzeit zurückreicht, in der sie eine heidnische Opferstätte gewesen.

Nach meinem verfrühten Abgang aus der Schule sah ich meinen Zeichenlehrer nicht wieder, bis ich ihn nach dem zweiten großen Kriege in einem Tal Südbayerns traf, als er im Begriff war, sich ein altes Bauernhaus für seine Zwecke umzubauen. Wieder verging die Zeit. Dann erfuhr ich, daß er nach einem bewundernswerten Umbau seines Alterssitzes, an dem er selbst kräftig Hand angelegt hatte, plötzlich gestorben sei. Ich fuhr nach Oberbayern und ordnete, von seiner Frau gebeten, seinen künstlerischen Nachlaß. Jetzt lernte ich einen feinsinnigen, lyrisch gestimmten Künstler kennen, der sich in seinen späten Arbeiten zu großer, gebauter Bildarchitektur hindurchgefunden hatte, die visionär durchleuchtet waren. In seinem Atelier, einem stillen, hohen Arbeitsraum, der auf eine Berglehne hinausgeht, habe ich noch selbst manch Bild malen dürfen. Nach seinem zweiundsiebzigjährigen Leben begrub man ihn im Schatten der Dorfkirche von Sachrang. -

Da war auch der Theologe Dr. Paul Reinelt, von allen „Paulek“ genannt, ein überragender, wie gestrenger und selbständiger Kopf, der uns Jungen auf die rechte Weise anzufassen verstand. Noch heut kann ich die großen und kleinen Propheten am Schnürchen rasch aufreihen. Seine Geschichten aus dem Glatzer Bergland und seine anderen Dichtungen sind heut verschollen. Die Schüler brachten ihm Hochachtung und Liebe entgegen. Auch ich. -

Da war auch unser späterer Musiklehrer Sauer, unter dessen Leitung wir „die Himmel des Ewigen“ nach den Noten Beethovens auf fragwürdige Weise rühmten, den Frühling auf Schumannsche Art tausendmal begrüßten und trotz des häufigen Übens nie in Erfahrung brachten, wer denn den „schönen Wald so hoch da droben aufgebaut“ hatte. Der Lehrer kam mir bald aus den Augen. Nur einmal habe ich später von ihm etwas gehört. Es war Dunkles und Tragisches. -

Beim Fußballspiel gab ich einen geschickten Torwärter ab, der grimmig und entschlossen jedem Ball nachsprang. So luden mich einmal einige Stadtjungen zu einem Fußballspiel auf dem Moltkeplatz ein. Zum zweiten Mal an jenem Tag in die Stadt gekommen, gab ich auf dem Platz mein Bestes, konnte aber nicht verhindern, daß der Ball einige Male ins Tor schoß. Mit Geschrei und Hohn über meine schlechten Leistungen wurde ich davongejagt. Diese Ungerechtigkeit drückte mich tief nieder, und ich zog müde, zerschlagen, erobost und zerknirscht

zum Zuge, wendete der perfiden Stadt den Rücken und fuhr im Abteil mutterseelenallein heim.

Nach vielen Jahrzehnten kam ein altes Bild des Lehrerkollegiums in meine Hand. Alle waren auf ihm jung geblieben, aber die Zeit hat sie wohl schon alle ins Grab genommen. Ich sehe vorn den Physiker Neumann wachen Auges sitzen, der Musiker Sauer schaut aus der Gemeinsamkeit versonnen zur Seite, Dr. Reinelt, der „Paulek“, sieht mich nachdenklich und ernst an, Porada, der Grieche, lehnt mit verschränkten Armen an der Tür, – Gott habe auch ihn, meinen Widersacher, selig! – Dr. Ansorge, der frisch dozierende Altphilologe fragt neugierig aus dem Bild heraus, und Dr. Kronenberg, der elegante Franzose, steht bescheiden zuhinterst. Mein Zeichenlehrer Hoffmann, vom Tisch abgerückt, träumt Visionen nach, zu zart für den Schulalltag, und ganz vorn sieht Dr. Fuchs, Germanist und kampflustigster Über-Teutscher, unschuldig drei. Daneben und dazwischen starren unbekannte Figuren aus dem Bild, welche Lehrerzimmer und Klassen des Gymnasiums bevölkerten, und mitteninne, wie konnte ich dich, verehrter Direktor May, der du mir in deiner Forschheit in Erinnerung geblieben, vergessen! Freilich, dich hatte ich im Unterricht niemals erlebt, weil ich mich in jener Zeit erst durch das Unterholz der Beuthener wissenschaftlichen Wälder schlug. Euch allen, verehrte Herren, winke ich einen aufrichtigen Dankesgruß unter den Rasen nach! –

Damit nimmt die kleine Lok mich wieder ins Schlepp und bringt mich ins Dorf zurück. Der Iserbach war noch nicht die Grenze zwischen Deutschland und Polen, aber die Heimfahrten durch die grüne Hügellandschaft, die mich, den Sohn dieser Erde, mit ihr auf innigste verband, waren so sehr Bestand meines Lebens geworden, daß ich noch lange später, als man unseren Bach zur völkertrennenden Grenze erklärt hatte und wir längst aus dem Dorf gezogen waren, in Albträumen immer wieder versuchte, abends mit dem letzten Zug heimzufahren. Hoch auf dem Bahndamm über dem Bach aber wurde der Zug stets durch etwas Dunkles, Gefährliches aufgehalten. Niemals kam ich heim. Oder ich lief atemlos durch die Nacht hinter unserem letzten Wagen her, dessen rote Schlußlichter vor mir in die Nacht fuhren, aber über dem Grenzbach prallte ich gegen eine unsichtbare Mauer, und die Schlußlichter verschwanden schmerzhaft und unerreichbar im Dunkeln. Manchmal versuchte ich auch, gebückt auf den Schienen und in der Schwärze der Nacht heimwärtszuschleichen, nach Hause, das längst nicht mehr ein Zuhause war, – dann knallten um mich Schüsse, und ich erwachte. Sehr spät erst haben sich diese Angstträume verloren, in denen ich versuchte, über die magisch versperrte Grenze zu Vater und Mutter heimzukehren, obschon das Haus längst elternleer war. – Die freudigste Heimkehr aber war jener sommerliche Fußmarsch, den wir alljährlich zu Beginn der großen Ferien voll Freiheitsgefühl un-

ternahmen. Das Zeugnis im leichten Gepäck, verließen wir Schule und Stadt, zogen durch die vielgleisige Unterführung des Beuthener Bahnhofs auf die alte Chaussee hinaus, die nach Schomberg führt. An der Hohenzollern-Grube begleiteten uns Kohlenwagen und Gefährte, rechts und links schoben sich die Schomberger Felder heran und Straßenbahnen zogen singend an uns vorbei. Das Dorf Schomberg scherte uns wenig. Wir eilten zur Schomberger Mühle hinab, von welcher blutige Geschichten umgingen, die längst vergangen waren, in der sich später polnische Zöllner einrichteten, – sie ist wohl heute längst verschwunden.

Wenn wir am Ende der Wanderung indianisch geschickt genug waren und der Wächter in der Portierbude des Gotthardschachtes mit offenen Augen sein Schläfchen machte, flitzten wir durch den Engpaß und die polternde, dampfende, ewig unruhige Grube, – das Wasser lief in den Kühltürmen rauschend herab, die Räder der Schächte drehten sich lautlos und flink über unseren Köpfen, – das unermüdliche, flirrende Begleitenspiel über unserer Jugend, – Wagen fuhren rasselnd hin und her, das ganze Werk und Dorf war eingehüllt in das leise Geräusch der Arbeit, – wir aber liefen rasch an den Kohlenwagen vorbei, die berstend voll geladen in die Welt hinaus fahren wollten, und waren bald im Dorf. Wir legten dem Vater die Zeugnisse auf den Tisch und fühlten uns endlich frei für eine lange Sommerzeit und die Freuden am Ziegeleiteich und Iserbach, auf den Wiesen und den Feldrainen unserer Heimat.

In der Koksa

Die Großen der Welt und ihre Helfer, mit Maschinengewehren und Bajonetten bewaffnet, – wir Knaben haben sie gesehen –, hatten den Iserbach zum Grenzfluß erklärt und das Dorf von unserem Lande abgerissen. Viele Familien verließen ihre alte Heimat, andere sagten den neuen Behörden, sie seien Deutsche, setzten ihre Namen unter die bekennende Urkunde und blieben. Mein Vater starb in diesen Wirren. Meine Mutter unterschrieb für sich und uns vier Kinder das Bekenntnis zur Heimat, d. h. zum Deutschtum. Die Neuen gaben der fünfköpfigen Familie für sechsenddreißig Jahre Arbeit ihres Ernährers weder Witwen- noch Waisengeld. Der Hunger schaute zu unserer Tür herein. Da verließ ich die höhere Schule in Beuthen und wurde Lehrling und Praktikant in der Kokerei Gotthardschacht, in unserer Koksa. (Damals gab es viele Anstalten, Lehranstalten, Bedürfnisanstalten und Koksanstalten. Wir im Dorf aber nannten unsere Kokerei schlicht Koksa.)

Meine Aufnahme bedeutete etwas Geld für unsere Familie. Einem Schlosser, der daheim Aquarelle malte, als fünfzehnjähriger Gehilfe, Laufbursche und Anfänger beigegeben, trat ich allmorgendlich, wenn die Dampftrute um sechs Uhr zum Schichtbeginn übers Dorf tönte, in der Schmiede und Reparaturwerkstatt der Kokerei zur Arbeit an. Meine hellrote Schülermütze hatte ausgedient, nahm auf meinem Kopf bald die Farbe der Umgebung an, wurde dunkelrot, braungrau und schließlich schwarz. Zusammen mit anderen Arbeitsgenossen gebückt unter einer schweren Eisenbahnschwelle keuchend, wurde ich gefragt: „Nicht wahr, Norbert, das is schwerer als Mattmatik?“ Das war es; dies und anderes drückte von nun an spürbarer.

So kam ich in die Arbeitswelt derer, die meine Volksschulkameraden gewesen: ich lernte bewundernd treffliche Gestalten kennen und lieben; ich brachte Geld nach Hause, so wenig es sein mochte; ich durfte Deputatkohlen heimfahren und billige Kartoffeln einkellern lassen. Das war Hilfe, die wir dem Ingenieur und Werkleiter, dem späteren Direktor Schwarz verdankten, jenem Mann, der mit uns zu Vaters Lebzeiten dasselbe Stockwerk bewohnt hatte und mit manch trefflicher Eigenschaft ein redlicher Mensch war.

Ein großes Rechteck, das von zwei Schmiedeessen, Ambossen, einer langen, von tausend Eisenteilen bedeckten Feilbank, zwei Bohrmaschinen, zwei Drehbänken, einer Blechschere und Stanzmaschine, Spinden sowie einem abgetrennten Aufseherraum gefüllt war, nahm das Dutzend Menschen täglich auf, zu dem nun auch ich gehörte. Der

alte Schliwa stand an der Feilbank und widmete sich still kleineren Arbeiten, machte rostige Schrauben gangbar, drehte Rohrgewinde mit der Kluppe und Ölkanne und entrostete oxydierte Maschinenteile, während die Transmission sich in ruhigem Motortakte drehte und die Treibriemen dazu klatschten. Der zweite Lehrling, Erich Böhm, ein aufgeschossener, sommersprossiger Junge, über dessen Gesicht stets ein Grinsen zuckte, führte immer großsprecherische Reden im Munde, bis ihm ein Holzklotz in den Rücken oder ein Eisen teil auf die Zehen flog; der schlanke Dreher mit dem griesgrämigen Gesicht, der, – wenn er in der Frühe unausgeschlafen hereingeisterte, – sich in sein mollig mit Putzwolle ausgepolstertes Spind von innen zum Schlaf einschloß, bis er vom Aufseher Drewniok herausgepoltert wurde; der uralte weißköpfige Schmied Niebergall, der behend seine Bandeisen um die Rampenbohlen schlug; der strahlend junge Schmied Bienek, welcher sein Handwerk lächelnd, stark wie ein Bär und souverän meisterte, – das waren Menschen, deren ich heut noch gern gedenke. Ein Kommen und Gehen belebte den unruhigen Vormittag, die vier, fünf Schlosser wurden mit Reparaturaufgaben ins Werk geschickt, allein oder zu zweien, kehrten mit ausgebauten Maschinenteilen zurück, setzten sie auf der schraubstockbewehrten Feilbank wieder instand, das Feuer der Essen glühte, die Zuschläger ließen ihre leichten und schweren Zuschlaghämmer aufs glühende Eisen sausen, daß der Amboß auftönte, das Zischen der fertig geschmiedeten, ins Wasser gehaltenen rotheißen Eisenteile erfüllte den Raum, und weißer Dampf wallte auf.

Ich zog mit dem Schlosser Paul Stroncsek, dessen Gedanken oft zu seiner Malerei davonliefen, der aber sauberste, feinmechanische Arbeit leistete, ins Werk, trug das schwere Werkzeug mit, lief ins Dorf um Zigaretten, einen Hering oder eine saure Gurke und wurde von ihm geduldig angeleitet und behutsam in seinen Aufgabenkreis hineingenommen. Wir zogen zur Benzolfabrik hinaus, die unserem alten Haus gegenüberlag; als wir in dem großen, fliesenbelegten, blitzsauberen Raum uns an einem großen Behälter zu schaffen machten, erhielt ich plötzlich einen Schlag ins Genick, – ich hatte, ich weiß nicht aus welchem Grunde nahe am Benzolbehälter eine Streichholzschachtel aus der Tasche ziehen wollen, – so daß ich auf die Fliesen flog und in meinen Ohren seine Flüche dröhnten und ich später in Träumen noch lange vom Entsetzen gequält wurde, eine Explosion in der Benzolfabrik ausgelöst zu haben. Wir kletterten die Ausstoßmaschine hinauf, welche die gemahlenen, feuchten Kohlenstaubkuchen in die Chamotteöfen hinein- und glühende Kokswände aus den Kammern auf die andere Rampenseite hinausstieß. Dort wechselten wir einige große Schrauben aus. Wir legten in den dunklen, unerträglich heißen Gängen unter der Rampe Dampfrohe, verklei-

deten andere im Freien winterfest, dichteten in der Ammoniakfabrik gewaltige Dampfschieber ab, und am Ende eines Jahres habe ich nicht nur Schrauben gangbar machen, Rohrstücke absägen, Gewinde schneiden und Kniestücke warm biegen können, ich nahm meinem Lehrmeister schon manch Stück Arbeit und manchen Weg ab. Ich lernte das Werk kennen, das zweihundertfünfzig Menschen Brot gab: von den einfahrenden Kohlenwagen am Eingang des Werkes, der großen Kohlenmühle, über die lange Reihe der zweihundert Koksöfen, über die Anlagen der Nebenprodukte Ammoniak, Benzol, Xylol Toluol bis zur Hartpechgewinnung am letzten Ende der Kokerei, an dem die beladenen Wagen das Werk verließen. Das Kesselhaus neben der Schmiede dampfte Tag und Nacht aus einem Sicherheitsventil und -auspuffrohr, dessen monotones Lied früher in unsere Fenster gedrungen und in den Schlaf begleitet hatte, – und wir, der rothaarige Erich Böhm und ich, wir saßen auf einem Schrotthaufen dicht in der Nähe im Schatten des Kühlturms und frühstückten zusammen, während die Wasser im Turm tropften und rauschten und eine frische Kühle verbreiteten. Niemals mehr im Leben haben mir die Butterbrote, die mir meine Mutter mitgegeben, besser geschmeckt als damals. Ohne Rücksicht auf Staub, Öl und Asche lagerten wir auf der Erde in unserer Arbeitskleidung, die für jede Umgebung eine Tarnfarbe besaß, genossen wie auf einem abseitigen Herrensitz die Aussicht auf das Kesselhaus und die Schmiede und die herrliche halbe Stunde, bis über unseren Köpfen die tief tönende Dampfpeife uns wieder an die Arbeit rief.

Eine Gestalt ist mir damals besonders liebenswert erschienen: der junge Schmied Bienek. Er war es, der in den großen Raum, in die Mühsal des Tages und auf die abgehärmten Gesichter Helligkeit und Freude zauberte. Übersäumend, voller Lebenskraft, begabt mit einem goldenen Herzen und einem aufrichtenden Humor, verwandelte er im unerbittlichen Ablauf der Arbeitsstunden Mühe und Last in Gelöstheit und in ein Lächeln. Seine bezwingende Herzensfröhlichkeit dämpfte manchen Hader in der Schmiede, und ihm war gnadenhaft gegeben, in die Maschinenwelt Sonne und Menschlichkeit zu bringen. Es gab keinen, der ihn nicht hochachtete und liebte. Eines Tages blieb der Platz neben seinem Amboß leer. Der junge Schmied hatte sich an seiner schweren Arbeit übernommen und war plötzlich gestorben.

Mit großer Achtung, ja Bewunderung, in die sich ein Gefühl von Mitleid mischt, denke ich auch an die Arbeiterinnen, Haschiorkas genannt, die in ihren tief unters Knie reichenden, schweren Röcken, einer lang herabfallenden, dunklen Bluse, in Kopftuch und Holzpantoffeln auf der eisenbelegten Rampe schwere Arbeit verrichteten. Sie standen und warteten, bis eine der hohen Eisentüren der Koks-

öfen hochgewunden und die glühende Kokswand auf die Rampe geschoben wurde. Industriemaler der damaligen Zeit wußten, daß es dramatische Augenblicke waren, in denen Arbeiter mit Wasserstrahlen aus dicken Rohren den Koks löschten, hohe Dampfwolken zischend gen Himmel fuhren und ein lebhaftes Bild großindustrieller Menschenarbeit abgaben. Hatten die Arbeiter die orangefarbene, glühende Kokswand mit langen Greifern nieder- und auseinandergerissen und zu silbergrauem Koks gelöscht, dann schoben die Mädchen ihre Eisenkarren heran und füllten sie mit frischem Koks. Ich Fünfzehnjähriger war nicht imstande, eine gefüllte Karre vor mir her zu stoßen. Selbst eine leere erschien mir damals schon schwer und übergroß. Die Mädchen fuhren die hoch gefüllten Karren auf Holzbohlen, die man von der Rampe über Eisenbahnwaggons geworfen hatte, bis über die leeren Wagenböuche, und der Koks polterte dröhnend in die Güterwagen. Denke ich an den Körperbau eines achtzehn-, neunzehnjährigen Mädchens, an dessen Arme und Gelenke, dann will mir scheinen, daß diese Arbeit sehr hart und zermürend war. Und selbst heute kann ich mir diese verummten, schweigsam arbeitenden Gestalten nur schwer als Mädchen von Fleisch und Blut vorstellen, die tagein, tagaus schwerste Arbeit durchstanden. Niemand hat je ihre Lebenstapferkeit besungen, und viele Gedanken treten ins Gemüt, wenn ich betrachte, was alles in der menschlichen Gesellschaft möglich war und ist, und was der Mensch in erbarmungsloser Härte und in bewundernswerter Haltung alles vermag.

Ich weiß nicht, aus welchem Anlaß ich nach anderthalb Jahren aus der Schmiede ins Expeditionsbüro übersiedelte, in jene Arbeitsstelle, in welcher für den Reisepaß der Versandgüter und die Transportbegleitpapiere eines jeden Wagens gesorgt wird. Büroräume haben einen eignen Geruch und erzeugen ein besonderes Klima. Hier redete, dachte und verhielt man sich anders, hier brannten die harten Realitäten körperlicher Arbeit nicht unmittelbar auf die Nägel, und wollten die anfallenden Aufgaben auch ordentlich und pünktlich getan sein, so blieb der mitleidlose Ablauf technisch-mechanischer Prozesse, der Geruch von Gasen, das Dröhnen der Hämmer und Maschinen draußen vor den Türen, und so nahm mich die freundliche Gemeinschaft eines sich ertragenden, helfenden, scherzenden und unverdrossen arbeitenden Völkchens zu sich auf.

Sommer und Winter saß ich über den schrägen Tisch gebeugt und füllte Frachtbriefe aus. Neben mir arbeitete der mir vorgesetzte Sekretär Roman Pollock und weihte mich in die Eisenbahnrouen, Umladebahnhöfe, Zolldeklarationen, in die Wiegevermerke, Wertangaben und Eisenbahnvorschriften der Reichsbahn und später der PKP, der polnischen Eisenbahn, ein. Hinter mir malte an einem

zweiten Pult Karl W., ein geschniegelter und stets gebügelter junger Mann, dieselben Formulare kalligraphisch aus. Er schrieb langsam und klar, ich sehr rasch und unleserlich wie ein Arzt. Im Nebenzimmer lastete ein Geldschrank wie ein Turm auf den tagtäglich gefegten, aber ewig staubig riechenden Holzdielen und wurde von unserem Chef, der die Werklöhne auszahlte, krankhaft aufmerksam behütet.

Schließe den Schrank, ordentlicher Mann, bevor du den Raum verläßt, drücke nach, beuge dich hinunter und vergewissere dich, ob er auch unten geschlossen hat, lieber Freund, mache zwei Schritte von ihm fort, kehre zum Schrank zurück, untersuche ein zweites Mal gewissenhaft, stoße mit dem Knie an und ziehe kräftig am Griff, verlasse endlich den Raum, um sofort wieder umzukehren und deinen vermeintlichen Fehler wieder gutzumachen, denn es könnte sich doch noch ein winziger Spalt nicht geschlossen haben, ziehe den komplizierten Schlüssel noch einmal aus der Tasche, drehe die Schloßbuchstaben nochmals durch und untersuche den Griff auf seine Reißfestigkeit! Dann erst kannst du den kleinen Raum verlassen. Bist du aber aus dem Gebäude getreten, wende eiligst, springe die vier Treppenstufen hinauf und untersuche zum letztsten Male, ob er wirklich verschlossen ist! In diesem Verfahren hast du, guter Mann, dein Leben lang treu gedient, und wie ich die Welt kenne, wirst du für die Treue, mit der du der privaten Großgesellschaft deine Jahre und Kraft hingabst, mit der du Woche für Woche auf Heller und Pfennig die Lohntüten Mann für Mann ausgehändigt, – ich sehe noch die zitternd ängstliche Hand jeden einzelnen Schein knitternd und zwischen Daumen und Zeigefinger erschreckend lange reiben –, für diese Dienste wirst du außer den paar eigenen Pfennigen kaum ausgesprochenes Wohlwollen geerntet haben. Du stehst in meinem Gedächtnis als ein selbstloser, grundguter, ein wenig zu anspruchsloser Mensch, dem ich nach seinem Heimgang eine Existenz wünsche, die nicht von tausend Ängsten um Geld und einem schlecht schließenden Geldschrank beunruhigt ist! –

Über den kleinen Flur trat man ins Labor, dessen Tische mit Reagenzgläsern, Flaschen, Bunsenbrennern und Standgefäßen bedeckt waren. Hier rechnete, überprüfte, analysierte Podescha, der Laborant, welcher aus dem Mutterleib mit einem angewachsenen Notizbuch in diese Welt gekommen war und bereits als Säugling alles im zerfaserten Buch notiert haben muß, was er bemerkte, und welches er in seine Mannesjahre hineingerettet hatte. Ihm zur Seite leuchtete ein sonnenheller, freundlicher Fleck in der grauen Flaschenumgebung, ein blitzfrisches Kleid, ein weißer Kittel und ein rotes Gesicht, das Fräulein Hedel Klinke gehörte, die sich aus einer freundlicheren Lebenslandschaft in das Kokereilabor verirrt hatte. Ein zweiter La-

borant erschien später, ein vierschrotiger, robuster Mann mit zarten Fingern, die sich in großer Musikalität und meisterhaft auf dem Griffbrett der Violine zu bewegen wußten, ein junger Mann, der bei seinem Eintritt beide Augen auf den Sonnenfleck, genannt „Kleinchen“, warf und damit eine lange währende, lebenszerstörende Tragödie einleitete.

Im Labor roch es noch saurer als beim Geldschrank, der sich den Duftstoff aus den Säurevorräten des Labors geholt zu haben schien. Die Scheiben schienen trotz täglicher, lappenschwingender und eimertragender Frauen dennoch auf ein Putzen zu warten, aber sie mußten, da sie sich nun einmal in die Gefilde der Kokerei verirrt hatten, den Tribut zahlen, welchen alle Dinge dort entrichteten: ihr freundliches Aussehen wich einem Grau, der alles beherrschenden, unabdingbaren Universalfarbe des Betriebes, der angeborenen Tönung von Kohle und Koks.

Im Labor war es immer merkwürdig still. Betrat ich den Raum, dann standen die Geräte und Flaschen ruhig da, als schliefen sie, man hörte und sah keinen Menschen zwischen den stummen Dingen, bis sich aus einer Ecke ein lichter Schein löste und „Kleinchen“ einige melodischen Sätze in den Raum warf.

Zwei sehr enge Treppen quälten sich in den oberen Stock zum mäßig langen Flur hinauf, wo hinter sechs Türen die ordnende, schreibende, berechnende und verwaltende Gemeinschaft von einem Dutzend Menschen saß. Hier floß die unsichtbare und lebenswichtige Arbeit der Schichtmeister dahin, hier plätscherte in den Pausen ein fröhlicher und bärbeißiger Ton, hier wurde im Konstruktionsbüro, in einem viel zu engen Raum, gezeichnet und konstruiert, – ich trug die technischen Zeichnungen, über ein Lichtpauspapier gelegt, in einem uralten Glaskasten in die Sonne vors Haus und wusch die Blaupausen in Steinbadewannen klar, bis Striche, Punkte und Schrift hell auf dem dunklen Papiergrund erschienen, – oft aber stand das Ingenieurbüro leer, weil Herr Blümel sich irgendwo im Betrieb umhertrieb; hier war die Registratur in stattlich voller Gestalt von Fräulein Schönsee vertreten, und hier war das Zimmer des Gewaltigen, des Ingenieurs Schwarz, des späteren Kokereidirektors, – „Was nutzt der Titel ohne die Mittel?“ klang es nach der Beförderung realistisch in seinen Dank-Telephonaten auf, – des Herrn Direktors, der so sparsam war, daß die Ausgabe eines Bleistiftes für ein Büro Wortgefechte über die Wirtschaftlichkeit des Gesamtbetriebes auslöste, dem die Angst vor der Arterienverkalkung im Genick und Gehirn saß, so daß er sie mit einer sehr beträchtlichen Menge bester Äpfel zu bannen suchte. Ein Köhner seines Faches, – er hatte größten Anteil am Aufbau des Werkes –, hielt er die Gesamtausgaben des Werkes in engen Grenzen und sorgte, alles überprüfend, für eine

reibungslose Produktion, flog ruhelos von Arbeitsstelle zur Arbeitsstelle und verschwand von den Plätzen rasch wieder, um überraschend wieder aufzutauchen.

Bald war ich in den oberen Stock aufgerückt und arbeitete in der Registratur. Mein Zweifingersystem an der Schreibmaschine, von der Geräusche kamen, als fielen nach dem Regen letzte Tropfen aufs Fensterbrett, ließ es nicht zu, daß ich die unendlich langen Seiten technischer Artikel, Gutachten und Auszüge, die ich abzuschreiben hatte, besonders geliebt habe, und noch heute sehe ich mich im kleinen Raum am Tisch vor der alten, schweren Schreibmaschine wie einen Gefangenen in der Zelle sitzen; aber auch hier milderte die frauliche Menschlichkeit von Fräulein Schönsee meine Arbeit mit den schmerzenden Kuppen der Zeigefinger und nahm mir manches ab und setzte mir anderes vor. Es war ein Gewinn, nacheinander mit verschiedenen Tätigkeiten betraut zu werden, mit diesen liebenswerten Menschen zusammengelassen zu sein, einem Kreis anzugehören, der rechtschaffene Arbeit mit Menschlichkeit zu verbinden verstand.

Heute haben sich – wie ich sehe – die Methoden der bürokratischen Tätigkeiten grundlegend geändert, wie auch heute das Betriebsklima in der Industrie mit ihren Refa-Ingenieuren, der technischen Rationalisierung aller Arbeitsvorgänge, der allseitig überprüften Wirtschaftlichkeit jedes kleinsten Verfahrens und Ablaufes sich gewandelt hat. Damals lief die Zeit langsamer. Mag das heutige, wohlgeordnete und durchdachte System technischer und wirtschaftlicher Rationalisierung ohne Zweifel größere Gewinne abwerfen, so scheint es doch schwerer geworden zu sein, diese vom Kalkül bestimmte Welt mit menschlicher Wärme zu beleben. Sage ich zu viel, daß der einzelne für den anderen mehr Zeit hatte? Nein, damals war es so in der Kokerei Gotthardschacht, und damit wurde die Härte mancher industrieller Arbeitszweige durch personale Menschenfreundlichkeit, die im Dorf allenthalben lebte und die ich Hunderte von Malen erlebte und gesehen habe, um ein beträchtliches gemildert. An der Grundsituation des Arbeiters freilich war damit nichts verbessert, und dem Knaben und jungen Manne ist diese nicht so gegenwärtig wie einem verantwortlichen Familienoberhaupt. Obschon ich sehr spürbar den Hunger kennen gelernt hatte und wußte, wie es in einer Familie zugeht, in welcher der Vater kein Geld heimbringt, – schien mir damals dennoch die Sonne prächtig über meiner Jugend. Denke ich an die menschliche Seite meines Schlosser- und Bürodaseins zurück, dann empfinde ich Dankbarkeit; denn diese Zeit brachte mir eine Bereicherung meiner Erfahrungen und des Lebenshorizontes. Fast alle meine Freunde aus jener Arbeitswelt sind heut meinen Blicken entschwunden oder tot. Der Leiter des Werkes lebt

seit vielen Jahren nicht mehr. Seine Frau hat im fernen Stettin ihr Grab gefunden. Seine Tochter hat später Biologie und Chemie studiert. Nach vierzig Jahren ergab es sich, daß ich noch einmal von ihr hörte: das Schicksal hat sie an eine Schule der „Ordensgenossenschaft der Töchter vom Hl. Kreuz“ ins Rheinland verschlagen. Das dünne Wässerchen meiner Briefzeilen erfuhr keine Ermunterung und ist rasch versiegt. Aber Roman Pollock, mein lieber Kumpan aus der Expedition, lebt als Achtzigjähriger im alten Dorf. Gelegentlich gehen Lebenszeichen hin und her, und durch die schweren Jahrzehnte dieses Jahrhunderts schimmert es wie ein kleines Licht aus der frühen Zeit in seinen noch immer fehlerfrei deutsch geschriebenen Zeilen. Die Zugehörigkeit zu einem anderen Volkstum ist in unseren Briefen durch menschliche Gemeinsamkeiten nahtlos überbrückt. Da dem Oberschlesier schmerzhaft angeboren ist, mit allen Fasern in der Heimat zu wurzeln, steigt aus den anderen Briefblättern, die vor mir liegen, Wehmut in mein Herz. Sie sind mit großen Buchstaben aus grüner Tinte bedeckt und stellen die letzten Schriftzeichen jenes „Sonnenschein“ dar, der einmal im Labor und in der grauen Arbeitswelt der Kokerei geschienen hat.

Der junge Laborant und Geiger, mit dem sie an einem Arbeitstisch Koks-, Benzol- und Ammoniak-Analysen machte, faßte eine Neigung zu ihr, sie sagte ja, und mit der Hochzeit begann ein qualvoller Lebensweg für beide. Ihre Herkunft und Erziehung – sie stammte aus vermögendem Rechanwalthouse – vermochte sie nicht mehr abzulegen und litt an der freieren Lebensart des Aufsehersohnes. Sie hat dabei wohl ein ebenso gefährliches wie wirkungsloses umerziehendes Gebaren an den Tag gelßt, das am Ende in Maßregelungen ausgeartet sein mochte, und auch ihm mag das ewige Vorbild fragwürdig, hemmend und am Ende unerträglich erschienen sein, und schließlich mochten beide die fremde Lebensweise des anderen heftigst abgelehnt haben, so daß die kräftige Natur des Mannes das fesselnde Band sich wiederholender Widerwärtigkeiten zerriß, sie verließ und ein jüngeres Mädchen aus dem Nachbarort an seine Seite holte. Wer weiß, was sich in beiden Menschen abgespielt hat, und wer wollte hier das Wort Schuld aussprechen? So ging für „Sonnenschein“ langsam und unaufhaltsam die Sonne ihres Lebens unter. Die Einsamkeit drückte ihr die Flasche in die Hand, und die Stunden, in denen das Gift des Grams sie lähmte, ertrug sie immer weniger und trank sich in ein Vergessen hinein, bis die Nachbarin, die tagelang nichts von ihr gehört hatte, sie mit der Flasche in der Hand hinter der Schwelle tot auffand.

Ein halbes Jahrhundert hatte ich nichts von ihr und ihrem Schicksal gehört. Sie war im Dorf geblieben. Auf meinen langen Brief kamen endlich Zeilen zurück. Sie sind vom Tod gezeichnet.

„Für deinen lieben, guten Brief danke ich dir sehr; ich habe mich beinahe überfreut. Seit vielen Monaten bin ich elend und krank und verlassen; denn ich bin ja nur allein. Sobald es mir besser geht, schreibe ich dann ausführlich oder nie mehr. Ich bin schwach und erhole mich sehr langsam in zu bescheidenen Verhältnissen. Ich bin unterernährt. Daß ich einmal hier blieb ohne Rente! Du wirst bestimmt noch einmal die Heimat sehen. Wir werden dich hier anfordern. Nur deine Fahrt wird dich viel Geld kosten. Ich bete für euch. Ich werde im Oktober siebzig Jahre. Auf den alten Friedhof werde ich auch mal gehen und dir ein Blättchen von Vaters Grab pflücken. Schreibe mir, lieber Norbertus, ich freue mich sehr. Eine ganze Waggonladung voll Kokerei-„Düfte“ und Heimatgrüße.

Kleinchen

Ich möchte mit dem Brief in der Hand über die Erde gehen und ein gewaltiges Menschheitsgericht suchen und dort fragen: Gibt es keine Güteverfahren und Milderungsmaßnahmen für solch ein Leben? Aber eine solche Instanz gibt es nicht.

Die Kokska dampft weiter, rasselt, regt sich, fährt Kohlen an und Koks fort, aber „heute ist sie schon eine alte Urgroßmutter“, steht in einigen, kürzlich aus dem Dorf eingegangenen Zeilen. Andere Menschen gehen dort noch ein und aus und erarbeiten sich ihr Brot in der Schmiede und im Büro. Möge es in diesem Jahrhundert der Gewalt und Folter ein glücklicheres Geschlecht sein!

Die Musen im Kohlendorf

Als Junge hatte ich mir eine Sammlung von Bildern angelegt und die anspruchslosen Blätter in einer Holzkiste aufbewahrt. Verwundert hatte ich entdeckt, daß schwarze Linien miteinander redeten, sich zankten und freundlich miteinander verkehrten. Besonders waren es Holz- und Scherenschnitte, die es mir angetan hatten. Unter meinen Kostbarkeiten befanden sich zwei Bildchen, welche Glanzstücke meiner kleinen Sammlung waren: ein Fußballspieler hob in verrenkter Körperhaltung sein Bein hoch über den Kopf, und ganz oben auf der Schuhspitze tanzte der Ball. Ich wußte mit Bestimmtheit, daß dies ein englischer Fußballspieler war. Ich muß ein Gespür dafür gehabt haben, die Nationalitäten aus einfachsten Scherenschnittgestalten ablesen zu können.

Der andere Schattenriß hat sich mir noch deutlicher eingepägt: ein Wanderer stemmte sich mit wehendem Mantel, gestützt auf seinen knotigen Stab, inmitten eines Blätterregens gegen den Herbststurm. Dieser Wanderer ist mir in mein Leben gefolgt. Sah ich einen Wanderer oder stockbewehrten Spaziergänger, so verglich ich ihn mit meinem unerreichbaren Vorbild; entdeckte ich ähnliche Gestalten, die Mitschüler gemalt hatten, so konnten diese es niemals mit meinem im Kistchen gefangen gehaltenen Wanderer und seinem Sturm und Kampf aufnehmen; fiel mir der schwarz gedruckte Titel unserer Heimatzeitung, des „Oberschlesischen Wanderers“, in die Augen, so glaubte ich einem Volk von Wanderern anzugehören, das gegen den Sturm zu kämpfen habe, und hörte ich später etwas von Schuberts Wanderer-Phantasie, dann tauchte mein alter Freund vor mir auf. Symbolhaft überhöht aber wurde die kleine, schwarze Figur, wenn ich noch später Schuberts Opus 144, „die Lebensstürme“, mit einem Partner auf dem Klavier versuchte, jenes von Tragik durchpulste, unaufhaltsam vorwärtsdrängende Stück, das nur an einer Stelle zu kurzer und tröstender Beschwichtigung Raum gibt, um unerbittlich weiterzujagen, bis es in Traurigkeit verebbt, – wenn ich dieses Stück spielte, dann erhob sich mein einsamer Scherenschnittwanderer zum Sinnbild des Lebens, und der Genius Schubert ließ mich in ihm in einer letzten Transparenz eine menschliche Abgründigkeit ahnen. – Erst später wendete sich meine Anhänglichkeit von der Sammlung eigenem Tun zu. Ich griff zum Stift oder Pinsel. Mein frühestes Blatt, dessen ich mich erinnere, war ein eigener Brief mit einer gemalten Landschaft. In den Ferien waren wir Kinder im Bauerndorf Althammer bei Kieferstädte! auf dem Hof unseres Onkels gern zu Gast.

So hatte ich auf einen Brief, den ich heimsandte, eine Berglandschaft mit einem gewaltigen Abendhimmel gepinselt. Zwar traf es nicht zu, daß es eine Ansicht meiner Umgebung war; denn solche kindlich majestätischen Berge gab es nicht einmal in Asien, aber in einem anderen Sinne besaß das Bildchen eine Wahrheit: gern schaute ich, zu Haus am Fenster stehend, ins verdämmernde Rot der schwindenden Sonne, und die gewaltigen Abendhimmel auf dem flachen Lande waren durch keine Türme und Schornsteine verstellt. Vielmehr erlebte ich ihre Größe und Reinheit als etwas Ungeheures. Dort hatte ich auch zum ersten Mal die Empfindung, daß der Tag zuende ging, langsam und groß zum Abend wurde und in der Nacht sich auflöste. Ein anderes Mal sehe ich mich im Elternschlafzimmer vor dem Fenster und Zeichenblatt sitzen und die Häusergruppe, die hinter dem Schulhof lag, zeichnen: unser Spritzenhaus mit dem stumpfen Übungsturmdach, die dahinter herüberlugenden Schornsteine und das zierliche Türmchen der alten Mädchenschule. Ich war erstaunt, vom Zeichenlehrer Hoffmann, dem ich das Blatt vorzeigte, zu hören, daß es an diesem Tage geregnet hatte; denn ich hatte sorgsam mit den nassen Dachflächen und Spiegelungen das Wetter mit aufs Blatt gebannt, ohne dies zu wissen.

In dieser Mädchenschule wartete auf mich die erste Ausstellung meines Lebens in Gestalt eines einzelnen Ölbildes, das in der Wohnung des Lehrers Rotter hing und zu dessen Besichtigung ich seltsamerweise einmal eingeladen war. Ich betrat etwas benommen den Teppich der „guten Stube“. Stumm stand ich vor dem Sofa, über dem das Bild hing. Eine überwältigende Bewunderung ging in mir auf. Ein herbstlicher Laubwald schüttete eine Fülle leuchtenden Laubes in den Bach. Ich trat noch näher an das Sofa heran. Die Farben waren ganz dick aufgetragen. Ich trat zurück und erlebte zum ersten Mal, daß das „Machen“ einen Zauber besaß: es wirkte. Daß man so etwas selbst machen konnte, daß auf diese Weise Wald, Bäume, Blätter, Wasser und Sonne malbar waren, durchzuckte mich und hinterließ etwas, das einer bedeutsamen Erfahrung gleichkam und nie mehr verging. Ich bin wohl verstört und ohne Dank aus dem Zimmer gegangen, denn von der Anwesenheit anderer hatte ich nichts bemerkt. Den Eindruck dieses Herbstbildes, dessen künstlerische Güte zu beurteilen ich damals völlig außerstande war, konnten später Herbstbilder der großen Kunst, Breughels Bild in der Albertina oder die flammenden Herbstbilder der französischen Pointillisten, nicht verwischen. Breughel und insbesondere Signac mögen mir verzeihen, daß das dilettantische Bild des Lehrers für mich die Darstellung des Herbstes schlechthin geblieben ist. —

Ich sehe mich in jener Zeit mit dem Zeichenblock auf einem Stapel alter Eisenbahnschienen sitzen und unser Bahnwärterhäusel, an dem

wir täglich vorbeiliefen, abkonterfeien, oder mich vom Maisfeld jenseits des Iserbachs auf die Höhe nach Bobrek schauen, von wo Kirche und Schule sonnenbeschienen ins Tal hinunterleuchteten, um den Blick festzuhalten. An manch einsamem Ort bin ich zeichnend gesessen, wo ich mich – sorgfältig darauf achtend – ungesehen in die Kritzeleien verlor.

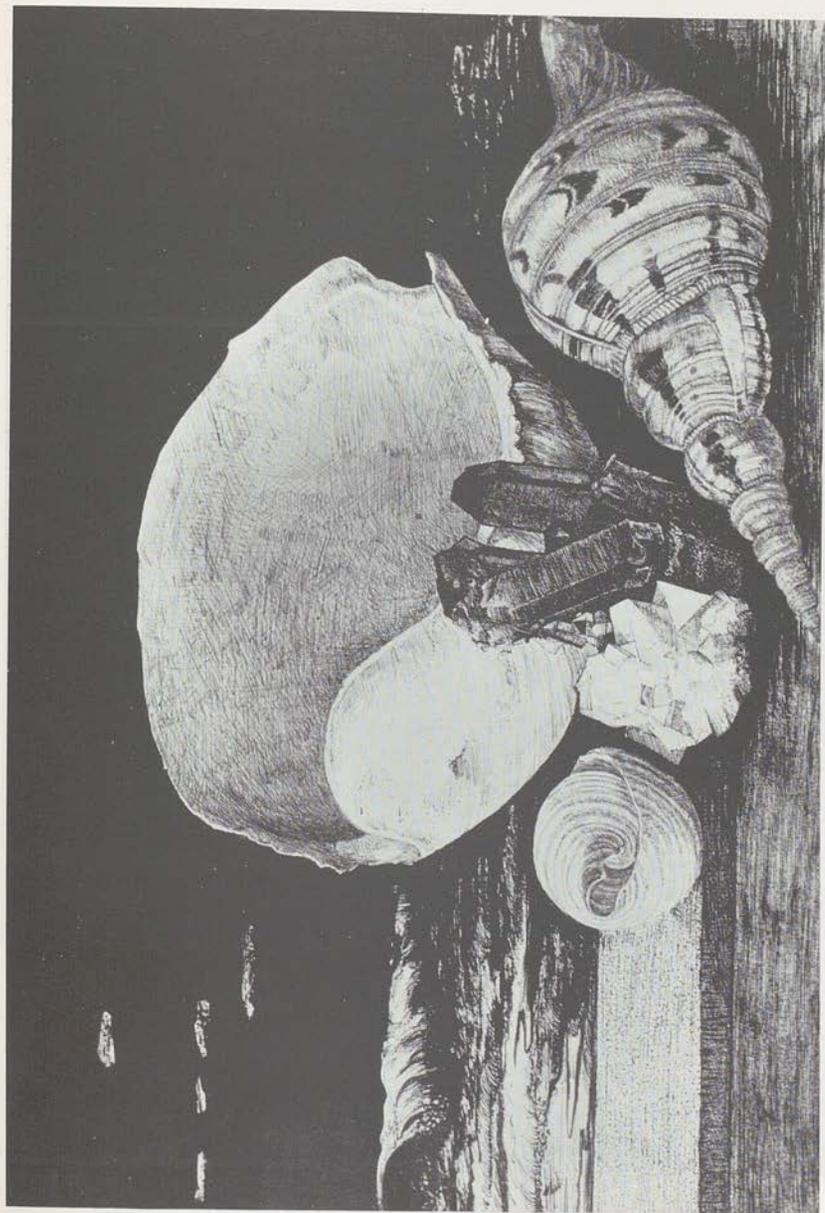
Als ich nach Vaters Tode in der Schmiede und Reparaturwerkstatt etwas Geld für unsere pensionslose Familie verdiente, hatte ich das Glück, einem Schlosser als Gehilfe beigelegt zu werden, der insgeheim selber malte. Lieber Paulek S., dir verdanke ich viel! Du hast mich behutsam und in feiner Art gelehrt, Dampfrohre zu legen, mit der Schlichtfeile umzugehen, wie man den Kreuzmeißel halten muß, damit man sich die Finger nicht blutig schlägt, wie man eine Leitung mit Mennige und Hanf abdichtet und wie man trotz vieler Mißbeliglichkeiten ruhig bleiben kann. Weißt du noch, wie damals ein Kunstmaler auf die Koksrampe kam, und ein großes Industriebild mit glühenden, auseinandergerissenen Koksmassen, aufwallenden Dampf- wolken des Löschwassers und den arbeitenden Gestalten malte; wie du ihm in einer kleinen Schale Benzol brachtest, darin er seine öligen Pinsel sauber wusch? Aber daß ich zu dir in dein kleines Zimmer kommen durfte, in dem du mir deine eignen Bilder zeigtest, das war das Schönste. Und da wußte ich auch, wozu deine zarten, nervösen Finger, die den schweren Hammer führen mußten – ich sehe sie noch vor Überanstrengung leise zittern – und mit der Zigarette so behend und feinnervig umgingen, – da wußte ich, wozu sie eigentlich bestimmt waren.

Er wohnte in einem Haus der Kirchstraße, aus dessen Milchgeschäft das Klappern der Milchkannen täglich über die Straße schallte. In einem engen Zimmerschlauch hatte sich der Maler-Schlosser eingerichtet. Als ich in das Halbdunkel des Raumes trat, erblickte ich nichts als eine erhellte Lampe, die auf einem kleinen Tischchen stand, und an der Wand viele Bilder. Ich weiß nichts mehr über das Gespräch, nichts über die Ausstattung des engen Raumes zu berichten, selbst das, was er mir gezeigt hat, ist meinem Gedächtnis entschwunden. Nur eines behielt ich: ich sah zum ersten Mal Farbe, glühende Farbe auf Bildern. Das leuchtete und wogte durcheinander, daß mir ganz wunderbar wurde. Der brennende Koks mit seinem gleißenden Gelb und Rot, seine tägliche Umgebung, schien sich auf den Aquarellen niedergeschlagen zu haben. Ich weiß nicht, woher der Alleingänger die Gegenstände und Farbigkeit bezog, ob sie auf Vorbilder oder Postkarten zurückgingen oder ob sie in seinem Inneren geboren wurden. Nur ein Bild ist mir erinnerlich geblieben: tobendes Meer, fliehende Wolken und mitten im Weltenchaos ein kämpfendes Schiff. Alles war in das aufflammende Rot eines Weltunterganges getaucht, als habe

die Hölle ihre verderbenbringende Flammen zur Zerstörung aufgebieten. Benommen und geblendet bin ich wieder auf die abendliche Straße getreten. Ich hatte zum ersten Mal die gewaltige Sprache der Farbe entdeckt.

Ich hörte später von ihm, daß er sich leidenschaftlich gegen die Einberufung zum polnischen Militär gewehrt hat. Er war in Reih und Glied ohnmächtig geworden. Es hatte nichts genützt. Vielleicht hat er wie so viele im deutsch-polnischen Kriege gegen Deutsche kämpfen müssen, wie es mein Vetter voller Verzweiflung getan hat, – ich weiß es nicht. Seine Künstlerträume gingen in der harten Arbeitswelt unter, und die völkerzermalmende Politik hat sein Leben in eine andere Richtung getrieben, so daß er mir für immer aus den Augen kam. –

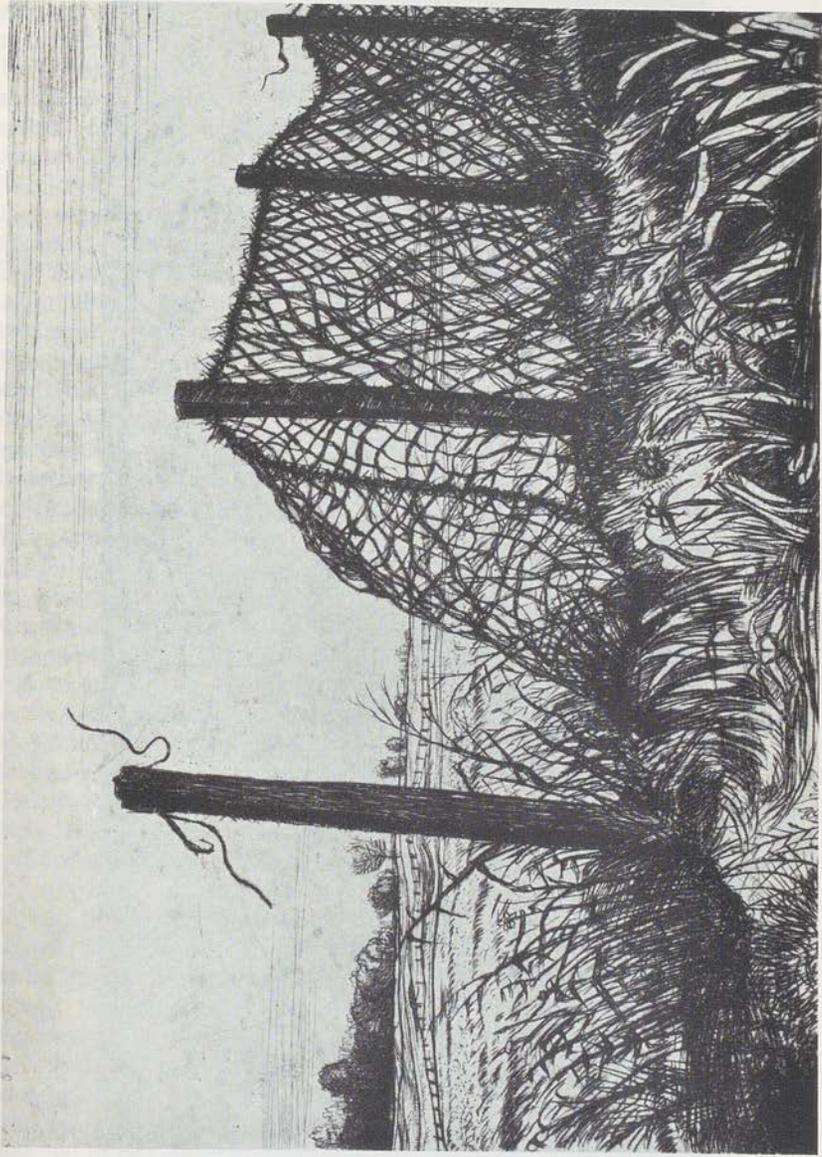
Trat man aus seiner Haustür, konnte man linker Hand in eine enge, laubschattige Gasse hineinsehen, in deren erstem, tiefer liegenden Garten ich eine Bekanntschaft mit der Welt der Plastik machte. Es waren die ersten Figuren, die ich im Leben sah, wenn ich von den Gestalten absehe, die im Dunkeln der Seitenaltäre in unserer Kirche standen und die ich nie als etwas Besonderes angesehen habe. Sie gehörten zum all- und sonntäglichen Bild des Kircheninneren. Ich wäre auch an diesen Figuren vorbeigegangen, ohne sie zu bemerken, wenn sie nicht an eine Holzlaube gelehnt, entzweigebrochen und mit ihrer Gipshelligkeit aus dem Grau der Bretter hervorgeleuchtet hätten. Ich staunte Figuren und Zerstörung gleicherweise an. Der heilige Josef stand bis zur Brust schief im Gras und lehnte seinen Kopf an seinen eignen, geborstenen Bauch, der wie bei manchen Barock-Heiligen hohl und leer war. Von der Mutter Gottes, deren Name ich mehr erriet als entdeckte, war nur die zerschlagene Brust zu sehen, während ihr Antlitz hinter die Laube blickte, als wolle sie sich nicht recht zeigen. Die Unterhälfte ihres blauen Mantels stand sicher, gerade, aber hoffnungslos einsam vor den Laubenlatten. Die Plastiken schienen in der öden Umgebung zu frieren; denn der Garten war herbstlich leer. An ihnen sah ich, daß sie mit der Hand gefertigt waren und daß solch ehrwürdige Gestalten auch entzweigen können. Gips ist vergänglich. Ich sollte aber bald vor einer Plastik stehen, die ganz heil und aus Erz gegossen war. Unser Lehrer war an einem schönen Tage mit uns nach Morgenroth hinausgepilgert, und wir hatten mit der Straßenbahn bald Königshütte erreicht, wo ich auf dem Redenberg vor der erzenen Gestalt des Grafen von Reden stand und den Mund aufriß. Das war Friedrich Wilhelm Graf von Reden, der Begründer des oberschlesischen Bergbaues. Er stand stolz auf einem Sockel in der Festtracht eines Berghauptmanns, den linken Fuß etwas höher gestellt und in der Rechten die alte Keilhaue des Bergmanns. Erst später lernte ich, daß das Denkmal am 29. August



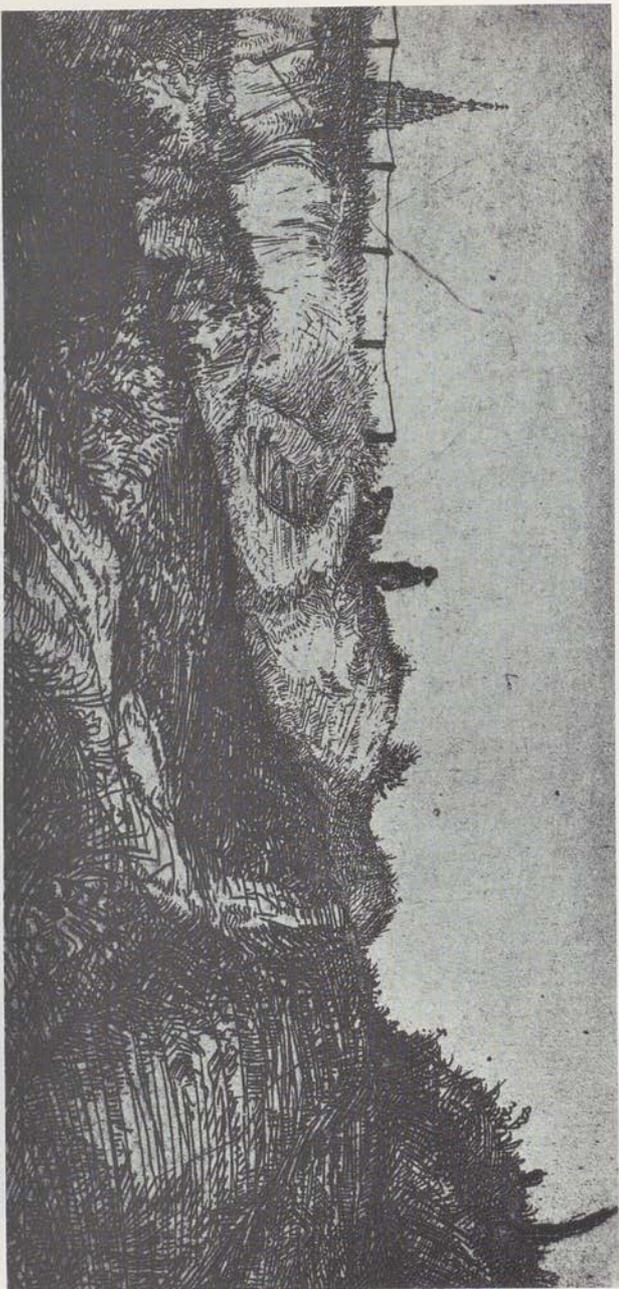
„Muscheln und Kristalle“. Sepia- und Federzeichnung. 1948



Mädchen vor Halden. Öl. 1937. Im Kriege verschollen.



„Alter Drahtzaun“. Radierung. 1930



Sandgrube bei Mechtal (Miechowitz). Radierung. 1931

1853 in Gegenwart des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen eingeweiht worden war, jenes unglücklichen Hohenzollern, bei dem sich gerade in jenen fünfziger Jahren die Zeichen geistiger Trübung mehrten. Noch später, als ich junger Mann geworden, stand ich im Hofe der Berliner National-Galerie und sah eine andere Plastik desselben Bildhauers, unseres oberschlesischen Meisters Kallide, und ich nahm mir vor, auch ein großer Künstler und Maler zu werden, bis ich im Laufe des Lebens lernte einzusehen, daß dies wenig mit dem Willen zu tun hat, sondern Gnade ist.

Der neben dem Gipsfigurengärtchen liegende Laden des Kaufmanns Czaja, den ich nie anders als mehlbestäubt und geruhsam unter seiner alten Stoffmütze habe stehen sehen, fesselte mich wenig, mein Auge aber haftet im Vorbeigehen am ersten Stock, in dem eine Lehrerfamilie wohnte. Eine der drei Töchter verfertigte nämlich kleine Kostbarkeiten aus Gips und Farbe, von denen ich heut noch gern ein Stück besäße. Sie pflegte Gipsplatten mit Landschaften zu bemalen, was mir regste Anteilnahme und vorbehaltlose Bewunderung abnötigte. Das war Zauberei. Sie füllte einen großen, ovalen Porzellanteller mit Gipsmasse, stülpte den fest gewordenen Gipskuchen um und malte auf die glatte, elliptische Rückseite die herrlichsten Dinge. Es waren keine Kunstwerke, wenn ich's heut betrachte; waren doch die Bilder samt und sonders von farbigen Postkarten abgemalt. Aber es waren liebenswerte Stücke einer nachahmenden Kunstfertigkeit, die, an silbernen oder goldenen Schnüren aufgehängt, manche Wohnung im Dorf zierten. Sie muß in dieser Maltechnik mit dem schwierig zu behandelnden Malgrund gute Erfahrungen besessen haben, denn Gips saugt die Wasserfarbe gierig vom Pinsel. Nur eine sichere Hand und ein geübtes Auge kamen hier zurecht, denn nach dem Auftragen der Farbe war nichts mehr zu ändern.

Eine solche Landschaft mit Gebirgen, einem Sonnenuntergang, Wildbach, einer Brücke und Dorfkirche, – ewigen Gegenständen leicht zufriedenstellender Rührseligkeit, – besaßen auch wir. Zwar wurde ihr ein Platz im Wohnzimmer nicht eingeräumt, sondern nur in der Küche angewiesen, aber ich hatte am erhabenen Oval mit der goldenen Schnur, an den lebhaften Farben und Gegenständen meine helle Freude und bewunderte das kostbare Stück wie „Müllers Lieschen“, jene unschuldige Seele, die von Kunsthistorikern, arrivierten Künstlern und solchen, die sich für kunstverständlich halten, überheblich abgeurteilt wird und dazu herhalten muß, als beschränkte Konsumentin und Bewahrerin des Kitsches zu gelten, die ich aber dazu beglückwünsche, daß sie auf ihre Weise aufrichtig an etwas Freude hat, während heut ein gut Teil der Kunstproduktion nicht geeignet ist, die Wünsche und den Bedarf vieler Menschen an sichtbaren Zeichen zu befriedigen und den Alltag zu überhören.

Diese wunderbar gemalte Landschaft fiel einer jähren Verfremdung anheim. Eine dienstbereite und putzsüchtige Hand wischte mit dem feuchten Lappen sorgfältig über die blühende, sommerliche Gebirgslandschaft und verwandelte sie, da sie sich nicht auflichten wollte, mit nachdrücklicher Gründlichkeit in ein Nebelmeer. Obschon ihr Name in keinen kunsthistorischen Annalen zu finden ist, hat Gretel I. mit ihren Werken vielen Menschen eine Freude bereitet. Und das kann man nicht von jedem Menschen sagen.

Fast möchte ich diesen Teil der Kirchstraße unser Künstlerviertel nennen. Gegenüber dem Haus der Malerin, welche eigentlich eine Postangestellte war, lag das Haus, in dem die Familie meines Freundes Hans wohnte, aus dessen Wohnung nachmittags oder abends Klaviermusik auf die Straße drang. Oft waren wir Freunde dort versammelt und musizierten einzeln oder zu zweien auf dem Tasteninstrument. Auf dem Klavier standen Schlagernoten, die heut kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Da prangten auch die barockverzierten Titelblätter der Kéler-Béla-Kompositionen, die wir als Aufforderung zu einem Wettrennen unserer vier Hände betrachteten und wie ein paar wilde Ponys auf die Schlußfermate losdonnerten; da war ein Schlager „Wilm-Wilm“, der zum alltäglichen Repertoire gehörte; da standen die Bagatellen Beethovens, aus deren Opus 119 uns das g-Moll-Stückchen besonders zusagte, so daß das oft gespielte Stück fast von den Mädchen mitgesummt wurde, die vor den abendlich offenen Fenstern auf und ab spazierten, und es schmeichelte uns, von ihnen, besonders von einem schönen Schwesternpaar, bemerkt und angehört zu werden. Diese Herbstabende, in denen die Musik auf die Straße drang und das Innen und Außen, die Spielenden und die Zuhörer aufs schönste miteinander verband, gehören zum freundlichen Bild jener inhaltsprallen Zeit.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße mag manches Mal der Organist Mundsckick, der mit seiner Familie und Sippe dort im eigenen Hause wohnte, unser Musizieren mit angehört haben. Sein Vater und er haben den Ruhm, in ihrer hinter dem Hause liegenden Werkstatt die Orgel unserer Kirche eigenhändig gebaut zu haben, ein Meisterstück, das sich sehen und hören lassen konnte. Klein von Gestalt, unscheinbar und bescheiden, besaß unser Organist eine hohe Musikalität und beherrschte sein Instrument pedaler und manualiter gründlich. Seine einfallsreichen Improvisationen liebten wir ebenso wie seine Art, mit uns in den Chorproben umzugehen. Er verstand sein Handwerk. Vater und Sohn sind nun schon lange tot, und das Geschick hat im letzten Kriege dem Sohn einen grausamen Abgang zugeteilt. —

Die Menschen unseres Dorfes überhöhten ihr Dasein durch Musik. Dörfliches Leben und Musik gehörten in unserer Jugend zusammen.

Wohl entzog sich vieles dem Blick des Knaben: woher die Bergkapelle kam, wann und wo die Fronleichnamskapelle übte, wo in den Häusern die Mund- und Ziehharmonikas erklangen, Geigen gestrichen wurden oder Klaviere ertönten, wußte ich nicht oder kaum, nahm die Musik aber, wo es immer sein mochte, im Vorbeigehen- oder -laufen als selbstverständlichen Bestandteil unseres Lebenskreises wahr. Und diese Seite des Lebens betraf auch mich so sehr, daß sich mein ganzes Leben bis heute mit Musik füllte.

Daß Kinder von ihren Eltern Klavierunterricht – wie ich von meinem Vater – bekamen, ist wenig bemerkenswert, lasse ich aber alle Jugendfreunde an mir vorbeiziehen, dann sehe ich staunend, daß fast alle ein Instrument, meist das Klavier, spielten oder eins zu lernen suchten. Und so war es eine Eigenheit meiner Landsleute, daß sie alle der Musik zugetan waren, was im Gesangverein, Kirchenchor, Volksgesang in der Kirche, in manchem musikalischen Kreis und auf den Bänken vor den Häusern zu hören war.

Das meiste hierin verdanke ich meinem Vater. Er war es, der mich und meine Geschwister unermüdlich im Klavierspielen unterrichtete und dem ich in mancher Abendstunde vom Bett aus zuhörte, wie er mit anderen zusammen oder allein musizierte. Unser Notenschrank war eine unausschöpfliche Quelle musikalischer Entdeckungen, und selbst die „Neue Musikzeitung“, die aus Leipzig ins Haus kam, bot mit ihrer Notenbeilage Neues, wenn ich es auch nur halb begriff und technisch nicht bewältigte. Im Laufe von drei, vier Jahren brachte er zu meinem großen Gewinn und – wie ich seiner Wortkargheit zum Trotz wahrnehmen konnte – auch zu seiner Freude mich rasch voran. Wohl bedeutete es eine empfindliche Störung unserer Spiele in Hof und Garten, wenn ich zur Klavierstunde ins Haus gerufen wurde, und ich entsinne mich manches sommerlichen Nachmittages, an dem ich ärgerlich, barfußig und zerschwitzte die Treppe hinaufstieg und mich gekämmt und gewaschen ans Klavier setzte. Aber bald ließ mich die Schönheit der Töne und Klänge jene andere der Spiele vergessen. Ich habe jene Stunden geliebt, auch wenn ich dann und wann einige Stellen immer wieder versuchen mußte, bis die Finger mühelos und sauber über die Tasten liefen. Ich kenne noch heute manche Passage, die mir Zorn und Tränen entlockte. Es war bewundernswert, wie geduldig er mich, meinen älteren Bruder und meine jüngere Schwester nacheinander vornahm. Ich habe dieses Opfer schon damals erahnt, ein Grund mehr, den Übungen willig nachzugehen. Als einmal über sein von Schwermut und Krankheit überlagertes Gesicht ein Lächeln ging und er mich für mein fehlerfrei geübtes Stück mit kargen Worten lobte, war ich erstaunt zu hören, daß ich es trotz der aufliegenden Noten auswendig gespielt hatte. Ich selbst habe es nicht gewußt. Ein anderes Mal legte er mir – zu früh – Mozarts Klaviersonaten vor,

deren erste ich versuchen sollte. Nun ist gerade die erste F-Dur-Sonate schwerer als manche andere des Meisters, und ich versagte. „Das ist noch nichts für dich“, sagte er, schloß das alte, handgestochene Exemplar und legte es zu den anderen stattlichen Bänden zurück. Unsere Noten waren ansehnliche Bücher und samt und sonders rabenschwarz gebunden. Nur ein einziges machte eine Ausnahme. Es war eine – wie man lesen konnte – „Für den kleinen Klaviervirtuosen“ zusammengestellte Anthologie von Opern- und klassischen Melodien und Themen. Manches aus diesem grünen Buch habe ich bis heute auswendig behalten. Da war eine Überschrift eines Liedes: „Ferne Wolken seh ich ziehn“, ein Vers, der mir später oft in den Sinn kam; da war ein Tanz aus Marschners Oper „Hans Heiling“, der mir leicht einging und den ich bald auswendig zu spielen wußte. Erst nach einem halben Jahrhundert geriet ich einmal durch einen Zufall in diese Oper und in eine leichte Erregung, als jener Tanz aufklang und ich ihn, meine Knie als Klavier benutzend, mit meinen Fingern noten- und taktgetreu mitspielen konnte, was mir nach meiner Heimkehr auch am Klavier hörbar und fehlerfrei gelang, – ein Gruß aus meiner frühesten Jugend.

Die Damm'sche Klavierschule, heute nur noch den Älteren dem Namen nach bekannt, war keine gute Schule ihrer Art. Sie war in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts allenthalben in unserem Land in Mode, und mit ihrer Hilfe machte ich Neunjähriger die ersten Schritte ins gelobte Land der Musik. Über fünfzig Jahre hatte ich sie nicht mehr in den Händen gehabt, aber manches Mal an dieses oder jenes Stücklein gedacht, – und nun juckte mich eines Tages der Wunsch, nach einem Exemplar meiner alten Klavierschule zu fahnden. Es sollte ein freundliches Wiedersehen mit vielen Bildern und Melodien aus meiner Jugend werden, wie man einen Vorhang von einem jahrzehntelang verhängten Bild hinwegzieht und von der Frische und Lebendigkeit der Farben entzückt ist.

Ich fragte bei Bekannten, Musikern, in Schulen und bei der Klavierlehrerin meiner Tochter. Schließlich konnte ich zu einer mir endlich genannten alten Dame in die Vorstadt fahren. Eine hell gekleidete, quicklebendige Greisin öffnete, und bald hatte ich ihr Vertrauen gewonnen, wurde in ihrer Wohnung, die allerliebste eingerichtet war, herumgeführt und mußte bald auf dem rokokoweissen Klavierchen ein Stück von Friedemann Bach vorspielen, das sie aufgeschlagen hatte. Aus einem zierlichen Schränkchen kramte sie den Rest ihrer alten Klavierschule hervor, von der die ersten dreißig Seiten fehlten. Abgegriffen, dunkel, mit vielen Bleistiftnotizen und Fingersätzen versehen, zeigte diese Ruine vielerlei Spuren emsiger Arbeit in früherer Zeit. Noch mußte ich einem Gespräch, bei dem die alte Dame mit durchbrochenen Strümpfen, kurzem Rock und jugendlichen Bei-

nen vor mir auf dem Rokokosofa saß und den Tabakrauch der Zigarette durch eine lange Silberspitze zog, Rede und Antwort stehen, ehe ich mit meinem Fund heimdurfte.

Schon auf der ersten nackten Seite erblickte ich über ein halbes Jahrhundert hinweg die „Gänsekantate“, deren Worte meine Mutter und meine Geschwister mitgesungen hatten, während mein Vater und ich, der ich barfußig am Klavier saß, das Kinderlied vierhändig herunterspielten:

Was haben die Gänse für Kleidung an?

Gi, ga, gack –.

Was Gänse trinken, für eine Sprache reden, welche Kost sie haben und welch letzten Gang sie am Martinstage machen müssen, das kannten wir alle. Ich blätterte. „Weißt du, wieviel Sternlein stehen?“, „Der kleine Postillon“, das Lied vom Mond, der damals noch „stille durch die Abendwolken“ ging und noch nichts von den menschlichen Besuchen ahnte, die ihm bevorstanden. Da war auch wieder die Idylle vom „weidenden Schäfermädchen“, das ich früher geliebt hatte, weil ich die weidenden Gänsemädchen vom Iserbach kannte, und hier, ein Blick genügte, um die Finger meiner Rechten wieder in Bewegung zu setzen und auf der Tischplatte, in der Luft oder in der Hosentasche nach den rechten Tasten zu greifen, ein verräterisches Zeichen für die Bevorzugung der Schule der melodiespielenden Rechten. Ich lasse das Buch auf dem Tisch liegen, trete ans Klavier, und „Trommel und Trompete“, ein sechszeiliges Stückchen von einem Herrn R. Kleinmichel, schnurrt aus meinem Gedächtnis und den melodiebereiten Fingern ab. Ich bin mächtig stolz, weiß aber nicht worauf. Vielleicht auf die Organisation des menschlichen Gedächtnisses. Die bunte Farbigkeit dieses kleinen Stückleins war es, die mich schon damals erfreute. Aus d-Moll fand die straffe Melodie eine neue Straße nach a-Moll, von hier lustig nach F-Dur, die Trompete stieß strahlend ins C-Dur, die Melodie schwenkt nach d-Moll zurück, der Baß läßt die Trommel aufwirbeln, und langsam verebbt alles, als sei ein Zug von Theaterleuten und Märchengestalten vorbeigezogen. Ich setzte mich wieder an den Tisch, feuchtete den Finger in einer Schale an und blätterte weiter. Die schlichte und herzenswahre Melodie des thüringer Volksliedes „Ach, wie ists möglich dann, daß ich dich lassen kann“ ging mir schon damals vor allen anderen Stücken lieblich ein, und das Lassen und Scheiden, das ich später im Leben kennenlernte, ließ mir Worte und Melodie immer als einen geglückten, reinen Ausdruck lebendigen Volkstums erscheinen, in dem Herz und Sinn gesund geblieben.

Volkslieder durchwehten damals meine jungen Jahre, wenn sie auch nicht so häufig gesungen wie gespielt wurden, weil mein Herz zeit

meines Lebens inniger an den Tönen eines Instrumentes ge-
hat. „In einem kühlen Grunde“, ein „Kärntnerliedchen“, Silchers
rührungsvolles „Morgen muß ich fort von hier“ und Eichendorffs-
Mendelssohns selige Waldpoesie „Wer hat dich, du schöner Wald“,
Schuberts „Brunnen vor dem Tore“, das konnte man damals noch aus
den Klassen übers Dorf schallen hören, auch später in den zwanziger
Jahren wurden sie noch gesungen; wir sind als junge Studenten mit
der Gitarre, die wir Klampfe nannten, gewandert, aber die schreck-
liche Zeit der braunen Kolonnen übertönte und durchsetzte das
Volksliedsingen mit unduldsamer Härte politischer Lieder, bis sich
die Reste dieser Volkskunst in die ersten Volksschulklassen und in
einige Gruppengeselligkeiten zurückzogen und heute vom technisch
verstärkten, gehörschädigenden Lärm der Tanzsäle, Partykeller und
Diskotheken zermalmt wurden.

Seltsam angeregt wurde mein immer in die Weite schweifendes Ge-
müt durch Lieder und Tänze aus damals noch fernen Ländern mit
ihrem anziehenden, fremden Glanz. Da war die traurig-schöne Weise
des Hirten aus Schweden, die russische „schöne Minka“, ein schot-
tischer und alt-französischer Tanz, eine irische Ballade und Schwei-
zer Volkslieder, – rund um das alte Europa legte sich ein Kranz von
Liedern, an dem sich meine Phantasie entzündete. Heut will mir die
alte Schule weniger einem methodisch durchdachten Aufbau, als einer
Sammlung von Melodien gleichen, die aus Tänzen, Liedern, Mär-
schen, klassischen und romantischen Musikstücken und Opern ent-
nommen und fürs damalige Haus bearbeitet waren. Gleichwohl! Mir
war sie mehr: sie bedachte mich mit einer Fülle von Köstlichkeiten,
die nicht nur meine ersten Schritte in die heiligen Hallen der Musik
bedeuteten, sondern auch schon damals durch ihren Ausdruck, ihre
Schönheit urfrisch beglückte.

Ach, und da bist du ja, „du Schwert an meiner Linken!“ Ich habe die
von Carl Maria von Weber stammende Melodie wegen ihrer Frische
geliebt, den Text freilich nie gekannt, so daß ich die Körnerschen
Werke aus dem Regal herabhole und die sechzehn Strophen zum er-
sten Mal lese. Welch heut unverständliches Pathos und welche Kom-
mik, wenn nach jeder Strophe ein „Hurrah“ und ein Sternchen er-
scheint, nach dem der Dichter beim Hurrah verlangt, daß an dieser
Stelle „mit den Schwertern geklirrt wird“. Das war 1811, und noch
länger als hundert Jahre führte dies Lied in der Klavierschule sein
Dasein.

Beim Blättern stoße ich auf manch Juwel, auf Schubertsche Walzer,
eine Beethoven-Sonatine und auch auf den „Fröhlichen Landmann“,
der beneidenswert unbekümmert durch die Jahrzehnte deutscher
Musikerziehung wandert. Er würde noch heute seine ganze Frische
und Natürlichkeit in meinen Ohren bewahrt haben, wenn er nicht

in den Übungsstunden meiner drei Kinder in unbarmherziger Folge so lange, so laut und so holprig seine Fröhlichkeit bekundet hätte. Wie mir aber das „böhmische Lied“, dessen Melos ich mein ganzes Leben nicht vergessen habe, vor die Augen kommt, setze ich mich ans Klavier und wieder ist es mir, als enthielte es die Herrlichkeiten aller Wälder, Bäche und Flüsse Böhmens. Und dann spiele ich Seite um Seite der alten Schule durch, so daß meine Tochter, die hinzugekommen war und tapfer an meiner Seite ausgehalten hatte, von meinen Achjas und Achneins an meinem Klavier verscheucht wurde, während ich in einen Traum versank. Verzeih, lieber Leser, wenn meine Freude etwas hochschwingt, und halte es dem Wiederaufblühen eines Sommertages in meiner Seele zugute, der damals durch die geöffneten Fenster hereinleuchtete, die Felder und Wiesen hinter dem Dorf mich sehen und alle Geräusche der Straße wieder hören ließ! So ist es, als habe sich inzwischen nichts ereignet, und ich sehe meinen Vater neben mir sitzen, höre die Mutter in der Küche und die Tür leise gehen, das Spiel der Geschwister vom Hof herauftönen, das Sägewerk über die Dächer singen und einen Zug in die Ferne fahren. Es scheint jener Augenblick wiedergekommen, als ich einmal, von weiter Reise zurückgekehrt, durchs nachmittägliche Dorf schritt, um zu Vater und Mutter zu gehen. Ich war beglückt von der Nähe alles Bekannten, der gewohnten Stimmen der Menschen, der Häuser und Bäume, zu denen ich gehörte wie sie zu mir. Ich hörte den goldenen Schlag der Turmuhr übers Dorf gehen und das Pochen der Kokerei, so daß ich von einem Glücksgefühl und großer Dankbarkeit ergriffen wurde. Diese wunderbare Welt hast du wieder, sie ist für dich da, – und ich hätte die Arme hochwerfen mögen vor Freude. So brachte mir das einfache böhmische Lied jene frühe Zeit wieder nah, und es ist seltsam, daß auch es in E-Dur gesetzt ist, in einer Tonart, die ich – ohne zu wissen warum – immer besonders bevorzugt habe, so sehr geliebt habe, daß ich später immer wieder die beiden E-Dur-Sonaten von Beethoven hervorgesucht und gespielt habe und besonders den ersten Satz von Opus 109 viele Male wiederholte, weil ich in ihm und vornehmlich im letzten Teil eine Verzauerung spürte, als sei in ihn die Herrlichkeit eines herbstlichen Weltentages mit kristallinen Weiten, Wäldern und fruchttragenden Bäumen gebannt. Und das lyrisch sangbare Rondo des zweiten Satzes aus Opus 90 gehört hierher, weil ein balsamischer Duft – so meinte ich zu spüren – und große Innigkeit durch dieses freundlich-tröstende Stück gehen.

Ich nahm die alte Schule, schloß das Klavier, holte durchs Fenster frische Abendluft in meine Lungen und fand, daß ich von Jugend auf reich mit Musik beschenkt durchs Leben gegangen war, denn sie hat mich nie mehr verlassen und sollte später mit den großen Wer-

ken der Meister mein Dasein noch tiefer durchdringen. Das zerfetzte Ding aber – leb wohl, kindliche Zauberorgel! – werde ich der freundlichen Dame endgültig wieder zustellen. –

Wenn wir am Abend in den Betten lagen, durchs offene Fenster noch das letzte Klappern der Dreschflegel von der Tenne des kleinen, unserem Hause gegenüberliegenden Gehöftes gedämpft heraufdrang und die im fernen Borsigwerk von der Halde fließenden und glühenden Hochofenschlacken einen milden, roten Schein an unsere Zimmerdecke warfen, dann begann im hinteren Zimmer ein Musizieren am Klavier, das mein Vater und einer der Junglehrer veranstalteten. Mochten die Töne auch gedämpft durch die Wände dringen, mochten wir Kinder auch schon im Halbschlaf liegen, für mich waren die wenigen Minuten, ehe mir die Augen zufielen, kleine Musikfeste. Der Lehrer Gawlik war ein fröhlicher junger Mann, in seinem Kollegium Benjamin genannt, hatte hundert Schnurren im Kopf und verstand es, uns Kinder auf vielfältigste Weise zu fesseln. Er stellte sich mit dem Rücken an das Klavier und spielte in dieser Stellung fehlerfrei ein Lied, daß uns der Mund offen blieb. Er war schuld daran, daß ich lange Jahre gebratene Enten für eine urchristliche Fastenspeise hielt, da er im Religionsunterricht, in dem das vorösterliche Fasten zur Sprache kam, zu Freund Sepp, dem Neffen des Pfarrers, hinüberschaute und ausrief: „Ja, Fastenspeise, z. B. gebratene Enten wie auf der Pfarrei, nicht wahr Sepp?“ Dabei schnalzte er vernehmlich mit seiner erwartungsvollen Junglehrerzunge. Er hatte sich eine kuriose Methode fürs Kopfrechnen ausgedacht: ein Junge mußte vor die erste Bank treten und sich prügelbereit gebückt präsentieren; der Lehrer straffte mit sicherem Blick die Hose, hob mit der Rechten den Rohrstock und rasselte mit Höchstgeschwindigkeit seine Fragen ab. „Dreimal acht, weniger sechs, geteilt durch neun, mal sieben und achtundzwanzig, geteilt durch drei – ist?“ Erfolgte die Antwort nicht umgehend als Echo, dann prasselte eine Serie von Schlägen auf den Ärmsten nieder. Ein neuer Name fiel, seufzend erhob sich ein anderer, und wieder begann der hoffnungslose Wettlauf des jungen Gehirns mit den daherjagenden Zahlen. So wenig er mit diesem Vorgehen das Kopfrechnen gefördert hat, so bewundernswert war sein Klavierspiel. Vierhändige Ouvertüren, Haydn- und anderen Symphonien standen auf dem Abendprogramm, und oft hörte ich die große, nachgelassene C-Dur-Symphonie von Schubert durch die Nacht brausen und liebe sie bis heute.

Halb bereits dem Traum verhaftet, halb noch den in die Ferne fahrenden Zügen nachhorchend, umtönt von der leisen Musik, empfand ich mich von großen Geheimnissen umgeben, in dem seliges Hören, glückhaftes Geborgensein und der tiefere Atem des Einschlafens ineinanderflossen.

Es gab manchen Lebenskreis im Dorf, in welchem die Musik eine natürliche Lebensäußerung bedeutete. Inmitten des Dorfes, über der großen Uhr, musizierte die Familie des Lehrers W. Die vielköpfige Lebensgemeinschaft bildete eine Zelle lebendigsten musikalischen Lebens. Der Lehrer selbst erschien mir als eine der stillen Gestalten, die nach außen nicht viel von sich her machen, innerlich aber von großer Gediegenheit, ernster Lebensauffassung und Gottgläubigkeit sind. In seinem Haus wurde schönste Kammermusik ausgeübt, das Klavier vierhändig gespielt, Streichinstrumente gestrichen und die Flöte geblasen. Deren Lebenskreis berührte sich – wie es das Leben bringt – nicht oder nur wenig mit dem unseren, und wie es unter uns Kinder manchen Spielkreis gab, der sich in eigenem Reigen drehte und keine Berührung mit anderen hatte, so konnte es im volkreichen Dorf unter den Erwachsenen auch nicht anders sein. Leider verließ die Familie früh das Dorf, und erst später erhielt ich einen kleinen Einblick in das vielfältige musikalische und geistige Leben dieser Familie. Wie in Schwaben die Pfarrhäuser Keimzellen einer blühenden Geisteskultur waren, so entwuchsen auch den oberschlesischen Lehrerfamilien viele Gestalten, die später im öffentlichen Leben Stellen hohen Ranges einnahmen. So arbeitete auch der Volksschullehrer Jaschke, mein Beuthener Musiklehrer, sich hinein in den Bereich eines Musikdirektors und Chorleiters und ward einer der angesehensten Musikpädagogen des Landes, von der damals preußischen Behörde zum Studienrat und Berater der Schulmusik ernannt, ein Vorgang, der in jenen Zeiten außergewöhnlich war. –

An der Ostseite des Dorfes stand ein gediegen gebautes Beamtenhaus, in welchem die sopransingende Tochter des Rektors E. ihre Koloraturen und Passagen übte und ich sie häufig begleiten durfte. Das ruppige Urteil des Pfarres, sie sei zwar nicht hübsch, sänge aber schlecht, entsprach in beiden Teilen ganz und gar nicht der Wirklichkeit, und ich habe in diesem Hause die Entwicklung eines gesanglich begabten Naturtalents zur Sängerin miterleben können und einen Einblick in die Liederwelt der Romantik und des 19. Jahrhunderts nehmen dürfen, habe mit den Liedern Schuberts, Brahms', Wolffs, mit Ännchens Freischütz-Arien, den Straußliedern und vielen Gesängen bescheidener Meister, so auch mit Hildachs „Der Le-enz ist da“ meine junge, stets der Musik geöffneten Seele gefüllt. Das sangesfreudige Haus war mit Tanzabenden, in denen noch die Quadrille getanzt wurde, eine Art Knigge oder Pappritz für die Dorfjungen, und ein Foto, das nach einem halben Jahrhundert überraschend in meine Hände gelangt, zeigt eine gesittete, feierlich angezogene Gesellschaft junger Menschen, welche später das politische Schicksal des Dorfes in teilweise sehr tragisch verlaufene Einzelschicksale hinausriß.

Die Hochburg des Musiklebens aber, eine Stätte großzügiger Duldung und Freiheit, war die Wohnung des Maschinensteigers Osthoff, ebenfalls auf dem Stollberg gelegen, in deren größtem Raum wir uns zur Unterhaltung und zum Musizieren einfanden. Ein freies Kommen und Gehen verschiedenster Menschen kennzeichnete diesen Musenhof. Die violinspielenden Söhne des Hauses, Sepp und Richard, heute schon längst mit ihren Eltern unter dem Rasen, der große, alte Konzertflügel, die Notenbestände, vor allem aber die schöne Tochter Hedel besaßen nicht nur für uns musizierende junge Leute eine starke Anziehungskraft, so daß sich oft an den Nachmittagen ein munteres Völkchen zusammenfand, das sich unterhielt, neckte, mit einander flirtete und musizierte bis in die späten Abende hinein. Unterhaltungsmusik von Siede, Strauß'sche und Waldteufel-Walzer, Arrangements, Overtüren für kleines und kleinstes Orchester standen auf dem Programm. Wir holten die „Mondnacht von der Alster“ ins Industriedorf, sangen das „Weserlied“, bei welchem sich Richard mit seinem angenehmen Bariton hervortat, mit Ernst, aber auch voll parodierenden Übermuts, was ein homerisches Gelächter auslöste, und wir verschmähten es nicht, ein damals aufgekommenes Fußballlied mit dem Refrain „Schön ist das Fußballleben, was kann es Schöneres geben!“ begeistert und klavierbegleitet zu singen. Ich hatte die Liedbegleitung mit einem viel bestaunten Nachspiel versehen, dessen Hauptgedanken ich Filou freilich, ohne es je bekannt zu haben, aus einem Waldteufel-Walzer gestohlen hatte.

Guter Sepp, dir hatte es immer so gut gefallen und du hast mich für mehr gehalten als ich je gewesen, dir bekenne ich dies beschämt in dein Grab nach. Sieh die fremden Federn dem losen Windbeutel nicht nach, die er selbst schon längst abgelegt, ohne es dir jemals noch gestehen zu können!

In Erinnerung ist mir die Overtüre zu Reißigers „Felsenmühle“ geblieben, weil dieser Name in mir abenteuerliche und romantische Empfindungen weckte ebenso wie die vertraute, ländlich anmutende Überschrift des Strauß'schen Walzers „Dorfschwalben aus Österreich“; da war auch die Overtüre zu „Maritana“, zum „Kalifen von Bagdad“ und zur „Entführung aus dem Serail“, und eine Reihe unermüdlich gespielter bester, mittelmäßiger und bescheidenster Werke bis zur sentimental Salonmusik hinunter, die mir gleichwohl das Betreten der Werkräume großer Meister, der Haydn-, Mozart-, Beethoven- und Webersonaten, an die ich mich später kühn heranwagte, und auch das kammermusikalische Zusammenspiel vorbereiten halfen.

Hier im Stollberg-Haus trat die Musikfreudigkeit unseres jugendlichen Kreises ungebunden, lebendig und ursprünglich an den Tag. Witz und Ironie, derbes Lachen und ernstes Gespräch, musikalischer

Lärm wie feierliche Stille bei getragenen Sätzen verbanden alle jungen Geister in einmaliger Weise, deren Köstlichkeit sich freilich erst später in der Rückschau aus dem Grau der Vergangenheit in wunderbaren Farben offenbarte.

Ging man damals durch die Straßen, konnte es sein, daß aus manchem Haus Klavierspiel auf die Straße drang. Ich weiß nicht, wie ich an den Bergmannssohn Franz Sch. geraten war. Er war älter als ich und strich die Geige mit auffallender Begabung. Einmal forderte er mich auf, mit ihm zusammen zu spielen und lud mich in seine elterliche Wohnung ein. Ich betrat ein Haus, in dem ich nie gewesen, stieg die Treppe hoch und befand mich in einer kleinen Arbeiterwohnung, die auf mich einen sehr anheimelnden Eindruck machte. Heute sind die Wohnungen fast aller Schichten unvergleichlich teurer, reichhaltiger und protziger bestückt, so daß der Mensch in der kalten, unpersönlichen Pracht maschinengefertigter Möbel zu ertrinken scheint und sich wie ein Fremdling zwischen den seltsamsten Stücken bewegt. Damals scheinen mir die Menschen und ihre Wohnungsumwelt wahrer einander entsprochen zu haben, mochten deren Möbel und Hausrat auch ärmer, ja ärmlicher sein. Der Mensch war in den Wohnungen, die ich besonders bei einfachen Menschen vorfand, auf echtere Weise bei sich zu Hause als heute, weil die Beziehung, die er zu seiner Umwelt besaß, ohne aufgebauschte Ansprüche und ohne oberflächliche Lebenslüge gesund war.

Ich, der ich Staunenswertes von dem jungen Geiger gehört hatte, geriet vor dem Spiel in eine nicht geringe Aufregung. Zu meiner und seiner Überraschung bemerkte er dies, aber als wir begonnen hatten, legte sich meine Unrast, und ich konnte seinem raschen Tempo in Schuberts Ouvertüre zu „Rosamunde“ folgen. Er strich die Geige souverän, was man dem großen, gedrunenen jungen Manne nicht hätte ansehen können. Jahre später traf ich ihn in der Kokerei Gotthardtschacht wieder. Er war Laborant geworden und hat dort seine Benzol- und Ammoniak-Analysen durchgeführt, bis wir aus dem Dorf zogen, er später nach der Teilung Oberschlesiens in polnischen Offiziersmessen aufspielte und mir für immer aus den Augen kam. – Noch an einen anderen Ort findet meine Erinnerung zurück, wenn ich an die Musik im Dorf denke: auf das halbdunkle Chor unserer Dorfkirche. Über eine steinerne Wendeltreppe im Nordostturm fand man auf die Empore, in dessen Mitte unseres Organisten, Orgelbauers, Kantors und Chorleiters Mundschick Podeschwas Orgel stand. Dort über dem Kirchenschiff, in dem es abendlich dunkel und still war, sammelte sich der kleine Kirchenchor, dem auch ich wie selbstverständlich angehörte. Rückblickend sehe ich kaum ältere Männer und Frauen unter den Sängern; wir waren jung, sangesfreudig, zu überschäumendem Übermut ebenso bereit wie zu ernster Bemühung,

und unser guter Mundschick, eine kleine, schmächtige Gestalt, die den Gebrauch der Register, Tastatur und Pedale sicher beherrschte, verstand es in natürlicher Ungezwungenheit, unsere Aufmerksamkeit wieder an Text und Noten zu binden. Selbst in harten Wintern froren wir nicht auf der eiskalten Empore, vielmehr sangen und schwätzten wir uns in den kleinen Pausen munter warm, manche Liebelei wurde gesponnen, aber die Schutzpatronin der Kirchenmusik, die heilige Cäcilia, hat wenig Anlaß gehabt, uns zu zürnen, teilten wir doch auch die Gepflogenheit aller Chöre Mitteleuropas nicht, nach den Übungen die erhitzten Zungen und Kehlen in einer Kneipe zu kühlen.

Alle Melodien sind längst verrauscht, aber das „Transeamus“ ist mir gegenwärtig geliebt, ohne welches der weihnachtliche Festgottesdienst für einen Oberschlesier nicht vorstellbar war, eine Offertoriumsmelodie, die nicht nur im Winter, sondern während des ganzen Jahres alle oberschlesischen Spatzen von den Dächern piffen.

Wir übten Messen des Breslauer Domorganisten Filke, vierstimmige Choräle, die bekannte C-Dur-Schubertmesse, eigenartig vierstimmige Sätze zum „Tantum ergo“ und daß wir zu den Hochfesten alle Responsorien der damaligen Meßordnung kräftig, ja überlaut ins menschengefüllte Schiff hinuntersangen, verstand sich für uns, die wir – ich gestehe – manchmal das Schöne mit dem Lauten verwechselten. Für mich waren die Proben und Aufführungen während der feierlichen Gottesdienste lebendige Ereignisse, sogar gesellschaftliche Vorgänge, bei denen die menschliche Fühlungnahme, das Wiedersehen mit Freunden und Bekannten, die Unterhaltung, ja auch das Geschwätz ebenso zur Veranstaltung gehörten und mich freudig erregten wie die Musik selbst, die eine natürliche Folge unserer gemeinsamen Christgläubigkeit war. Diese Stunden scheinen in meiner Erinnerung zahllos gewesen zu sein, obschon sich alles in nur drei oder vier Jahren abspielte. Sie haben so auf mich eingewirkt, daß ich fortan meinen Ort in der Kirche stets neben der Orgel haben zu müssen meinte und manchmal, wenn es sich ergab, selbst auf die Orgelbank rückte. Ich bedauere lebhaft, daß die Ausbildung im Orgelspiel, die ich später in der Ratiborer Lehrerpräparandie im Laufe von anderthalb Jahren erhalten sollte, in den Anfängen stecken blieb, weil die polnischen Aufstände meinen Aufenthalt in der Oderstadt abbrachen.

Den hohen Sommer zierten keine kirchlichen Hochfeste. Erst wenn die Abende im Herbst vorrückten und in weiter Ferne das Weihnachtsfest sichtbar wurde, fanden sich die Mitglieder wieder auf dem Chor ein, und jene abendlichen Musikstunden haben in mir ein besonderes Verhältnis zur Verbundenheit von Kult und Musik entstehen lassen.

Unseren Chorleiter aber haben die späteren politischen Wirren in unserer Heimat auf grausame Weise unter den grünen Rasen gebracht. -

Ein einziges Mal sollte auch unser weltlich-musikalisches Können eine höchste Aufgipfelung erfahren, die alles Vorhergehende in den Schatten stellte. Eine in der Provinz bekannte Sängerin war bei Herrn und Frau Gemeindevorsteher zu Besuch abgestiegen. Es wurde ein kleines Fest daraus. Wir, drei Musikanten aus dem Freundeskreis, waren geladen, zur großen Tafel die Musik zu liefern. Mir, meinem Freunde Sepp und Richard, uns schwoll der Kamm. Wie wichtig wir das Ereignis nahmen, geht aus unseren blauen Anzügen hervor, die wir anzogen, und aus der Overtüre zum „Freischütz“, die wir als unser Glanzstück einstudiert. Die obere Fensterreihe des stolzen Gemeindehauses war erleuchtet, der sogenannte Salon fand die festlich gekleidete Gesellschaft versammelt, unter der sich auch meine Eltern befanden, und wir drei scharten uns im eleganten Nebenzimmer um das braune Klavier, von wo wir das musikalische Tafelkonfekt in den Salon verfrachteten. Die Szene war bemerkenswert: Richard, der Geiger, versuchte aus den Darmsaiten das Wirkungsvollste herauszusagen, ich schwitzte mir in diesem warmen Augustabend Hemd und Finger feucht, welche auf den Tasten keinen Halt fanden, und Sepp, sonst ebenfalls ein tüchtiger Klavierspieler, blätterte die Noten um und wischte mit einem Taschentuch die gerade nicht benutzten Tasten so behende trocken, daß sich ein fingerfertiges Feuchte-Trockne-Spiel von drei Händen auf den Elfenbeintasten entwickelte, während wir die Freischütz-Overtüre, unser Spitzenstück, in immer tollerem Wirbel und kühnsten Alleingängen abschnurren ließen, um uns schließlich beim letzten Schlußakkord wiederzufinden. Wir waren selig zerschwitz, meinten, niemals besseres vollbracht zu haben, und vom offenen Salon drang ein lebhaftes Geschwätz zu uns herüber, so daß ein jeder von uns, wären wir von unserem Erfolg nicht so stark berauscht gewesen, hätte merken müssen, daß zwischen beiden Räumen ein rasch sich steigernder Wettlauf um Tongeschwindigkeiten und Lautstärken stattgefunden hatte. Ich weiß nicht, wer Sieger geblieben war, habe aber, gemessen an den Erfahrungen meines Lebens, meine eigne Meinung. Mit Kuchen, Plätzchen und Säften gesättigt, entzückt von der schlanken, modisch gekleideten Opersängerin, der wir die Hand reichen durften, - damals waren noch tiefe Kratzfüße unsere Bemühung, - zogen wir in die Sommernacht hinaus, und unser erstes und letztes Konzert im Gemeindehaus hatte sein zufriedenstellendes Ende gefunden. - Wir jugendlichen Musikanten haben die Hornklänge, die einer aus dem Dorf über die Dächer blies, nicht mehr gehört, aber zum guten Schluß der Musikerinnerungen soll noch jener Gestalt aus dem Dorf

gedacht werden, die über alle anderen Dilettanten hinausgewachsen ist und in der Welt der großen Kunst einen geachteten Namen und Platz errungen hat. Als sein Vater, der den Heranwachsenden einmal hart gescholten hatte, seinen Sohn das Dorf verlassen sah, ahnte er nicht, daß dieser einst vom Dirigenten Furtwängler entdeckt und engagiert werden würde. Irgendwo im weiten, musikalischen schlesischen Land fand der Junge einen Gönner und Kenner, der ihm von der Violine fort zum Horn riet, ihn tüchtig ausbilden ließ und so zu einem tüchtigen Musiker machte, daß er später nach der Zusammenkunft mit dem berühmten Dirigenten in Dresden Fuß faßte, Mitglied einer bekannten Bläser-Vereinigung wurde und in ganz Europa konzertierte. Ich traf ihn ein einziges Mal, überrascht von einer Konzertankündigung und seinem Namen, im ostpreußischen Königsberg. Ich erinnere mich nicht mehr an die Konzertfolge, aber um so mehr an jenen Augenblick, an dem wir uns nach dem Konzert fast in den Armen lagen, Söhne desselben Dorfes, ich der bescheidene Dozent an der dortigen Kunstakademie und Sohn des Rektors, der ihn unterrichtet hatte, und er, das Arbeiterkind, das seinem Dorf den größten, in ihm wohl niemals recht bekannten Ruhm errang. Als Stern auf dem Himmel der europäischen Kammermusik war er ein Meister des Waldhorns. Voll Freude hat er mich damals an seine Freunde herumgereicht, ein Wiedersehen vereinbart, aber die Erschütterung des zweiten großen Krieges, die uns später alle aus dem Dorf trieb, haben ihn aus meinem Gesichtskreis gerissen. Nur eine Spur fand ich später noch, als ich von einem aus dem Dorf hörte, er habe ihn gegen Ende des Krieges einmal in Wien konzertieren hören, am Abend noch lange mit ihm zusammengesessen, ihn aber auch aus den Augen verloren.

Könnte er uns doch auf seinem Waldhorn zum Abschied einige Klänge über die Dächer und durch die Straßen des Dorfes blasen, der Bergmannssohn und Hornist Max Zymolong! –

Kehren wir noch einmal zur Kirchstraße zurück, wandern wir bis zur großen Uhr und heben wir unsere Augen zum zweiten Stock hoch! Dort schaute oft der struppige Kopf eines Mannes aus dem Fenster. Er war es, dessen Haupt die Muse des lyrischen Gesanges geküßt hatte, ehe sie sich – mit einem anthrazitfarbenem Anhauch von unseren Kohlenhalden an ihren Flügeln – auf den Heimweg zum Olymp machte.

Wir Knaben haben den Mann, der über die Dächer blickte und seinen eignen Gedanken und Bildern nachsann, nicht sonderlich beachtet. Manchmal bemerkte ich sein bewegungsloses Gesicht, wenn ich unter der Uhr vorbeilief, und war froh, seinem Befehlsbereich enthoben zu sein, dem ich am Vormittag in der Schule unterworfen war; denn er sorgte als gewissenhafter Lehrer für Ruhe und Ord-

nung. Erst als die Erwachsenen von ihm als einem Dichter redeten, wurde er in meinen Augen etwas Besonderes. Wir Jungen verdankten ihm eine freiwillige Lesestunde am Nachmittag, die er mit spannendem Lesestoff ausstattete. Er saß ganz in sein Buch vertieft am Katheder, während der Herbstregen an die Fenster sprühte oder die Schneeflocken vorübertanzten und wir, im warmen Schulzimmer hockend, uns in ferne Länder auf Abenteuer begaben. Ich hörte meinen Vater von einem Gedichtband reden, der in Beuthen erschienen war und unseren Lehrer bekannt gemacht hatte. Ich habe die „Haldenrosen“ damals nicht zu Gesicht bekommen, aber als Vierzehnjähriger in einem Musenalmanach Gedichte von ihm gefunden. Einige Verse konnte ich auswendig hersagen. Was mich anzog, waren mir bekannte Bilder seiner Sprache, Zu- und Gegenstände der Natur fand ich vor, wie ich sie kannte oder dumpf fühlte. Hier war einer, welcher wie ich in den Feldern und Wiesen herumstreunte, sich viel in der Natur bewegte, in ihr lebte und von ihr Impulse empfing. Wenn einer sagte:

„Auf meiner Heimat stillen Ackerrainen,

Da lag ich träumend manchen Sommertag“,

dann war er mein Freund und Bruder. Wie gut ging es mir ein, daß er Wahrnehmungen wie „dämmern“, „verwittert“ und „raunend“ machte. Hatte ich doch viele Abenddämmerungen von unserem Fenster aus erlebt, wenn die weite Landschaft langsam von der Dunkelheit bedeckt wurde, alte Häuser mit ihren verwitterten Ziegeln geliebt und die Sprache der großen Zitterpappeln gegenüber unserem Hause als Begleitmusik meiner Jugend empfunden. Dennoch schwand der Poet aus meinem Bewußtsein, als mich das Leben aus dem Dorf geholt und in erregende Jahre gezogen hatte. Und als ich mich später in der Lyrik versuchte und schließlich fast ein halbes Jahrhundert vergangen war, fahndete ich nach dem Büchlein. Nach Schreibereien, Nachfragen und mit freundlicher Menschenhilfe hatte ich es endlich in den Händen. Es war ein Stück Heimat. Die wenigen Verse, die sich in mir erhalten hatten, stellten sich jetzt in einen weiten Zusammenhang eines poetischen Geistes, der heimatliche Umwelt und Natur geliebt und zu Versen werden ließ. Es war kein epochemachender Dichter, aber in unserem Lande war das Loblied „Mein ober-schlesisch Land“ wohlbekannt, wurde oft gesungen, und zahlreiche Komponisten haben Melodien für es gefunden. Die unmenschlichen Wirren der Nachkriegszeit und die politischen Ereignisse haben seine Vaterlands- und Heimatliebe schwer verwundet. Er, der von sich und seiner inneren Welt schrieb,

„ – – durchs wunderzarte Wipfelgrün

da tönt's von tausend Nachtigallen:

ich habe eine Welt für mich“,

bekannt am Ende seines vierundvierzig-jährigen Lebens: „darbend, sorgenvoll, verbittert und früh gealtert“. So hat der Tod „den Zwitscherling“ – wie er sich selbst nannte – früh dahingerafft. Seine Gedichte sind verklungen und verschollen. Eines sei noch einmal hervorgeholt. Es ist in schlichtem Volkliedton gehalten, voll satter Farben und hat den Klang eines romantisch empfindenden Gemüts.

NACHT

Nun hängen alle Bäume	Nun schläft der Quell im Moose,
Die dunklen Mäntel um	Der Chor der Grillen schweigt,
Und hüllen sich in Träume	Die sonnentrunke Rose
Und stehen schwarz und stumm.	Sich müd vom Stengel neigt.

Ein dunkler Fittich streichelt
Mir sanft die Augen zu,
Und weiche Stille schmeichelt
Mein fiebernd Herz zur Ruh.

In einem Brief aus Amerika, der mich erreichte, war kürzlich eine Begebenheit erwähnt, der mich wie eine letzte Nachricht des Poeten anrührte. Einmal sei der Briefschreiber, der später ausgewandert war, als junger Schüler an das Pult getreten und habe ein Gedicht vorgetragen. Da war der Poet aufgestanden, hatte ihm die Hand auf die Schultern gelegt und gesagt: „So ist's recht, Uhland war ein trefflicher Dichter.“ Nach vielen Jahren hat sein Lehrer ihm einen Band mit den Uhland-Gedichten über das große Wasser geschickt, die er, ein Siebzjähriger, in Lakeview - Long Island heute noch besitzt. – Daß ein Gedicht die grüne Zone, welche das Dorf umgab, durchflog und in die weite Welt bis nach Italien kam, ist das Verdienst und der Ruhm des Orzegowers Hans Kwoka. Auch er hat sich von der Muse angerührt gefühlt und Gedichte geschrieben. In einem pries er keinen geringeren als den Papst Pius XII. als Friedensfürsten. Er nahm sich auch das Herz und sandte die Verse in die Ewige Stadt an den Papst persönlich. Vor mir liegen das Foto und die Antwort des Gefeierten auf die dichterische Anrede. Das Staatssekretariat Seiner Heiligkeit teilt in hohem Auftrag mit, daß der Heilige Vater für den ihm entbotenen Treugruß sowie die Versicherung frommen Gebetes dankt und als Unterpfand der überreichen Gnade Gottes in väterlicher Liebe den Apostolischen Segen erteilt. So ist auch Orzegower Poesie in die weite Welt gedrungen. –

Neben solchen weltweiten Erfolgen beschränkten sich unsere eignen musischen Bestrebungen auf den Kreis einer kleinen Kindergesellschaft, aber unser Theaterspiel belebte unsere Tage und unsere Phantasie aufs glücklichste. Der oberste Treppenabsatz auf der Boden-

bühne unseres Hauses war der Schausplatz, auf dem wir uns über den Alltag erhoben und die Welt verwandelten. Auch diese sollte man unter die lächelnde Schirmherrschaft Thalias, der heiteren Muse, stellen, weil sich alle gespielten Szenen nicht nur uns, sondern auch den kleinen und großen Zuschauern heiter und unbeschwert darboten. Hier spielten wir mit Geschrei, kindlichem Pathos, Zank, Lachen und zur Zufriedenheit der Beteiligten, hier erwarteten wir die Gäste, die geladenen Kinder der Nachbarschaft mit ihren fünf Eintrittspfennigen, und hier ereigneten sich auch jene Theaterskandale, die zu jedem lebendigen Theater gehören. Die Spiele wurden nur in ganz großen Zügen durchgesprochen, erst käme dies, dann das, schließlich jenes und am Ende der feierliche Schluß. Nicht immer fesselten unsere Darbietungen die kleinen Gäste, es traten Pannen ein, in denen die Schauspieler uneins wurden und innerhalb des geplanten Stückes eine Komödie einschoben, und diese um so lebendiger vorspielten, als gerade jetzt die Aktion von ursprünglicher Verve getragen war und die Leidenschaften ihre überzeugendste Darstellungsform fanden. Oder es geschah, – ein Schicksal, gegen das nicht anzugehen war –, daß sich unter uns eine Tür öffnete und die Stimme unserer Marie vernehmlich durchs Treppenhaus schallte: „Oskar, Norbert, Rudi, Steffi, runterkommen, Ahmbroot essen!“ Ich erinnere mich an eine chaotische Situation, deren wir fast nicht gewachsen waren, in welcher wir das Eintrittsgeld zurückzahlen mußten, wobei die Anzahl der Gläubiger merkwürdigerweise viel höher war als vorher die der Gäste.

Texte wurden, wie gesagt, nicht aufgeschrieben; die jugendliche Kraft zu improvisieren, die selbst elementarste Bühnengesetze rücksichtslos mit Füßen trat, war so stark, daß sie Vereinbartes überhaupt nicht zur Kenntnis nahm, das Stück ex tempore blühte, die Einheit der Handlung wegen mangelnder Übereinstimmung aller Akteure bedenklich schwankte und die Aufführung zu irgendeinem unvorhergesehenen Zeitpunkt welk wurde und alles sich lärmend auflöste. Aber allen kunstvollen Theatergesetzen zum Hohn fühlten wir uns pudelwohl dabei, und es konnte geschehen, daß nach einem kernigen Zank ein jeder vorzeitig, die zusammengeklauten Requisiten ungeordnet unterm Arm, treppab zog, um anderen Tags ebenso begeistert von neuem zu beginnen.

Gelegentlich bezogen wir die Sommerbühne, jene brusthohe, nach hinten sanft aufsteigende Fläche unserer geräumigen Aschengrube. Es war eine ideale Bühne, und oft geschah es, daß oben jene abenteuerliche und unaufführbare Welt, die nachzuahmen uns Kindern ein Leichtes dünkte, vor leeren Zuschauerplätzen, will sagen vor dem leeren Hof als kindliches Welttheater über die steinernen Bretter ging, nur vom wolkenlosen Sommertag oder dem Sonnenlicht mit

lächelndem Beifall aufgenommen, wie er ungetrübter und bekömmlicher nicht hätte sein können. –

Zum rechten Musenhof gehören Theateraufführungen. So sei jenes Ereignis nicht vergessen, mit dem Talia, die Tochter Zeus', uns Jungen einmal beschenkte, indem sie Humperdincks Märchenoper „Hänsel und Gretel“ aufführen ließ. Es war eine Sonderaufführung für das kleine Volk des Dorfes. Ich sehe den prosaischen Saal unserer Dorfkneipe Pyka in nüchternem Morgenlicht noch vor mir. Es war frisch im großen Saal, und die Stühle standen nicht mehr in geraden Reihen. Sie wurden von uns unruhigen Geistern in Bewegung gehalten, so daß ein unaufhörliches Hin- und Herrücken unser Geschwätz begleitete. Ich weiß nicht, woher die Spieler kamen. Welcher Junge fragt danach? Auch erinnere ich mich nicht an ein Orchester. Sicher hat man sich wohl mit dem Dorfklavier und einer Geige begnügt. Es war jenes für mich historische Instrument, auf dem ich sieben oder acht Jahre später die ersten Filme, die ins Dorf kamen, mit Volksliedern und pubertären Improvisationen untermalte. Auch ein Duo-Ensemble kann Humperdincks Lieder „Ein Männlein steht im Walde“ und „Brüderlein, komm tanz mit mir“ begleiten und dazu fröhlich aufspielen. Hatte mich später das liebeliche Vorspiel – vielleicht war es das zum zweiten Akt – so sehr begeistert, so muß ich leider gestehen, daß mich damals weder der Inhalt des Märchens noch die Musik sehr gefangen nahmen als etwas ganz anderes. Ich hatte mich nämlich gleich eingangs darüber erbost, daß man den Hansel von einem Mädchen spielen ließ, ein Betrug, den ich sofort am runden Busen von Hansel feststellte. Beim lustigen Hüpfen Hansels bewegte sich dieser so freundlich auf und nieder, daß die Träger der kurzen Hosen mit den Rundungen in Konflikt gerieten und immer wieder abrutschten, und ich, ins Spiel versunken, immer wieder von diesem Herabfallen und Hochziehen daran erinnert wurde, daß hier ein handfester Betrug im Spiele war. Grimmig sprühte ich meine größte Verachtung, deren mein Kinderherz fähig war, auf den falschen Hansel, und es war ein Wunder, daß ich ihm nicht die Kastanien, mit denen meine Taschen prall gefüllt waren, an den Kopf warf. Am Ende durchquerte ich enttäuscht das Gewirr der schreienden Kinder und polternden Stühle mit der festen Überzeugung, schmachlich betrogen worden zu sein. –

Schaue ich rückblickend auf die zahlreichen musischen Erlebnisse, dann gedenke ich gern aller Menschen, die den Jungen derart beglückten und bildend bereicherten, in großer Dankbarkeit.

Von Knöpfen, Bällen und Messern

Jugend drängt zum Spiel. Eine Jugend ohne Spiel ist eine lange, folgenschwere Tragödie. Ich danke einem freundlichen Himmel, daß meine Heimat eine lebendige Fülle von Spielen bereithielt und meine Knabenjahre in einen Reigen glückhafter Spiele verwandelt hat. Jeden Raum, jeden Platz in der Natur und jedes Ding verwandelten wir im Spiel, und die Freudigkeit, mit der wir die Welt ergriffen, verdoppelte sich beim Spiel in unserem Herzen.

An den Mauern und Wänden tönten die Würfe der Metallknöpfe auf. Sie waren in unserer kleinen Welt ein kostbarer Besitz. Im Geschicklichkeitskampf wechselten die blanken, silbrig oder golden blitzenden Metallknöpfe, welche Kleider, Mäntel und Uniformen geziert hatten, die Hosentaschen oder Säckchen der jungen Spieler. Ein solcher Knopf, je nach Bauart, Metallglanz und Verzierung von minderm oder höherem Punktwert, wurde in Schulterhöhe gegen die Mauer geprellt und fiel zu Boden. Der Gegner versuchte seinen Knopf von der Wand so zurückprallen zu lassen, daß er möglichst in die Nähe des ersten geriet oder diesen gar klirrend traf. In diesem Glücksfall war er sein eigen. Meistens wurde jedoch die Entfernung durch eine im Dorf überlieferte Meßordnung in Punktwerte umgesetzt, indem man auf verschiedene Art die Finger spreizte. Von Wurf zu Wurf sammelte man Punkte, und der Spieler, welcher zuerst die Wertzahl des blizenden Knopfes erreichte, steckte ihn befriedigt in den Sack. Ein Spiel von klingender, unerschöpflicher Spannung. Wir bogen den Zeigefinger vom Daumen ab, bis er knackte, den Zeigevom Mittelfinger, daß die Zwischenhaut sich schmerzhaft straffte, und dehnten die längste Spanne zwischen Daumen und kleinem Finger, als ob sie aus Gummi wären. Eisenblechbezogene Knöpfe galten am wenigsten, andere, die mit dünnem Messingblech überzogen waren, stiegen im Wert, noch andere, aus reinem Messing geprägte, bildeten die Kaste der Vornehmen, und als Krone des Besitzes galt ein golden glänzender Knopf aus reinem Messing, der Abzeichen, Embleme oder Verzierungen auf seinem Bauch trug. Ali Babas geraubte Schätze verblaßten neben diesen funkelnden Stücken, welche, aufs höchste begehrt, genauester Betrachtung und lebhafter Begutachtung unterzogen wurden.

Gegen Morgenaufgang lag an der Straße nach Godullahütte ein gitterfenstriges Haus, in das man während des Ersten Krieges gefangene Russen gesperrt hatte. Der hohe Bretterzaun, welcher das Lager umgab, war oft von Jungen umlagert, welche mit den Ge-

fangenen, hochgewachsenen Gestalten in langen, gelben Mänteln, Eßbares oder Zigaretten gegen Holzspielzeug austauschten, das sie trefflich zu schnitzen verstanden. Mit einem zierlich zusammengebastelten Gestell, das sich drehen ließ und lustig klapperte, oder mit einer Tierfigur, die eine Bewegung ausführen konnte, zog auch ich manchmal glücklich heim, wenn ich etwas Brot oder ein paar Zigaretten durch den Zaun gesteckt hatte.

Es ging im Dorf um, die Gefangenen litten Hunger, und der Kaufmann, dem man deren Verpflegung anvertraut, habe sie nur mit dünnen Kohlsuppen abg gespeist. Ich staunte die fremdländischen, großen Menschen durchs Astloch an, wie sie in ihren Mänteln im Hofe langsam auf und ab gingen. Daß sie in der Grube schwere Arbeit ableisten mußten, nahmen wir Kinder gedankenlos hin; denn leider lernte ich erst als Erwachsener, was Machtmißbrauch, Fronarbeit und Unterdrückung im Menschenleben bedeutet.

Noch aus einem anderen Grund zogen wir zum Lager „auf dem Berg“: an ihren Mänteln hingen seltsame Messingknöpfe, und wir wußten bald auch hier einfache von gediegenen zu unterscheiden. So kam es, daß sich in unseren Säcken oder Strumpffüßlingen deutsche und russische Uniformknöpfe friedlich, bewundert und gleicherweise beliebt mischten wie wohl in der Geschichte beider Völker niemals die Menschen. –

Hatte die Frühjahrssonne die Erde endlich getrocknet, holten wir auch die Vorräte der kleinen, farbigen Tonkugelchen aus Kisten und Läden wieder hervor, und allerorten begann das Kugelspiel im Dorf. Wohl in allen Teilen unseres Landes kannten die Kinder das Spiel mit den Kugeln, Murmeln oder Knickern, wie immer sie heißen mögen. Es galt, von einem auf dem Boden gezeichneten Strich die (vorher ausgemachte) Anzahl von Kugeln in ein halbrundes, handgroßes Loch zu werfen, schieben oder zu rollen. Die größere Anzahl der Kugeln, die von dem einen oder anderen ins Loch gerollt waren, gaben ihm Recht und Startzeichen zum Schieben der um das Loch zerstreuten Kugeln. Mit gebogenem Zeige- oder Mittelfinger, – ich benutzte immer den linken –, schoben wir atemlos, mit brennenden Augen, knieend und voller Andacht Kugel um Kugel ins Loch. Wer die letzte Kugel glücklich ins Loch schob, holte sich aufatmend die farbige Herrlichkeit aus der „Dutzka“. Die schönsten Kugeln bestanden aus Glas; ein farbiger Reigen von kleinen Bändern und Fäden durchzogen das gläserne Rund, und der Kampf um solch eine Kostbarkeit spannte alle Kräfte an, die in unserem Auge, der Hand und im jungen Herzen lebte. Hatte sich der dünne Farbüberzug durch vieles Rollen abgerieben und die Kugel unansehnlich gemacht, konnte es geschehen, daß mancher, der einen Blick in den Beutel des Gegners geworfen, seinen eignen zupackte und es unter seiner Würde

fand, sich um einen solchen Lehmabfall zu bemühen. Mehrte der Herbst alle Pfützen, dann verstauten wir unsere Vorräte irgendwo zu Hause, aber ich könnte von keiner einzigen Kugel sagen, wo sie geblieben ist. Doch! Von einigen wenigen. Einmal schloß ich einige der gläsernen Kugeln, Könige ihres farbigen Volkes, als Grabbeigabe in einen kleinen Hügel ein, in dem ich einen toten Salamander begraben hatte. Diese prächtigen Zeugen jugendlichen Spiels müssen noch heute in jenem Hügel liegen; denn Glas verwest nicht. –

War auch das Pflaster hell aufgetrocknet, hörte man überall dort, wo eine halbwegs unbegangene Ecke lockte, das Knallen der Peitschen, mit denen Jungen ihre kleinen Holzkreisel antrieben. Vor dem Eingang der Mädchenschule dehnte sich einladend das Pflaster, und hier tanzten unsere Holzkreisel auf ihren Metallspitzen. Den oft vergeblichen Mühen, den Kreisel in gebückter Haltung mit Daumen und Zeigefinger so anzudrehen, daß er seinen Tanz begann, folgte der erste Schlag, und dann wirbelte das bunte Ding übers Pflaster, bis es irgendwo gegen den Baum, die Mauer oder die Schuhe eines Vorbeigehenden prallte, hilflos noch etwas auf dem Boden zappelte und leblos dalag. Manch Erwachsener schlug lächelnd einen Bogen um die wilden Peitschenschwinger, und es konnte geschehen, daß auf einem Stück Straße die Luft von lautem Peitschenknall erfüllt war. Lieber Leser, solltest auch du wider Erwarten dies einmal versuchen wollen, so nimm eine nicht zu dicke Schnur und mache an deren Ende einen straffen Knoten! Denn die Peitschenschnur zerfasert leicht. –

Auf dem breiten Grasstreifen zwischen den Rüstern am Gehsteig vor unserem Hause gaben wir uns lange Stunden einem uralten Spiel unseres Volkes hin. Heute ist es vergessen. Unsere Stadien sind bei den gewaltigen Schaukämpfen um den Fußball übervoll, und das Korbballspiel, das die Jugend von jenseits des Ozeans Europa geschenkt hat, ist mit seinen edleren Regeln und den vielfältigsten Körperbewegungen vielen Zuschauern eine Augenweide. Das Schlagballspiel aber – von ihm ist die Rede – ist kein Schau-Spiel. Der Sieg ist von außen her schlecht überschaubar. Nichts von einer glänzenden Schau, nichts von eigenwilligen Einzelleistungen wird dem Zuschauer geboten. Es ist ein schlichtes, aber anspruchsvolles Spiel, das dem einzelnen selbstverleugnende Einordnung, nachdrückliche Bereitschaft und wache Schmiegsamkeit abverlangt. Noch in den zwanziger Jahren ist in unserem ganzen Lande um die Meisterschaft gekämpft worden, und darüber, daß ein Nachbardorf mehrere Male die deutsche Meisterschaft gewann, war ich so stolz, als hätte ich selbst an ihr das größte Verdienst.

Es galt, aus einem gekennzeichneten Feld einen harten Lederball, den die Hand umschließen konnte, – ich habe ihn heute noch im Griff –, mit einem Holzscheit so steil nach oben oder weit übers

Spielfeld zu schlagen, daß einige Läufer aus sicherem Ort zu einer Malstange laufen und sogar noch den Rücklauf ins heimische Feld wagen konnten, ohne vom Gegner, der sich eiligst des Balles zu bemächtigen suchte, mit dem Ball getroffen zu werden. Gelangten die Läufer sicher ins Ausgangsfeld zurück, waren Punkte eingebracht; war einer von den ihren vorher mit dem Ball getroffen, wechselten Schlag- und Fangpartei. Vor unserem Haus wogte das aufgeregte Meer des Spieles hin und her, – Schlagen, Laufen, Fangen, Abwerfen und unentwegtes Schreien in Triumph und gegnerischer Niederlage tönte über die Straße und begleitete den ruhigen Gang der Sonne, die sich über unser Haus hinweg zum Untergang senkte.

Oft landete der hochgeschlagene Ball in der Dachrinne oder auf dem Dach hinter einem kleinen Drahtgitter und blieb dort für uns, selbst aus dem Dachfenster heraus, unerreichbar. Wehmütig und in dumpfer Ergebenheit standen wir dann zusammen und schauten zu unserem letzten Ball hinauf, der sich wie auf Verabredung dort eingefunden hatte, wo bereits einige seiner Genossen, friedlich nebeneinander liegend, auf ihn gewartet hatten. Allen kindlichen Einfällen zum Trotz, wieder zu unseren Bällen zu kommen, setzte die luftige Wirklichkeit ihr hartes Nein entgegen, und selbst die Feuerwehr, die uns als eine mit hoher Leiter versehene Rettung eingefallen war, ist niemals ausgezogen, um unsere Leder-, Gummi- oder Lumpenbälle aus der schmerzlichen Entlegenheit wiederzubringen. Sollte ich je wieder vor unserem alten Hause stehen dürfen, das Kriege und Aufstände überdauert hat, dann halte ich gewiß nach meinen alten Freunden Ausschau. –

Auch in unserem Dorf verdrängte der Fußball, dieses so überschaubare, an Einzelkämpfen so spannungsreiche Spiel, langsam die anderen Ballspiele, als die Dorfjugend ihn kennenlernte. Aus dieser kostbar naiven Anfangszeit ist mir eine Fülle von Episoden gegenwärtig, die von Traurigkeit, Dramatik, Ingrim und homerischem Gelächter begleitet wurden. Der Platz war eine maulwurfsbucklige Wiese oder der aschebedeckte Schulhof. Zwischen zwei Steinhäufen, welche die Torpfosten ersetzten, warteten die Torwächter auf ihre Arbeit, und ein Dutzend oder gar zwanzig Spieler hingen geschlossen wie ein böser Hornissenschwarm am Ball oder brausten ihm dicht gedrängt nach und bildeten einen lebendigen Klumpen drängender, hackender und schreiender Spieler, aus dem sich hier und da ein einzelner mit grimmigem Gesicht löste und humpelnd eine stille Ecke aufsuchte. Entrang sich der Ball aus unerfindlichem Grund dem Gedränge, – es war schwer, das Freie durch vierzig Menschenbeine hindurch zu erreichen –, dann rollte er allein über die Einsamkeit des Platzes, bis die Spieler inne wurden, daß der Ball längst nicht mehr die unerreichbare Mitte des Menschenknäuels bildete. Und nun setzte ein

Massenüberfall auf das Leder ein. Wehe dem Tormann, wenn diese Groß- und Gemeinschaftsgestalt sich mit unaufhaltsamer Gewalt den Steinhäufen näherte! Nur eine aus Betonblöcken gemauerte Festung hätte dieser Woge standhalten können. Es war in jenen Tagen spannend, Fußball zu spielen. –

Unsterbliche Fußballorbeeren holten sich die jungen Helden des Dorfes in Lipine. Freilich sind sie etwas umschattet durch den Tod meines Bruders, der bald nach dem Spiel ins Krankenhaus gebracht wurde, wo er starb. Sein Tod hatte keinen Zusammenhang mit dem Spiel, in dem er an einem bitterkalten Frosttage unangemessen bekleidet im Tor gestanden hatte. Er hatte als großer, schwächlicher Junge die tragische Aufgabe, in der eignen Anfänger-Mannschaft gegen eine ausgezeichnete Gruppe von jungen Leuten aus Lipine im Tor standzuhalten. Die Lipiner hatten – so sickerte es später im Dorf durch – wie geschmeidige Katzen mit gichtkranken Mäusen gespielt, kurz, die Unsrigen kamen mit einer Rechnung von Einundzwanzig zu Null heim. Alle drei Minuten sei ein Tor gefallen, bis der Schlußpfiff die Orzegower gelähmt heimschickte.

Daß sich unsere Großen eine solche Niederlage nicht bereiten lassen wollten, geht aus einer Komödie hervor, die im Dorf große Heiterkeit erregte.

Unsere Männnermannschaft hatte in Gleiwitz oder Richtersdorf ein Freundschaftsspiel ausgetragen. Mit fliegenden Fahnen der Erwartung eines großen Sieges waren sie ausgezogen, und – richtig! – am anderen Tage hing der Siegerkranz im Schaufenster von Haida, einem kleinen Laden der Kirchstraße. Dort hatte ich stets außer einigen wenigen Zigarettenschachteln nur noch etwas Pfeifen- und Kautabak liegen sehen, und, ich weiß nicht, selbst diese kleinen Vorräte schienen mir fragwürdig und verdächtig zu sein. In dem Schaufenster hängte der Sportverein alle Sport- und Übungsnachrichten und -zetteln aus, wie auch die Großdrucke mit einem prächtigen Eichenkranz und den Ankündigungen eines wichtigen Spieles. Über den großen Sieg in Gleiwitz aber schien sich außer uns Jungen niemand recht zu freuen. Es gab ein Raunen und verständnisvolles Augenzwinkern unter den Großen, wenn das Gespräch über das Spiel in Gleiwitz kam. Wir Jungen, stolz auf unsere Männnermannschaft, die sportliche Repräsentantin des Dorfes im weiten Umkreis, glaubten den bösen Andeutungen nicht, würde doch alles wahrheitsgemäß in der Sportzeitung stehen. Damals wußten wir noch nicht, daß die Orzegower in der Schau oberschlesischer Wettkämpfe noch nicht zählten. Kein Sterbenswörtchen in dem kleinen Blättchen. Aber die Wahrheit kam ans Licht. Unsre vergötterte Männnermannschaft war kräftigst aufs Haupt geschlagen, eingeseift, auf den zweiten Platz verwiesen und überfahren worden, sie hatte „Packung bekommen“, war furchtbar einge-

deckt und zweistellig abgefertigt worden, – und wie die Ausdrücke einer vernichtenden Niederlage alle heißen mögen, – allein sie wollten sich im Dorf mit weißer Weste präsentieren.

Es kam heraus, daß nach der himmelschreienden Niederlage in einer Gleiwitzer Kneipe ein fröhlich-abendliches Zechen einheimischer Prägung stattgefunden hatte. Bei steigendem Schnapsgenuß waren die Wogen der Umarmungen und Verbrüderungen höher geschlagen, man hatte sich beiderseits zu den hervorragenden Leistungen beglückwünscht, bis Sieger und Besiegte in größter Einhelligkeit auseinandertorkelten und am letzten Ende des ereignisreichen Tages der Trupp Orzegower den letzten Zug von Gleiwitz nach Ruda bestieg. Während der nächtlichen Fahrt mögen die Fahrgäste sich gewundert haben, als aus einem Abteil plötzlich ein Schreien und Jauchzen ausbrach, der zu einem Triumphgeschrei hochbrandete. Einer hatte schnapsselig um Ruhe gebeten und geschrien: „Kinder, wer ist Sieger? Der, welcher den Kranz hat. Schaut her, hier ist er! Wir sind Sieger, wir, wir!“ Großes Erstaunen, dann brauste eine ohrenbetäubende Zustimmung aus den offenen Abteilsten in die Nacht hinaus, und dieser spät entdeckte Sieg war eine zweite Zecherei in Ruda wert. Den Gleiwitzern aber ging am anderen Morgen auf, daß die Orzegower den grünen Eichenlaubkranz unbemerkt und mit sicherem Griff hatten mitgehen heißen, der anderentags im Ladenfenster von Haida von der Tüchtigkeit der Orzegower Fußballspieler Müttern, Vätern, Kindern und der Kindeskinde Kindern Kunde gab. –

Was sich auch immer auf dem öffentlichen Spielplatz zutragen mochte, den schönsten Fußballplatz der Welt hatten wir, die Kinder der Kerbenbrockstraße Nummer eins. Er bildete kein herkömmliches Geviert, sondern lief im rechten Winkel um die Hofecke unseres Hauses. Vor der Klopfstange am Stall, die unser erstes Tor war, breitete sich der Hof aus, lief rechtwinklig um den fensterlosen Nordgiebel unseres Hauses herum und endete am Hoftor zwischen zwei gemauerten Pfeilern. Die Umstände der Kriegszeit und der eigenartigen Platzform wiesen einige Besonderheiten auf, die unserem Spiel erst die rechte Würze gaben. Es gab damals keine richtigen Leder- oder Gummibälle, da man ohnedies in Papierschuh mit einer Holzsohle vorlieb nehmen mußte. Ständig durchsuchten wir zu Hause alle greif- und schiebbaren Läden nach alten Strümpfen durch, deren Füßlinge wir abschnitten, prall mit Papier verstopften und wieder zunähten. Es verschlug nicht viel, wenn eine runde Ballform sich nicht recht zeigen wollte, und es regte sich schon unser Handwerkerstolz, wenn der Ball, mit ganzer jugendlicher Kraft aufs Pflaster geworfen, sich bis zur Kniescheibe in die Luft erhob. Schuhe mit Holzsohlen brauchten wir wie die Großen auf ihrem Platz nicht zu fürchten, wir spielten barfuß. Obschon uns das Gehen auf dem grobkörnigen Aschenboden des Ho-

fes nichts ausmachte, zogen wir es vor, den eng um das Haus laufenden, etwas höher gelegenen und glatt mörtelverputzten Gehsteig zu benutzen, der sozusagen das eigentliche Kampffeld bildete. Rutschte der Ball von dem höheren, gemauerten Gehsteig auf den Hof hinunter, verließen auch wir die glatte Fläche und bugsierten den Ball wieder nach oben. Der wichtigste Ort im strategischen Spiel war die Hausecke. Hier entschied sich Sieg oder Niederlage. Hatte man das ballartige Gebilde bis zur Ecke getrieben, dann kam es darauf an, in einer Art Hand- statt Fußgemenge die Wendung um die Ecke zu erarbeiten. Dann aber lag das gelobte Land der Erfolge meist frei vor einem, da die Hauptmacht der Feinde, die sich stets an der Ecke zusammenzudrängen pflegte, überrollt war. An diesem Brennpunkt des Geschehens kam es keineswegs auf Balltechnik, Geschicklichkeit an, nein, hier entschied Schub-, Stoß- und Schleuderkraft. Hatte man den Gegner an die Wand gedrückt oder auf den Hof gestoßen, sich auf diese Weise seiner kurzerhand entledigt, dann winkte das leere Tor, und die viereckige „Kulle“ sauste hinein. Leider lag dieser Gehsteig – wie gesagt – etwas höher als die Hoffläche, und mir sträubten sich heute etwas die Haare, wenn ich daran denke, wie oft unsere blanken großen Zehen in der aufgeregten Kampfesstimmung und in vollem Schwung gegen die Steinkante knallten. Oft hing die Haut blutig unter dem Zehennagel hinunter, und ebenso oft wurde beides mit einem Läppchen zugeklappt und verbunden, worauf der Kampf unentwegt und etwas humpelnd weitertobte. Besonders fesselnd aber wurde das Spiel, wenn nur drei oder vier Spieler sich zusammenfanden. Manchmal genügte drei. Der stärkste übernahm die ganze Platzhälfte und spielte gegen die beiden anderen, und so kam es, daß sich die drei Leiber schiebend und stoßend an der Hausecke zusammenrauten. Dieser Wendepunkt, diese Hausecke, an deren senkrechter Regenrinne in jeder Nacht der Nachtwächter zum Zeichen seiner Wachsamkeit und zur Beruhigung des ganzen Hauses kräftig seinen Krückstock schlug, – wie oft habe ich diesen Beruhigungsschlag gehört, ehe ich mich im Bette auf die andere Seite legte, dankbar empfindend, daß jemand wachte, – dieser Mittelpunkt unseres Fußballplatzes, war ein bemerkenswerter Ort unserer Kinderspielzeit, und deutlich höre ich noch das Triumphgeschrei, das nach der Niederknüpfung des Gegners erscholl, ehe man weiterlief und „Tor“ schrie. Was galten da zersplissene, zugebundene Zehen, was etwas Blut, das die Lappen rötete, was zarte Fairness und Rücksichtnahme! Schön ist das Fußballleben!

Noch aber sei der kleinste Fußballplatz unserer Kinderzeit ange-merkt, auf dem sich neben den dramatischen Symphonien der Spiele der Erwachsenen und neben dem privaten Fußballplatz auf unserem Hof nur intime Kammermusik hören ließ. Ich meine unseren eigenen

Wohnungsflur, der als Spielplatz uns drei Brüdern vorbehalten war. Mochten es auch nur sieben oder acht Meter von der Flurtür zur Kinderzimmertür sein, für uns dehnte sich das Feld unermeßlich in die Weite. Außer einem Kokosfaser-Läufer, einer schmalen Kleidergarderobe und einem Schrank in der Ecke befand sich nichts auf dem Spielfeld. Wir drei, nicht ganz stimmig in zwei Mannschaften eingeteilt, pflegten vor dem Spiel bei elektrischem Licht alle Zeremonien der Begrüßung, des Platzwechsels und der gemeinsamen Schlußszene mit Händeschütteln, Verbeugungen und Erwachsenensprache sorgsam, wenn auch manchmal grinsend einzuhalten. Dann begann ein woniges Schieben, Drücken und Stoßen, ein Stolpern und Drängen auf Läufer und Dielen. Die großen Zehen fuhren bei kräftigem Schuß unter den Läufer, stießen gegen die Wand oder die Tür, und es geschah bisweilen, daß der Ball an die gelbe Entreetürverglasung prasselte und eine Ladung Splitter herunterholte. Dann war das Spiel zu früh beendet. Wir hefteten Pappscheiben vor das Loch und verschwanden kleinlaut in den Betten. Diesen Mißton im Schluß unserer kameremusikalischen Aufführung mochte mein musikalisch fein empfindender Vater nicht. Erinnerst du dich noch, Bruder, an die Herrlichkeit dieser Abende? Weißt du noch, wie du einmal, auf die nackten Füßeweisend, versichertest, daß die Fußballschuhe bereits bestellt und unterwegs seien? Wie wir dem Spiegel ein Netz von Rissen ins Gesicht schossen und erst spät nach dem Strafgericht einschliefen?

Und nun gehen fremde Füße über dieselben Dielen. Mögen es auch Kinderfüße sein, die ebenso selig spielen können wie wir damals! Trieben die Jungen ihre Ziegen oder Gänse aufs erste Grün des Frühlings hinaus, so konnte man hier und da auf den Wiesen, Rainen und Grasstücken kleine Gruppen zusammen spielen sehen. Es war das Spiel mit dem Messer. Der Besitz eines solchen „Pittwocks“ war für manchen selbstverständlich, mochten auch seine Taschen sonst leer in seinen Hosen hängen. Ein mäßig großes Geviert, – ein, zwei Schritte lang wie breit –, ebner Erde oder abgegraster Wiese war der Spielplatz. Das Messer mußte im Boden „spicken“, d. h. mit der Klinge im Boden stecken, wenn man einen Wurf getan hatte. Es gab hier einen Kanon verschiedener Wurfarten, nach deren Bewältigung der zuerst Fertig-Gewordene Sieger war. Da ließ man das (stets geöffnete) Messer, das wagerecht auf der geschlossenen Faust lag, einfach zu Boden gleiten; da mußte man mit dem lose auf der Faust liegenden Messer eine halbe Drehung in der Luft machen, ehe man es in den Boden beförderte; da setzte man mit der Rechten die Spitze auf den linken Ellenbogen und schnellte das Messer drehend in die Erde, und da stellte man die spitze Klinge auf die Schulter oder gar auf die Nasenspitze, um am Ende vom Scheitel als dem höchsten, zum Himmel gereckten Punkt den letzten und kühnsten Wurf vorzunehmen.

men. Steckte die Klinge sehr schräg oder flach im Boden, dann warf sich der Gegner auf den Boden und prüfte mit am Boden gepreßten Gesicht, ob er zwischen dem erdigen Untergrund und dem Messerheft noch hindurchsehen konnte, und bisweilen sah es bei einem Streitfall seltsam genug aus, wenn die beiden Streithähne flach auf dem Boden lagen, sich die Gesichter und Nasen hüben und drüben fast berührten und ein Schwall von Schimpfworten hin und her ging, bis sie mit hochroten Gesichtern aufstanden, den Fall als erledigt ansahen oder verbissen sich auf dem Boden wälzten, um im Ringkampf mit Muskelkraft dem Recht zum Siege zu verhelfen. Freilich, waren mit den Jahren die Jungen größer geworden, die Zeiten kindlicher Spiele vorbei und sie selbst schon Besucher der Dorfknapen geworden, dann konnte es auch gelegentlich geschehen, daß sich ihre Messer nicht mehr zum Geschicklichkeitsspiel öffneten. Mir haben solche Messerstechereien, über die bisweilen Gerüchte umgingen, stets ein Grausen eingejagt. Ganz sicher aber war das Messer der menschlichsten Bestimmung zugeführt, wenn es der Kumpel unter Tage oder die Mutter in der Küche hervorholten, um sich vom Brot eine Scheibe abzuschneiden, und es gehört zum Bilde meiner Mutter, wenn sie vor dem Anschneiden des großen, selbst gebackenen Brotes mit der Messerspitze ein großes Kreuz auf die braun gebackene Kruste schrieb. — Eine Klippe war für uns Jungen kein Felsenriff, sondern ein handlanges Stück Holz, dessen Enden spitz zuliefen. Schlug man mit einem Stock leicht auf das Ende des Holzstückchens, dann schnellte es knie- oder hüfthoch in die Luft. Nun aber galt es, rasch zu handeln, ehe es wieder zu Boden fiel: mit kräftigem Schlag trieb man es möglichst weit vom Standort fort. Verschieden große Entfernungen brachten verschiedene Punkte. Oft habe ich vor unserem Hause dem kleinen Holzstückchen eine größere Luftreise zu verschaffen versucht, immer wieder aufs Hölzchen geklopft und mutterseelenallein geübt, aber ebenso oft blieb die Klippe höhnisch liegen, sprang, wenn sie schlecht getroffen war, eigenwillig seitwärts davon oder wirbelte angreiferisch an mein Gesicht, so daß ich froh war, wenn ich hatte den Kopf behend zur Seite biegen können. Vielleicht ist es dieser Mühsal mit dem störrischen Ding zuzuschreiben, daß wir uns, des Übens müde, anderen Spielen zuwendeten. Über dem Schlag- oder dem Fußballspiel ist das Klippe-Spielen früh und endgültig in Vergessenheit geraten. Aber etwas anderes von diesem Spiel hat sich noch einige Zeit gehalten. Wollten wir jemandem sagen, er sei ein Nichtkönner, ein hoffnungsloser Trottel, eine Jammergestalt, die nichts zuwege brachte, dann hieß es kurz: „Verschwinde, geh Klippe spielen!“ Ich weiß nicht, welche Urbedeutung diese Redensart besessen, allein, wer sie im angedeuteten Sinn brauchte, konnte sicher nicht Klippe spielen; denn dieses Spiel verlangte ein beson-

deres Geschick und helle Geistesgegenwart. Wurde man aber zum Bodensatz der knabenhaften Wertskala gerechnet, dann kam es la-
pidar aus manchem Mund: „Du Klippa!“ –

Lief man an stillen Hausecken, Mauern oder Holzwänden vorbei, konnte man von weitem das klatschende Geräusch der Gummibälle hören, welche stetig an die Wände schlugen. Dann kam man an einer kleinen Mädchengruppe vorbei, die dort Ball spielte. Ein feststehender Kanon, aus den verschiedensten Stellungen und mit wechselnden Körperteilen den Gummiball an die Wand zu prellen und dabei eine bestimmte Anzahl des Aufpralls einzuhalten, bestimmte das Spiel. Mit der Handfläche, der einfachen und der Doppelfaust, dem Knie und dem Kopf stießen sie den Ball an die Mauer, so daß die Mädchenzöpfe flogen. Einmal ging der Wurf links, das andere Mal rechts um den Rücken, mit verschränkten Händen von hinten über den Kopf, und sogar zwischen den Beinen hindurch fand der Ball den Weg an die Wand. Fiel er zu Boden, war die nächste an der Reihe, welche da fortfuhr, wo sie den Fehler begangen. Uns Jungen kam dieses Spiel öd und langweilig vor, die Monotonie der Stöße und Würfe, das Einhalten der vorgegebenen Reihenfolge und insbesondere das zuschauende Warten ertrug unsere Unruhe nicht. Aber immer sehe ich meine Schwester und ihre Freundinnen an irgendeiner Ecke stehen, vielleicht einmal einen neuen, farbenprächtigen Ball bewundern, und das Geräusch des aufprellenden Balles am Holz oder an der Wand bildete die Begleitmusik zu manch sonnigem Nachmittag. –
Bald hab' ich dich – werden wir seh'n – siehst du – das nächste Mal aber nicht, du wirst dich wundern, ich hab nur nicht aufgepaßt – ich pass' noch besser auf – ich kann noch schneller laufen – und ich bin dann doch Sieger – oho, du sollst mal sehen, wie schnell ich dich unterkriege!

Diese Urworte menschlichen Spiels, der Trieb und das Kraftgefühl, sich zu messen, den anderen einzuholen, zu überholen, die Spielaufgabe nach dem Versagen anders, wirkungsvoller anzupacken, der Reiz, immer vor anderen Situationen zu stehen, das Prickelnde der Ungewißheit über den Ausgang, – diese ewig neue Lage, Bedingtheit, Gelegenheit, Klemme, Verlegenheit und der lebendige Antrieb, dies alles zu meistern, – das war es, was unser Versteck-Anschlag-Spiel zu einem unüberbietbaren Genuß, spannenden Bewährungsablauf und Abenteuer machte. Die Zeit versank um uns, die Rufe zum Essen oder abendlichen Beschluß tönnten nur von fern an unser Ohr und drangen nicht in die blutvolle Unmittelbarkeit unseres Spiels. Im Rückblick verkürzen sich die Jugendjahre zum zeitlosen Spiel unter ewig kreisender Sonne, und das diese Worte überprüfende Herz, das weit über ein halbes Jahrhundert – und welches Jahrhundert! – hindurch geschlagen hat, sagt auch heut noch ja dazu.

Zwischen Haus und Gärten lag der Stall, in dem sich auf beiden Seiten je vier Türen öffneten. Ausgangs- und Endpunkt des Spiels bildete eine Hofecke. Der Sucher murmelte mit zugehaltenen Augen eine Zahlenlitanei, die anderen verkrochen sich, die Holz-Stalltüren standen offen, die Spannung knisterte durch den Hof. Ein lauter Zuruf, und das Suchen begann. Nichts regte sich. Nur gelegentlich erschien ein brauner Kinderfuß unter der Holzstalltür. Aber alle Kinderfüße sehen gleich aus, gleich braun und gleich schmutzig. Es galt, jemanden Aug in Aug zu stellen und nach der Entdeckung als erster nach raschem Lauf am Ausgangspunkt wieder anzukommen, mit drei kräftigen Schlägen gegen das Tor den Namen des Entdeckten auszurufen oder wenn der Gefundene schneller als der Sucher war, seinen eigenen Namen anschlagend zu nennen und sich so „freizuschlagen“. Die Augenblicke, in denen sich der Sucher den Türen eines der Holzställe, hinter denen die Versteckten sich für den Lauf bereithielten, näherte und dann den ersten entdeckt hatte, sich umdrehte, um zur Anschlagstelle zurückzurufen, waren von schönstem Reiz. Es war das Spiel von größter Einfachheit und von stärkster, lebendig bleibender Spannung und kann – ähnlich dem italienischen Boccia-Spiel – klassisch genannt werden. Der Platz war bekannt, der Hof übersichtlich, die Möglichkeiten, sich zu verstecken, nicht unendlich, – dennoch wechselten die Besetzungen der Verstecke in den Ecken, Nischen, Ställen und Winkeln aufs glücklichste. Rundete sich der Tag, kletterte der Schatten der Stallung auf der sonnenbeschienenen Rückseite des Hauses immer höher, dann löste der Abend die Spannung des Spieles, und aufatmend, zufrieden und glücklich trippelten wir Kinder dann in unsere Wohnungen. – Aus den Gründen der Seele, in denen unsere Erlebnisse gespeichert schlummern, – die Dunkelheit im Stall, die Gerüche geschnittenen Holzes und das blendende Tageslicht, – mögen sie später als Verse wieder aufgestiegen sein.

IM HOLZSTALL

Verwachsne Runen auf der Rinde
und Bitterkeit im Stapel Zimt.
Smaragdnes Licht der Sommerlinde
durch alte Bretterwände glimmt.

Im Dunklen will sich Dunkles regen,
das Mastixharz tropft warm vom Span,
es knistert in gebohrten Wegen,
ich halte meinen Atem an.

Des Borkenkäfers braune Letter
bleibt ein versiegelt Zauberspruch.
Vom Hügel frischer Lärchenbretter
steigt ferner Inseln Wohlgeruch.

Weht Wind von den Korallenmeeren,
blüht Rosmarin und Bibernelle?
Landet ein Floß mit Südseebeeren,
leuchtet ein Segel vom Strand so hell?

Gedämpft hör ich den Brunnen rinnen,
ein Duft geht durchs arabisch Zelt,
Geheimnis will den Sinn umspinnen, -
türoffen blendet mich die Welt.

Auf dem Hof, den Feldern und Wiesen begleiteten uns die Kumpane eines Winnetou und Old Shatterhand als hehre Gestalten. Weinend las ich vom Tod dieses edelsten aller Roten und saß dabei am Ende des Sofas am warmen Ofen. Mays Bücher waren für uns eine Quelle neuen Lebens, und eine andere sprudelte aus den kleinen Zehnpfennig-Schmökern, einer Indianerreihe, in denen der Prärieheld Wildtöter und sein indianischer Freund ihre Heldenrollen spielten. Neben diesen Geschichten verblaßte eine andere Reihe, in der „Frank Allan, der Rächer der Enterbten“ mit ethischen Grundsätzen umherstreunte und nur die reichen Bösen mit Revolver und Messer anging. Dieses sein Leben aber war nicht unsere Welt. Wir, die wir in Garten und Feld, im Hof und auf der Wiese zu Hause waren, sahen in den Wiesen unsere Prärien, im hoch getürmten Bahndamm die Felsengebirge, und die Landschaften auf den farbigen Umschlagseiten dieser Hefte verpflanzten wir mühelos in unsere Umgebung. Die Herrlichkeit unserer Heftbestände erstanden wir in den dunklen Tor eingängen der Beuthener Bahnhofstraße, in denen zwei oder drei Zeitungsstände den Himmel weltweiten Abenteuers um einige Groschen feilboten. Wir standen davor, tauschten gelesene Hefte, wiesen in Schlagworten auf die Ungeheuerlichkeiten hin, die in neuen Nummern zu lesen waren, zogen schwäzchend zum Zug, der uns heimbrachte, und wußten in unserer Schultasche einen neuen Schatz zwischen den Büchern.

So wurde das Flämmchen unserer Phantasie stets neu angefacht. Unsere Ausrüstung war einfach. Ein Leinenstreifen, mit Hühnerfedern besteckt, wurde über die Stirn gelegt und am Hinterkopf mit einer Schleife festgemacht. Hühnerfedern lagen auf dem Hof. Der Holzkeller oder -stall von Werners Vater „lieferte“ kostenlos das Holz für unsere Streitäxte. Die Holzvorräte waren unerschöpflich,

unser Bedarf unersättlich. Noch heute wundere ich mich darüber, daß wir über die frühe Kulturstufe, ein höchst unzulängliches System der Axtherstellung, nicht hinausgewachsen sind. Ein armlanges Brett wurde quer zur Maserung bis auf einen stielbereiten Rest angesägt und der überflüssige Teil mit einem Küchenmesser – ich spüre noch die mühselige Quälerei mit den stumpfen Messern in meinen Händen – abgespalten, so daß wir nur noch den Stiel abzurunden und die Klingensfläche abzuspänen brauchten. Platzte die Axt nicht schon beim Spalten des Stieles, was häufig geschah, dann bedurfte es nur weniger Würfe auf ein Ziel, die Klopfstange, den Zaun oder an die Mauer, bis die Axt entzweibrach. So gingen wir behutsam und vorsichtig mit unseren Äxten um, und eigentlich waren sie niemals ein Kriegsbeil, sondern ein Zeichen unserer indianischen Würde, das wir mit dem Stiel in unsere Hosengürtel steckten. Diese Unzulänglichkeit indes abzuschaffen, darauf verfielen wir nicht, so daß wir von fin-digeren Köpfen, haltbareren Äxten und tapfereren, feindlichen Stäm-men jämmerlich wären vernichtet worden. Gottlob haben diese nie ihre Kriegsbeile ausgegraben, weil es sie nie gegeben hat! –

Fanden sich nach den Regengüssen des Herbstes Frost und Schnee im Dorf ein, holten wir unsere Schlittschuhe hervor. Unsere ersten Schritte wagten wir auf dem Schnee der Bürgersteige. Trotz des Ver-botes flitzten wir auf den Steigen munter hin und her, glätteten sie gefährlich, waren aber auf der Hut, bis irgendwo die metallenen blit-zende Helmspitze unseres Polizisten Mazonsek auftauchte, irgend-jemand laut „Blitz, Blitz“, den treffenden Spitznamen für die Wäch-ter der Ordnung, in die Straße hineinschrie, so daß wir eilends um die nächste Ecke verschwanden, oder bis eine eifrige Frauenhand einige Eimer Asche rauchend auf den Bürgersteig streute und die Herrlichkeit unserer glatten Laufbahn vernichtete. Mir frieren heute noch meine Finger, wenn ich an unsere rotgefrorenen Hände zurück-denke, mit denen wir die oft abgefallenen Schlittschuhe wieder an die Schuhe zu schrauben uns bemühten, und der kontinentale, harte Frost meiner Jugend weht mich wieder an, der mich unerbittliche Winter kennenlehrt. Unermüdlich drehten wir die kleine, blanke Metallkurbel mit unbeweglich gefrorenen Fingern, bis die Schlitt-schuhe wieder festsaßen, und unermüdlich ging das Gleiten wieder an. Später, größer geworden, wagte ich auf dem Iserbachteich meine ersten Bogen. Da besaß ich richtige Eislaufstiefel und wagte mich sogar in das Gebiet der ersten Kunsteislauffiguren. Manchmal meine ich, ich müsse mir auch heut noch wieder ein neues Paar stählerner Schuhe an die Füße ziehen, so gern bewegte ich mich auf dem Eis-spiegel und in der herrlich frischen Winterluft. Inzwischen hat sich die Welt viele Male weitergedreht, und es ist eine Jugend heran-gewachsen, welche ein außerordentliches Können präsentiert und sich

in Bereichen tummelt, die ein vollendet schönes Spiel, eine große Musikalität und höchste Schwierigkeitsgrade aufweisen. Wahrlich, eine bewundernswerte Spanne zwischen unseren unsicher gleitenden Füßen auf den Orzegower Straßen und denen vor der Fernsekamera! –

In dieser bitterkalten Zeit, in der die Abende früh kamen, traten in den Stuben die Brettspiele in Tätigkeit. Die alten Spiele, die „Mühle“ und die „Dame“, lagen auf dem Tisch, und mir stockte der Atem, wenn mir der Vater lächelnd auf dem Mühlenbrett langsam Weg um Weg verspernte, bis mir der letzte Atem ausgegangen und ich „eingekastelt“ war. Ein Loblied muß ich den Quartett-Spielen singen. Viele berühmte Gebäude, Gemälde, Künstlernamen, Blumen und Dichter lernte ich zuerst spielerisch kennen, ehe ich sie später zu werten und würdigen wußte. Wenn ich an das Spiel „Mensch, ärgere dich nicht!“ denke, das neben unverdient harten Schicksalsschlägen wenig Raum für die Entfaltung eigener Kräfte bot, wie es bei vielen Spielen der Fall war, die vom Würfelzufall bestimmt waren, – dann will mir scheinen, als habe die heutige Zeit eine Fülle sinnvollerer und anregenderer Spiele geschaffen als die damalige. Aber das uralte Schachspiel fand auch zu uns. Wir spielten es in der Laube von Postmeisters wildem Garten, der mit seinen verwachsenen Birn- und hohen Walußbäumen ein Urwald genannt werden konnte. Es war ein Holzbau mit zierlich gekreuzten Holzstäben und einem pappbelegten Satteldach. Wir saßen oder knieten auf den umlaufenden Bänken, stützten uns auf die Ellenbögen und grübelten und zankten und siegten und verloren. Unter den Bäumen und in der Laube waren wir vor der sommerlichen Hitze geschützt, und über dem Brett vollzog sich unmerklich mit den heraufziehenden Monaten und Jahren langsam der Ausgang aus der Knabenzeit. –

Zog der Regensturm um unser Haus und mochten wir den Brettspielen keinen Geschmack mehr abzugewinnen, dann verwandelten wir uns in Maulwürfe, die ins tiefste Kellerdunkel des Hauses hinabstiegen und dort ein lichtloses Rumoren veranstalteten. Unter der Kellertreppe lag ein unbenutzter, dunkler Raum mit schräger Decke, ein düsteres Loch, das für Asseln und Ratten geeignet gewesen wäre, aber Ratten gab es dort und im ganzen Keller nicht. Dieser unterirdische Bauplatz war für uns Neuland, in dem wir Höhlenwohnungen aus Brettern, Kisten, alten Vorhängen und Säcken errichteten. Es wurde ein Wabenbau mit unterteilten Kämmerchen, in denen wir uns kaum rühren konnten, aber pudelwohl fühlten. Immer roch es nach unsichtbar aufgewirbeltem Staub, sooft wir auch versuchten, ihm mit Besen, Handfeger und Kehrschaufel zuleibe zu rücken. Eine Kerze, irgendwo aufgetrieben, irgendwohin gesteckt, konnte die Finsternis nicht vertreiben. Flackernd huschten Schatten umher, und

fiel sie verlöschend um, dann waren wir in lichtloses Schwarz getaucht. Daß der ganze Plunder von Brettern, Kisten, herabhängenden Tüchern und Säcken nicht in Flammen aufging, ist eines der Wunder, die sich im Kinderleben erstaunlicherweise ereignen. Neue Ideen zerstörten Altes und halb Aufgebautes, und es war selten, daß wir im Kerzenschimmer eng und einträchtig nebeneinanderlagen und uns des Getanen freuten, denn bald begann das Umbauen, Hin- und Herschieben, Fegen und Probieren von neuem. Am Ende solcher Unternehmungen hatten wir die Welt verwandelt, unser Aussehen verändert und stiegen, selbst zur Unkenntlichkeit verfremdet, wieder in die helle Welt des Tages hinauf. –

Als kleinster Kerl – so erzählte die Mutter – sei ich auf Stühle und Tische gestiegen und habe mit ausgebreiteten Händen dem Volke gepredigt; denn ich wollte Papst werden. Ich muß den Plan später aufgegeben haben, denn es ist mir in dieser Richtung nicht der kleinste Ansatz geglückt. Ob wir auch „Messe“ spielten, ist mir nicht mehr erinnerlich, aber Karl, des Postmeisters Sohn, tat es. Ihm standen nicht nur Kindermeßgewänder zur Verfügung, er besaß auch einen kleinen Bleichelch und andere Imitationen von Kultgeräten. Es ist sehr seltsam, von heute in jene Welt zurückzublicken. An einem stillen Sonntagnachmittag war ich einmal zur Wohnung von Karls Eltern hochgestiegen, um mit ihm zu spielen. Die frühnachmittägliche Stille mancher Sonntage habe ich nicht vergessen. Es war die Zeit nach dem Mittagessen, und es schien, als ob in dieser Stunde das ganze Dorf ausgestorben sei. Uns Kindern, die wir Sonntagssachen anhatten, war dies eine Zeit, in der wir nichts Rechtes anzufangen wußten. Spiele, die wir werktags in anderen Hemden und Hosen angingen, waren jetzt unerwünscht, – und so zeigte der frühe Nachmittag am Sonntag einen verhaltenen Atem, in dem das Leben ruhte oder nur auf den Zehenspitzen einherging. In einer solchen Stunde suchte ich Freund Karl auf. Ich schellte. Die Tür ging auf, und Karl stand in vollem Meßgewand vor mir. Als er mich sah, nahm sein Gesicht einen bekümmerten Ausdruck an. „Ach, jetzt kommst du, wo wir gerade so schön spielen!“, sagte er. Ich senkte den Kopf und schlich betrübt die Treppe hinunter. Die Melancholie des stillen Nachmittags umgab mich wieder auf der Straße, als ich traurig heimging. – Wie es richtigen Deutschen geziemt, gründeten auch wir Kinder einen Verein. Er war religiös geprägt. Wir nannten ihn Heidenhilfe. Wir wollten mit unserem Taschengelde den Heiden helfen. Ein richtiger Verein brauchte damals eine Fahne. Diese wurde von einer unserer Mütter genäht. Jetzt erst waren wir ein ernst zu nehmender Verein, und da er sozusagen ein religiöses Hochziel ansteuerte, eine Art Entwicklungshilfe für die armen Heiden, d. h. die Neger, so glaubten wir uns der örtlichen Leitung, die für solche Fragen zuständig war,

vorstellen zu müssen. Das war der Herr Pfarrer. Also zogen wir – es war ein kleiner Trupp barfußiger Jungen, – zur Pfarrei, die neben dem Gemeindehaus lag und, wie es ihrem geistigen Gewicht entsprach, ein kleiner Palast war.

Es gab eine Schwierigkeit: wer sollte das auszeichnende Vorrecht genießen und die Fahne tragen? Nach heftigen Wortkämpfen war Felix, der Sohn des Kassenrendanten, der Glückliche. Wir hatten nur zähneknirschend seinem Argument, an der Erstellung der Fahne sei seine Mutter am stärksten beteiligt gewesen, zugestimmt. So zog die Gruppe aus dem Gemeindehausgarten in den des Pfarrers, der durch eine mächtige Mauer vom profanen Bereich getrennt war. Frisch gewaschen, sauber gekämmt, mit nassem Haar und nackten Füßen marschierten wir durch eine enge Pforte ins sonnenbeschienene Himmelreich ein, wo uns ein schwarzer Riese, der Herr Pfarrer, erwartete. Felix hielt wacker die Fahne schräg, daß sie sich in ihrer Herrlichkeit entfaltete. Jemand von uns erklärte die hehren Ziele des Vereins, die wir uns gesteckt. Dann sprach der Herr Pfarrer. Wir seien brave Jungen, das sei ein vornehmes Ziel, wir sollten weiter so brav bleiben, bis wir groß wären, um am Ende –, seine Rede verlor sich in einem Murmeln. Seelisch gestärkt verließen wir die heilige Stätte. Ich weiß nicht, ob wir ein einziges Mal sogenannte Gelder an den Herrn Pfarrer abgeführt haben, aber ich weiß, daß wir beratschlagten, als einige wenige Markstücke in unserer Kasse lagen, ob wir nicht ein Kuchenessen veranstalten sollten. Unser Angebot für die Bezahlung der Unkosten schien großzügig gewesen zu sein, denn es meldeten sich gleich mehrere Mütter, die das Backen gern übernehmen wollten. Felix' Mutter schien, wie ich heute sehe, die Fäden der Organisation in der Hand gehabt zu haben, denn auch sie war es, die uns eine prächtige „Mohbabe“ und ein riesiges Blech Streuselkuchen buk. Beim Wohlbehagen des Mahles berieten wir die Umbenennung unseres Vereins. Machte die Abkürzung des Namens „Heiden-Hilfe“ unsere hohen Absichten nicht lächerlich? Klang es nicht wie Hohn, wenn wir auf die Frage, wer wir denn eigentlich seien, antworten mußten: „Haha!“ Das klang eher wie ein Schlachtruf zur Karnevalszeit. So lassen wir denn die Kleinen weiterberaten und gönnen wir ihnen den Streuselkuchen! –

In der früh hereinbrechenden Dunkelheit der Herbstabende tummelten wir uns spielend und Schabernack treibend auf der Straße. Suchend oder vor den Verfolgern fliehend, huschten wir zwischen den Erwachsenen einher, drückten uns an Mauern und Zäune, verschmolzen mit der Dunkelheit von Häuserecken und fanden uns, ohne daß jemand ein besonderes Zeichen hierfür gegeben hätte, am Ende bei der grünen Bank im Vorraum des Hauses wieder ein. Wir kletterten in der Dunkelheit über die Zäune der herbstlichen Gärten hinter

unserem Hause, bewarfen uns mit den stehen gebliebenen Strünken abgernteten Kohls, daß die herbstwarme Erde über Jacken, Hosen und das Gesicht spritzte, oder wir setzten uns in der herrlichsten aller oberschlesischen Herbstveranstaltungen um das entzündete Kartoffelfeuer. Sammeln des Kräutigs, Türmen und Lodern, – es brannte in loher Flamme, und war sie halb niedergebrannt und schon genügend glühende Asche vorhanden, dann stießen wir Kartoffeln hinein, stocherten mit unseren Stöcken im indianischen Lagerfeuer, bis wir am Ende, mit den heißen Kartoffeln in den Händen, am Ziel unserer Wünsche waren. Halb verkohlt und überheiß schmeckten sie am besten. Wir saßen dann, den Mund an der heißen Kartoffel verziehend, um den glimmenden Aschehaufen, und der letzte Rauch stieg zum Nachthimmel hoch, an dem sich die Sterne entzündet hatten.

Einen solchen Herbstabend habe ich in Erinnerung, an dem ich zum ersten Mal spürte, daß in der herrlich gefügten Kette unserer Spiele das Ende nahte. Wir hatten in der warmen, geheimnis- und über-raschungsreichen herbstlichen Dunkelheit gespielt, saßen auf einem leer geernteten Kartoffelacker vor dem niederbrennenden Feuer im Kreis, erwarteten den Aufbruch, da es Abendbrotzeit war, als Werner, einer der Häuptlinge, langsam und bedeutsam das Wort ergriff: „Ich werde nicht mehr mitspielen. Das ist für mich vorbei. Ich habe Asthma.“ Da war es heraus. Stumm saßen wir Unterindianer und Bleichgesichter da und stellten uns vor, daß dieses fremde Wort, das wir vorher nie gehört hatten, etwas Furchtbares bedeuten mußte. Gleichzeitig mischte sich in den Schrecken etwas Neid. Er, der Größere, der Ältere, er war jetzt erwachsen und hatte Asthma, während wir Kleinen und Verlassenen ungerechterweise ohne Asthma zurückbleiben mußten! Aber noch etwas anderes spürte ich ahnungsvoll in meinem kleinen Herzen. Ich hatte das Gefühl, daß die Zeit unserer Spiele nicht grenzenlos weiterfließen werde. Zwar sind wir bald darauf nicht erwachsen gewesen und das Ende der Kinderspielzeit wird sich allmählig angebahnt haben, aber jener Abend, auf den die Sterne von oben herabsahen, scheint mir heute etwas von jenem Abschied enthalten zu haben, den die Jugendjahre von ihren Spielen im Leben nun einmal nehmen.

Fast möchte ich den Herrgott bitten, mich im Himmel – falls das vorgesehen ist – wieder in solch glücklicher Ganzheit spielen zu lassen wie im Dorf. Wenn das Leben dem Manne auch andere und existenziell ernstere Aufgaben stellt, die in eine andere Dimension hineinreichen, so habe ich es doch erfahren, daß viele Menschenleben, die durch dieses Jahrhundert gegangen sind, nicht immer die Geschlossenheit, Ganzheit und fröhliche Lebenszuversicht aufweisen wie jene Jugendjahre, und ist es nicht, wenn wir aus der Not und Tragik der menschlichen Bedingtheiten unser Haupt in den Bereich reinen und

schöpferischen Spiels erheben, als ob wir Lebenslust und -herrlichkeit schlechthin erleben?

So sehe ich uns Kinder des Hauses am Dorfrand noch heute Hof, Straßen und Gärten durchlaufen, höre uns schreien, fröhlich und zornig, und voller Unbeschwertheit fröhlich sein.

Am Horizont aber kamen der große Krieg mit seinem bitteren Ende herauf und die Schatten dieses Jahrhunderts.

In der Oderstadt Ratibor

Einem freundlichen Geschick verdanke ich in meiner Jugend einen Aufenthalt in der alten Oderstadt. Zwei Jahre zogen wie ein einziger Sommertag dahin, aber ich mußte die Stadt am Ende schnell verlassen, weil die schwarze Wolke aufständischer Greuel und unmenschlichen Unrechts über dem Land hing, mit dem die Großen der Welt unser Land schlugen.

Dieses heitere Zwischenspiel in Sonne und Sorgenfreiheit war mir gerade in jenen Jahren geschenkt, als das Land nach dem ersten großen Kriege aufzuatmen begann und die Menschen sich wieder einem hoffnungsvolleren Dasein zuwendeten. Als ich, einen prallen Koffer in der Hand, die Stufen des Bahnhofsgebäudes hinuntergestiegen war und den mit Katzenköpfen gepflasterten Vorplatz fremd vor mir liegen sah, wurde es mir etwas schwer ums Herz, und beim Anblick einiger herabgekommener Gestalten, die sich aus dem Licht in abseitige Ecken zurückzogen, dachte ich an Taschendiebe, und das Wort, diese machten in einer fremden Stadt zuerst Bekanntschaft mit ihresgleichen, fiel mir ein. Ein solcher war ich nicht; ich umspannte den Koffergriff und zog ins unbekannte Häuserdickicht. Unter Bäumen, mit Spatzendreck beweißt, saß ein eleganter, broncener Mann auf einem Baumstumpf und hatte etwas Beschreibbares und einen Stift in der Hand. Ich blieb stehen. Bisher hatte ich nur den broncenen Alten Fritzen hoch zu Pferde in Beuthen neben der Oberrealschule sitzen sehen. So, das also ist er, dachte ich, als ich den Namen Eichen-dorff gelesen.

Ich zog an der Liebfrauen-Pfarrkirche vorbei zum Ring, fragte nach der Troppauer Straße und ließ nach einem Rundblick über den Markt den sonnentriefenden Platz hinter mir. Mit fünfzehn Jahren pflegt man die Gebäude noch nicht eingehend zu betrachten, aber ich hatte flüchtig aufgenommen, daß über einem Sockel und steinernen Wolken die Gottesmutter auf mich herabgeschaut hatte, daß eine kleine Kirche – die Dominikanerkirche von 1258, wie ich später wußte, – in einer Ecke des Platzes stand. Auch hatte ich kurz in die Höhe auf einen unternehmungslustigen, schief Flügeligen, preußischen Aar geschaut, der – auch das erfuhr ich erst später – schon über hundert Jahre lang sich vom Rathaus in die Lüfte erheben wollte, und trollte mich dann in die Troppauer Straße hinein. Kleine und größere Geschäfte begleiteten mich, viele fremde Menschen gingen lebhaft hin und her, die mich nicht beachteten, bis ich endlich vor dem schmucken Gebäude des ehemals Königlich Preussischen Lehrersemi-

nars stand, das sich vom Straßenrand vornehm etwas zurückgezogen hatte. Ich stellte den Koffer ab: das also war meine zukünftige Lehrmeisterei, hier sollte sich mein Schicksal vollziehen und ich Lehrer werden! Zögernd tastete ich nach dem Koffergriff.

Das Haus, in dem mir meine Mutter eine Bleibe vorgesichert hatte, war schnell gefunden; denn unmittelbar neben dem Seminar erhob sich ein dreistöckiger Bürgerbau mit Personeneingang, Einfahrt und einer Fleischerei. Im zweiten Stock öffnete sich eine Tür. Eine rundliche, kleine Frau stand lächelnd im schattigen Flur. Es war die „Alte“, die ich zwei Jahre lang in Filzschuhen ihre Leibesfülle schmunzelnd und zufrieden durch Flur und Zimmer tragen sehen sollte.

Die Kargheit meiner Bleibe war bemerkenswert: zwei Betten stießen linker, zwei andere rechter Hand an den gegenüberliegenden Wänden zusammen; zwischen den beiden zur Straße gehenden Fenstern hielt sich eine wacklige Kommode tapfer aufrecht, und in der Mitte duckte sich, von der Nähe der Betten hart bedrängt, ein Tisch mit seiner nackten Holzfläche und hatte sich wie eine Glucke vier Holzstühle unter seinen Leib schieben lassen. Meine Wäsche verschwand in der Kommode, mein Koffer unter dem Bett. Am abgegriffenen Kachelofen lehnten dünnbeinig zwei Drahtgestelle mit ihren Blechwaschschüsseln und den hineingestellten Krügen, deren dauernde Leere ich noch kennenlernen sollte.

Das war das Hauptquartier meines neuen Lebens, das ich fortan mit drei anderen Seminaristen, – vier, fünf Jahre älteren jungen Leuten –, teilte. Einer war ein breitschultriger, großer Schweiger, der sich langsam bewegte und noch langsamer sprach; der andere war klein, gedrungen, und ich sehe ihn noch, wie er auf dem Hofe, von Kopf bis Fuß zugeknöpft, hochrot bis an den Haarschopf und voller Schweiß auf Stirn und Backen, ein großes Handrad irgendeiner zur Fleischerei gehörenden Maschine für ein paar Wurstenden drehte. Der dritte, der eigentlich Przemek hieß, sich aber nach seines Vaters Umtaufe Ecke nannte, kam aus dem nahen, am Fluß gelegenen Städtchen Oderberg und war mit seinen achtzehn, neunzehn Jahren ein frischer Junge und gut zu leiden, obschon er mir alle Weile einen Kübel Spott über Hals und Kragen goß und sich über meine ortsfremde Aussprache lustig machte. (Der Wechsel der Sprache in Klangfarbe und Aussprache zwischen dem Industriegebiet, aus dem ich kam, und dem Odertal, dem er entstammte, wäre auch damals schon eines Gespräches wert gewesen.) Über dem Kopfende seines Bettes hatte er farbige Postkarten mit Reißstiften an die Wand gepinnt, aus denen fröhliche Jungen und Mädchen herabsahen. Er scheint am Kindervolk seine Freude gehabt zu haben, – das schönste Empfehlungsschreiben für seine künftige Lehrerlaufbahn.

Von diesem Zimmer aus, dessen Fenster über Häuser und Dächer der Troppauer Straße zum landbekanntem, mauerumzogenen Zuchthaus und zum Vereinssportplatz der „Preußen“ hinausgingen, erblickte ich die Präparandie, einen Teil der Stadt, den Sportplatz und – den Fluß, der an der Stadt vorbeiströmte. Dieser ließ mir schon in den ersten Tagen keine Ruh mehr. Außer dem Ziegeleiteich meines heimatlichen Industriedorfes und dem weidenumstandenen Iserbach hatte ich noch keinen Strom gesehen. Hier flossen zu meinem Erstaunen die Wasser Tag und Nacht gurgelnd vorbei, die – wie ich wußte – aus dem Odeergebirge des Mährischen Gesenkes als Wildfluß herabkamen, die lange Reise durch Schlesien machten, und später, als ich Mahomet seinen rauschenden Gesang vom Strom singen hörte, – und im rollenden Triumphe gibt er Ländern Namen, – war es die Oder, die vom Felsenquell bis ins Meer floß.

Der Zufall machte, daß ich einem Mitschüler näherkam, dessen Eltern im gleichen Hause wohnten. Er hieß Bruno Haß, ein breitschultriger, kräftiger Junge, der naturwissenschaftlich mit chemischen Stoffen, Reagensgläsern, Wasserbehältern, mit Spiritusflamme und Briefwaage hantierte. Einige Male durfte ich sein Partner sein, schaute indes mehr zu, als daß ich mit Glas und Chemikalien umging. Die Wohnung war dunkel und mit Möbeln in einer Weise verstellt, daß ich mich zwischen hohen Felswänden zu bewegen meinte, bis wir dann im Halbdämmer vor unserem Tischchen saßen und unseren brennenden Eifer für die schwarze Magie und zu erwartende, geheimnisvolle Ergebnisse trotz brechender Gläser, stechender Gerüche und der vergeblichen Mühe, lästige Brand-, Klecks- und Ätzspuren auszutilgen, nicht kalt werden ließen. Von ihm – wie von allen, denen ich damals begegnete und mit denen mich eine beginnende Freundschaft verband – habe ich später niemals mehr etwas gehört. Jene Zeit lag wie eine kleine Insel in meinem Lebensstrom, die ich mit meinem Schifflein nur kurz angesteuert und dann für immer hinter mir gelassen habe.

Ich gehörte zur Klasse der Präparanden, der Vorzubereitenden, die des Aufenthaltes im großen Hauptgebäude noch nicht würdig waren, und zog alltäglich auf den Hof, auf dem sich ein zweistöckiges, preußisch-einfaches Haus erhob: die Präparandie. Dort wurde ich in jenen Kurs eingereiht, der nach der alten Ausbildungsordnung – Volksschule, je drei Jahre Präparandie und Seminar – als letzte Klasse zur Lehrprüfung geführt werden sollte. Wer damals das Seine nicht tat, mußte sich einen anderen Beruf suchen. So gehörte ich zum Schwanzende der langen Reihe derer, die, auf alte Weise zum Lehrer geprägt, als Volksschullehrer in die Schulen des Landes gezogen waren. Dieser Auszug lag indes noch fünf Jahre vor mir; ich sollte ihn nie vollziehen. Mein Leben gestaltete sich anders. Hier aber war ich

jetzt Lehrling, der seine Nase zum ersten Mal in eine Werkstatt steckt.

Dreißig Augenpaare musterten mich stumm und mit wachen Augen, als ich vorgestellt in der vorletzten Bank Platz nahm.

„Spielst du Fußball?“ hauchte mir mein Vordermann mit vorgehaltener Hand zu, ohne sich umzudrehen.

„Ja“, flüsterte ich mit bewegungslosem Mund.

„Kannst du im Tor spielen?“, ging das prüfende Verhör weiter.

„Ja“, wehte meine Antwort nach vorn.

„Heut Nachmittag auf dem Preußen-Platz!“

Damit war mein Aufnahmeverhör beendet, und es begann ein langer Spielsommer. Ich nahm wahr, daß das im Unterricht Gebotene mir geläufig war, und da ich von jeher zur spielfreudigen Kumpanei fröhlicher Jungen gehörte, mich in Spiel und Lauf nicht so bald unterkriegen ließ, war das Erstaunliche schnell geschehen, meine Scheu rasch verflogen und ich bald völlig einer der Ihren.

Wo seid ihr, Bruno Haß, du Versuchschemiker, – Scholz, du stiller Junge mit den bescheiden blickenden, braunen Augen, – du, Spallek aus Laband, – Cellary, du sommersprossiger, flinker Junge, – wo du, gediegener Förstersohn Wolff, und du, Ostroger armer Leute Kind mit dem fröhlichen Herzen? Dich sehe ich noch an einem Sonntagvormittag mit mir vor der Pfarrkirche stehen und mich hellerlaut auslachen, als ich dir gewichtig einen schwermütigen Traum erzählt hatte. Ihr alle seid kaum erkennbar in der einmaligen Prägung eurer Gesichter, nur hier und da taucht an den halbdunklen Grenzen der Erinnerung ein Jungenantlitz flüchtig auf und schwindet in der Finsternis der Vergangenheit. Aber dich kannte ich doch noch wieder, der du den Familiennamen Horoba führtest, dem der Jammer aller Geschlechter dieser Erde den breiten Rücken gebeugt zu haben schien, ja, ich sehe dich noch in einem sehr erregten Gespräch mit deiner Mutter, die Witwe war, über gefälschte Liebesbriefe weinend reden, – sei auch du begrüßt, du blasses Bild! –

Im hellen Klassenzimmer erblickte ich den stattlichen Seminarlehrer Riedel, der schier den ganzen Raum mit seinem Leibesumfang beherrschte, der seinen gamsbartverzierten Jägerhut bedeutsam und kräftig auf den Katheder drückte und uns mit kurzer Geste anwies: „So, den zeichnet mal jetzt!“ Nach einer solchen Einführung in das Unterrichtsproblem faltete er seine gewaltigen Hände auf den Rücken und pendelte gewichtig zwischen den Bankreihen auf und ab, so daß sich die Dielen unter seinen Schritten senkten und hoben, während wir mit schlecht gespitztem Beistift auf ungeeignetes Papier einen Gamsbart hinzuzaubern uns abmühten. Er mag in seiner Ausbildung wenig von den Grundbegriffen der Kunsterziehung erfahren

haben. Ich wußte damals nicht, warum er mich nicht mochte und es mir auch deutlich zeigte. Und weil er mich nicht mochte, liebte auch ich ihn nicht. Rückblickend freilich sehe ich mich keineswegs so liebenswert, wie ich mich damals für unschuldig hielt. Sicher hattest du recht, stattlicher Mann, aber in jenen Zeichenstunden – gib es zu! – waren wir Genossen, die das Schicksal in derselben Sache schlecht bedient hat. Vielleicht war es seine Vorliebe fürs Militärische, die ihn später nach der Aufhebung der alten Ausbildungsordnung in die Gleiwitzer Polizeischule überwechseln ließ. –

Jene grauen Nachmittagsstunden, in denen kein Treffen mit den Freunden verabredet war, ein Regen oder der trostlose Spätherbst über der Stadt lag, waren voller Melancholie. Aber es gab die Aufmunterung, in die Präparandie hinaufzusteigen und sich dort an eines der drei Klaviere zu setzen. Oft habe ich an den Nachmittagen, an denen es nicht mehr ganz hell ist, mutterseelenallein am Klavier gesessen und mir die Seele aus dem Leib gespielt.

Eines Novembertages war ich mit den Beethoven-Sonaten hinübergegangen und befand mich wie stets allein im Klassenzimmer. Die mangelhafte Beherrschung der Läufe und die Mißachtung der gegebenen Schwierigkeiten nahmen mir nichts von der Inbrunst, mit der ich spielte. Ich berauschte mich an den Sonaten und währte mich im siebenten Himmel, d. h. vor einem großen Steinway-Flügel im menschenvollen Konzertsaal sitzend, in dem ich ein großes Konzert gab. Als ich, außer mir, Urgebirge Beethovenscher Musik aufzutürmen meinte, hatte sich die Tür geöffnet, und ein unbekanntes Männchen war hereingeschlurft und still neben mir stehen geblieben. Verwundert betrachtete ich die großen Filzschuhe an seinen Füßen. Der alte Herr nahm die Noten schweigend vom Pult und legte sie oben aufs Instrument. Dann schaute er mich an und fragte: „D a s spielen Sie?“ Im gleichen Augenblick fühlte ich mich ernüchert; fortgeblasen war das Titanische, fort die menschenvolle Musikhalle, und klein fand ich mich bei diesen Worten als Präparandisten in der Dämmerung wieder. Spott, Mitleid und altersweise Überlegenheit lagen in diesen drei Worten. Sein hoffnungsloses Kopfschütteln, das dem überlegenen Geist und gerechten Urteil für einen unheilbar Verblendeten manchmal nur noch übrig bleibt, drückte mich nieder. Er stieß mich an, setzte sich ans Klavier und sagte: „D a s müssen Sie spielen!“ Er begann langsam und überdeutlich eine Sonatine von Kuhlau. Ich erkannte sie beim ersten Takt, und schon stieg eine Stichflamme von Empörung in mir hoch: d a s sollte ich spielen, d a s hatte ich doch längst hinter mir, wofür hielt mich dieser –. Er hatte aufgehört, mir zugenickt und sich auf seinen lautlosen Filzschuhen zum Gehen gewandt. In der eingetretenen Dämmerung schloß sich die Tür. Da setzte ich mich flink ans Klavier und hämmerte ihm den ersten Satz

der Sonatine auswendig und als Protest fortissimo ins Treppenhaus nach.

Einige Zeit danach stand ich ihm im Kollegium der Seminarlehrer gegenüber und erfuhr, daß es der landbekannte Musikpädagoge Woehl war. (Sein Sohn wurde in bekannten Musikverlagen später ein ebenso bekannter Herausgeber, sein Name war in manchem Katalog zu finden.) Als er mich entdeckte, trat er auf mich zu und fragte: „Waren Sie es, der mich neulich auf dem Klavier nachhäffte?“ Als ich bejahte, lächelte er gütig und trat in den Kreis seiner Kollegen zurück.

Im Seminar gab es eine Anzahl kleiner Räume, in denen Übungsorgeln, zu Tode gehetzte Instrumente, standen, die quietschend und fauchend wie alte Ungeheuer in ihren letzten Atemzügen röchelten. Als mein erstes Jahr dahingegangen war, erhielt ich an einem solchen Instrument die ersten Orgelstunden. Trotz der Hinfälligkeit dieser einfachen, vier-registrigen Orgeln saß ich gern auf dem von vielen Hosenböden blank polierten Holzbänkchen und übte meine ersten Kadenzten mit Pedal. Mein heißer Wunsch, das Orgelspiel von Grund auf zu erlernen, ging nicht in Erfüllung, da die Aufstände und Krankheit meine Ausbildung jäh beendeten. Jene Nachmittage, die ich vor dem Klavier oder an der Orgel verbrachte, gehören zu den schönsten Herbst- und Winternachmittagen der beiden Jahre.

Noch eines Lehrers, besonders einer Bemerkung dieses prächtigen Pädagogen, erinnere ich mich lebhaft. Die Wirkung eines seiner Worte auf mich zeigt mir die Bedeutsamkeit manches Lehrerausspruches für ein junges Gemüt. Der Lehrer hieß, glaube ich, Süßmuth. Er pflegte ein geöffnetes Buch auf eigenartige Weise in seiner kriegsverstümmelten Rechten vor seiner Brust zu halten. Wir liebten und ich verehrte ihn wegen seiner jugendzugewandten, offenen Lebendigkeit, ausgefahrene methodische Wege zu meiden. Er gehörte zu jenen Lehrern, die in der damaligen Zeit autokratischer Unterrichtsmethoden nicht häufig anzutreffen waren und die Schüler mit ihren Halbheiten dennoch als ganze Menschen achteten und behandelten.

Es war in einer Mathematikstunde. Die komplizierte Aufgabe stand an der Tafel. Mißmutig schauten wir drein. Da legte er das Stück Kreide auf den Lehrertisch, trat vor uns hin und sagte: „Das ist eine Aufgabe, wie sie mir das Leben täglich stellt.“ Wir horchten auf. „Jawohl, immer nämlich gilt es, aus den gegebenen Umständen und unumgänglichen Bedingungen etwas, nämlich das Richtige zu machen. Hierbei darf man die besonderen Gegebenheiten nicht übersehen oder sie gar verfälschen, wenn sie einem nicht munden wollen, man muß sie in allen ihren Teilen respektieren, und mit ihnen als Wirklichkeiten umgehen, um den rechten Weg der Bewältigung zu

finden. Das verlangt das Leben täglich von mir.“ „Von mir“ hatte er gesagt, und „wie sie mir das Leben täglich stellt“. Da hatte ich plötzlich tief im Innern begriffen, daß ich, daß jeder in der Klasse, ja jeder in der ganzen Welt Tag für Tag sich vor solche Aufgaben gestellt sieht, und als ich dann in jener Stunde selbst vor der Tafel stand, ließ sich alles wider Erwarten klar und rasch an, daß er meinem schnellen Rechnen Vorsicht und Besonnenheit gebot. Ich habe sein Wort und ihn nicht vergessen.

Ich brauchte nur vier Treppen hinunterzuspringen, die Troppauer Straße rasch zu überqueren und um ein Haus zu biegen, dann befand ich mich auf dem großen Sportplatz der „Preußen“. Hinter ihm ragten die hohen Mauern des Zuchthauses auf. Viele Nachmittage habe ich auf diesem Platz mit meinen neuen Freunden gespielt und mich der Freiheit auf den weiten Rasenflächen gefreut, auf denen stets ein lebendiges Völkchen sich tummelte und sonntags die großen Spiele der Männer-Fußballmannschaften ausgetragen wurden. Hier spielte ein stadtbekannter Spieler barfüßig mit, der Schiedsrichter piff an, verlangte von ihm die Selbstverantwortung, der Spieler stimmte zu, und das Klatschen des Balles von seinem nackten Fuß unterbrach zum Gelächter des zusammengedrängten Publikums den gewohnten, dumpfen Schlag der Fußballschuhe. Ein anderes Mal überließ ich einem unbekanntem jungen Mann nur ungerne meine Taschenuhr für sein Schiedsrichteramt, bis er seinen Namen nannte und auf ein kleines Haus am Rande des Platzes wies, wo er wohne. Ich habe ihn nach dem Spiel schnell aus den Augen verloren, im bezeichneten Haus rasch nach ihm gefragt und, dort unwirsch abgewiesen, meine Uhr nie wiedergesehen.

Auf dem Platz staunte ich etwas mit Entzückung an, was ich zuvor nie gesehen: hockeyspielende Mädchen. Manche Minute stand ich am Rand des Spielfeldes und sah, ausgelacht von meinen Freunden, den Mädchen lange zu; das neuartige Spiel, das Behende und die Anmut der Mädchen in ihren jugendlichen Bewegungen bannten mich. Nie habe ich, der ich viel mit Bällen umging und von den Ballbewegungsspielen etwas zu verstehen glaubte, ich habe nie einen Schläger selbst in der Hand gehabt, aber den Ratiborer Hockeyspielerinnen meine volle Sympathie entgegengebracht.

In der Nähe der Pfennigbrücke lag damals ein Spielplatz, auf dem wir bis zum Müdwerden Fußball spielten. Da der Mensch sich gern an ichbezogene Vorgänge erinnert, ist mir noch ein Spiel gegenwärtig, in dem ich durch einen unglaublichen Kopfball den Sieg für unsere Mannschaft errang. Selbst die seltsame Spielsituation ist mir noch vor Augen. Die Zufallstat ist um so merkwürdiger, als ich in diesen Kampfminuten keine sonderliche Spielaufmerksamkeit an den Tag legte, weil mich anderes fesselte: der Anblick der über und über

mit Herbstzeitlosen bedeckten Oderwiesen, zu denen ich immer wieder hinübersehen mußte. Noch niemals hatte ich diese blaßviolette Blüte gesehen, die mit ihrer sehr langen Röhre, dem sechsteiligen Saum und den drei fadenförmigen Griffeln in mir großes Erstaunen hervorriefen. Auch erinnere ich mich nicht, der Blüte später in einer solchen Anzahl begegnet zu sein. In dieses mein Staunen flog der Ball plötzlich auf mich zu, ich sprang hoch und köpfte ihn einfach in die Nachmittagsluft, aber der Ball, dem die ganze Jagdmeute nachgelaufen war, senkte sich aus der Höhe schräg in die äußerste, entgegengesetzt liegende Torecke. Jubel tönte auf, ich war der Held des Nachmittags und quittierte den Beifall, der mir ganz und gar nicht zukam, wie ein stolzer Kötter, der gerade dies beabsichtigt hatte. – Eine der Oderbrücken hatte in der Zeit der polnischen Aufstände eine wichtige Rolle gespielt. Sie verwehrt, stark von italienischen Besatzungstruppen bewacht und befestigt, den Aufständischen den Zugang zur Stadt. In jenen Nächten konnte ich, im Bett liegend, die Schüsse hören, die dort gewechselt wurden. Die Brücke ist alten Ratiborern besonders durch den Stadtschelm Christoph in guter Erinnerung. Ein anonym Brief hatte angekündigt, daß die Brücke in drei Tagen gesprengt werden sollte, der Narr hatte die Polizei aus dem Häuschen gescheucht, und war nach drei Tagen auf der Brücke erschienen und hatte sie vor den gewehr- und säbelstarrenden Polizisten mit lustig sprudelndem Wasserstrahl gesprengt. Flußabwärts überspannte die Ostroger Brücke den Strom. Über sie bin ich an manchem heißen Sommertag zu einem Birkenwäldchen gezogen, wo es am Oderufer viel Sand gab. Dort lernte ich zum ersten Mal den Fluß kennen. Etwas Unbestimmtes zog mich zu ihm hin; in stetig fließende Wasser, ins wechselnde Wellenspiel zu schauen, Wirbeln und Stromlinien mit den Augen zu folgen, – das fesselte mich in einer Weise, die von einer rätselhaften Spannung begleitet war. Als ich in den Strom stieg, spürte ich sofort und stark die Gewalt des erbarmungslos fließenden Wassers und das Ausgesetztsein des Menschen im blind rollenden Element. Was war dagegen das Schwimmen im stehenden Wasser unseres Ziegeleiteiches im Dorf! Ich wurde weit abgetrieben, überließ mich, des Schwimmens kundig, dem Strom und steuerte endlich weitab dem Ufer zu, wo ich aufatmend ans Land stieg. Ich hatte ein Urerlebnis gehabt. Später versuchte ich und versuchten wir immer wieder die unendliche Aufgabe zu lösen, die uns Jungen reizte und stets aufs neue forderte: von einem bestimmten Standort die gegenüberliegende Stelle am anderen Ufer schwimmend zu erreichen. Wir schwammen tapfer, stemmten uns gegen die Strömung, ruderten eifrig gegen die Wasser, die uns in jedem ungenutzten Augenblick aus der Bahn brachten, arbeiteten mit ganzer Kraft gegen den strömenden Druck, – aber unaufhaltsam

und ohnmächtig wurden wir vom Fluß mitgenommen und abgetrieben. Und als wir am Ende unsere Köpfe gerade gegen den Feind richteten, kühn Welle auf Welle entgegensahen und sie schräg zu durchschneiden suchten, rauschten die Wasser um uns gleichbleibend laut, und geschlagen stiegen wir einige Steinwürfe unterhalb der erhofften Stelle an Land. Am Ende gaben wir auf. Der Strom war Sieger geblieben und zog, ohne uns zu beachten, seinen Weg. In den Fluß hinaus hatte man Bühnen gebaut, Strombrecher, welche ihm die uferzerfressende Gier nehmen sollten. Zwischen den Bühnen aber lauerten sich schnell und lautlos drehende Strudel, die einen tödlichen Sog besaßen, und der Abend, an dem ein Kahn gefahren kam und Männer zwischen den Bühnen nach einem Ertrunkenen suchten, hinterließ eine Beklemmung in mir, welche auf meinem langen Heimweg durch die Stadt nicht aufhören wollte und sich, als ich an dem alten Friedhof der Troppauer Straße vorbeihastete, mit leichtem Grausen mischte, als ich mir vorstellte, daß dort in der Leichenhalle aufgefischte Leichen lagen, die man weit draußen im nächsten Wehr gefunden, nachdem sie tagelang im Wasser gelegen. Die Haare und Nägel waren ihnen weitergewachsen, und nun lagen sie grün und tot in dem Leichenhäuschen. Ich atmete auf, als ich im engen Stübchen und im Beisein lebendiger Freunde ins Bett steigen konnte. Das war der Fluß! Oft, wenn ich mich von ihm nicht trennen mochte und an ihm ausharrte, bis die Sonne hinter den Dächern verschwunden war, spürte ich die dunkle Seite seines unbegreiflichen Wesens, und als ich viele Jahre später die Verse von Gerhart Baron über die Oder las, da wußte ich, wie trefflich er den Strom kannte, wenn er im „Altoberschlesischen Flößerlied“ vom dampfenden Strom spricht, von Reihern, die hoch über dem Fluß fliegen, wie der graue Hecht tiefer auf Raub stößt, die Wellen, „murmeln, schäumen, rauschen und brausen“, während am Ufer die Flößer ihre Feuer anfachen. Hier wurde ich gewahr, wie lebendig die Oder, mitten durch unsere heimatliche Landschaft fließend, als belebender Strom im Bewußtsein lebte. —

Jene Schüsse, die ich nachts über die Oder peitschen hörte, bedeuteten für manchen das Ende des alten Lebens in der Heimat und für mich das aufstörende Schlußsignal meiner Jugend, über der bis dahin Sonne gelegen hatte. Der Ernst des Geschehens drang nur langsam in mein Bewußtsein. Niemand von uns Jungen kannte die wahre Bedeutung dessen, was in jenen Tagen vor sich ging, selbst die Lehrer schienen in der Welt des Unterrichts besser zu Hause zu sein als in ihrem eignen Lande, aber als ich immer wieder die Trupps des Selbstschutzes singend durch die Straßen zu ihren Verteidigungsstellungen hinausziehen sah und nachts hörte,

„in der Heimat, in der Heimat,
da gibt's ein Wiedersehn –“,

ergriff mich ein dumpfes Gefühl, als rege sich etwas in den Grundfesten unseres Lebens. Allmählich begriffen wir, daß draußen im Lande um Leben und Tod gekämpft wurde, daß der polnische Aufstand tobte. Die alten Melodien, gesungen von Kämpfern, die sich aus allen Teilen Deutschlands zur Verteidigung zusammengefunden hatten, begleiteten mich oft in den Schlaf, und der Ernst und die Todesnähe bildeten einen großen Gegensatz zu ihrem Gesang, dem ich in den Sommernächten nachlauschte. Mancher Seminarist aber, so hieß es, sei in den Nächten freiwillig zu den Kämpfenden geeilt und morgens wieder pünktlich im Seminar erschienen, ein Verhalten, dem wir Jüngeren nur Bewunderung entgegensetzen konnten. Von einem wurde bekannt, daß er, auf einem seiner nächtlichen Dienste entdeckt und daheim eingeschlossen, in vielen, darauffolgenden Nächten an der Dachrinne hinabgeglitten, zu den Kämpfern geeilt und morgens wieder unentdeckt an Ort und Stelle gewesen sei.

Nun blieben Briefe und Geld meiner Mutter aus, die Zimmergenossen hatten Seminar und Stadt verlassen und waren in ihre noch ruhigen Dörfer geeilt. Ich war allein im leer gewordenen Zimmer. Hatte man die Schulen geschlossen, waren die Ferien gekommen? In der Rückschau sehe ich mich aus dem Zimmer vertrieben und allein durch die Straßen gehen. Mir war, als sei ich in einer fremden Stadt. Die italienischen Besatzungstruppen hatten an den Oderbrücken Maschinengewehrstellungen ausgebaut und mit Sandsäcken geschützt, die Lehrer waren fort, die Freunde unsichtbar, die Alte, die mürrisch-freundlich mit uns umgegangen war und den Pensionspfennig eifrig eingehemst hatte, mahnte mich um das anstehende Geld, wurde unwirsch, wenn wir einander auf dem Gang begegneten, bis ich nach schriftlicher Bestätigung meiner Schulden meinen Koffer mit alter Wäsche unter dem Bett hervorholte und in dem von Schwestern geleiteten „Notburgaheim“ unterkommen konnte, wo ich auf Fürsprache eines aus meinem Heimatort stammenden, dort wohnenden Seminaristen ein Stüblein auf gut Glauben, alles würde auf Heller und Pfennig bezahlt werden, unter dem Dach bezog. Selten im Leben habe ich mich im Leben so allein gefühlt wie in jenen Wochen. Obschon die Schwestern Christi Bergpredigt freundlich beherzigten, mich Fremden ohne viel Hin und Her beherbergten und mir das Essen reichten – ich bin ihnen heut noch dankbar für meine Rettung –, blieben mir das große Haus beängstigend unüberschaubar und kalt, das Brot sauer, die Suppe dünn und die Schwestern fremd. Meine Schuhe waren entzweigelaufen, ich band sie mit Schnur zusammen, meine Kleidung verloderte, aber dies scherte mich wenig. Zielloos durchlief ich die Straßen; dann fieberte ich, hustete und

fühlte mich auf meinem dünnen Bett weltverloren. Brief auf Brief hatte ich nach Hause geschrieben, alle waren irgendwo hängen geblieben, – bis mir endlich eine Mittelsperson eine verworrene Nachricht brachte, ich solle mir zunächst bei einer Familie Nentwig ein paar Schuhe holen. Man war freundlich zurückhaltend, als ich verwaht an der Tür stand, aber man wußte von keinen Schuhen. Erneut erhielt ich Namen und Anschrift, ging wieder ins fremde Haus, bis Fragen und Nachsuchen ergaben, daß das Dienstmädchen ein Päckchen entgegengenommen, vom Ganzen wenig begriffen und den Karton unter ihr Bett geschoben hatte, wo es sich verstaubt auch richtig vorfand. Die Schuhe waren für einen Riesen gearbeitet, und alle Menschen, die mich, dann die Schuhe und wieder mich betrachteten, schienen derselben Meinung zu sein. Aufstandszeit, Umherirren in den Straßen Ratibors und gewaltige Schuhe, die beim Gehen haltlos hin und her schlenkerten, gehören zu meiner Erinnerung an die letzten Tage in der Oderstadt. Der einzige Mensch, den ich in der Stadt kannte, war jener Seminarist im „Nortburga-Heim“. Vergebens gewann ich ihm etwas Aufmerksamkeit ab, weil er für seine Lehrprüfung arbeitete, Tage und Nächte über seinen Büchern saß, meine stumme Anwesenheit kaum wahrnahm und kurze Antworten auf seinen Lippen hatte, bis ich wieder in die Leere meines Zimmers hinauf- oder in die abendlichen Straßen hinabstieg.

Endlich hatte ich einen Brief meiner Mutter in den Händen. Sie sei in tausend Ängsten, habe unaufhörlich mit mir Verbindung aufzunehmen versucht, das Seminar befragt, und nun sei geplant, über einen Offizier der Interalliierten Abstimmungs-Kommission mich durch die Fronten heimzubringen. Es sei alles besprochen, ich solle mich reisefertig auf dem Rathaus beim Herrn B. einfinden, meinen Namen nennen, und alles werde seinen Weg gehen. Ich versicherte den Schwestern, alles werde bezahlt werden, zog mit meinem Koffer aufs Rathaus, warf einen letzten Blick auf den Adler, der immer noch abzufliegen im Begriffe schien, was er zwei Jahrzehnte später endgültig und für immer in die Tat umsetzte, und habe bald darauf die Stadt verlassen. Ich habe ein warmes und dankbares Gedenken für die italienische Besatzung, die auf Recht und Ordnung bedacht war, während andere Besatzungsmächte die Menschenrechte grausam verletzten. Seit jenem Tag habe ich die Oderstadt nie wiedergesehen. Ein Bild drängt sich mir noch auf. Es ist wie ein zusammenfassendes Zeichen für meinen Aufenthalt an der Oder. Seminaristen, welche das Orgelspiel gut beherrschten, durften unter Aufsicht des Musiklehrers in den Hochämtern, welche in der alten 1286 erbauten Pfarrkirche allsonntäglich gehalten wurden, die Orgel spielen. Wir Jüngeren, welche unsere Freude an den vorbildlich eingeübten Prä- und Postludien hatten, saßen im Schiff, während die Töne über uns hin-

wegbrausten. An jenem Junitage gab es einen feierlichen Gottesdienst, die Kirche war bis an die Außenmauern dicht mit Gläubigen gefüllt, die Orgel tönte mächtig durch den Raum, der Gottesdienst ging zuende, und da setzte ein Nachspiel mit vollem Werk ein, das seinesgleichen suchte. Es brauste um mich, die Töne rauschten durch uns hindurch, brachen sich am barocken Chorgestühl, stürzten von der Orgelbühne herab und strömten hoch bis an die Gewölbeschlußsteine. Der ganze Raum war mit gewaltiger Musik gefüllt, der Orgel wurde in allen ihren Registern ein Äußerstes abverlangt, und da geschah es: mitten im majestätischen Brausen brach sie plötzlich wimmernd ab und die Töne verhallten mit einem Wehlaut in den Gewölben. Der Tonschwall war jäh zusammengebrochen, er erhob sich noch einmal in der unheimlichen Stille zu einem Versuch und sank als ersterbende Klage endgültig in sich zusammen. Mir war, als habe etwas Grausames das herrliche, lebendige Wesen der Musik plötzlich zu Tode getroffen.

Vor dem Eingang der Kirche versammelte sich ein kleines Häuflein von Musikfreunden, die bis zum Ende ausgeharrt hatten. In ihre jugendliche Bewunderung für das hinreißende Spiel war eine verstörte Enttäuschung gefallen. Das jähe Ende hatte auch uns so getroffen, daß wir stiller als sonst auseinandergingen. Mir will scheinen, als sei das Orgelspiel ebenso wunderbar verlaufen und trüb zuendegegangen wie mein Sommertag in der Oderstadt.

Zwei aus dem Dorf

Sehr lange habe ich die Mädchen mit den Augen eines in sich selbst ruhenden Knaben angesehen. Eine erste zarte Berührung trug sich zu, als ich einmal an dem Platz, auf welchem wir dem Ball nachliefen, ein Mädchen vorbeigehen sah. Ich weiß nicht, was mich vom Spiel aufschauen ließ und nach Tagen wieder veranlaßte, – ich hatte es inzwischen wieder vergessen, – der Gestalt erneut nachzublicken. Noch weniger vermag ich anzugeben, wie es dazu kam, daß ich plötzlich eine Haustür in der Nachbarstraße kannte, aus der sie zu treten pflegte. So deutlich ich mich auch an diese kurzen, stummen Begegnungen erinnere, so rasch versank auch die schöne Gestalt im Fluß der Zeit.

Eigen wurde mir zumute, als Bärbel, die Arzttochter, das Ende ihres goldblonden Zopfes über meine knabenhaften Lippen drückte, lächelte und flüsterte, wie gut mir dieser Bart anstehe, – aber auch dies hatte wenig mehr auf sich als der Augenblick einer seltsamen Berührung, die mich durchfuhr, und daß ich einmal in meinen zehn oder elf Jahren von der Mädchenhaftigkeit der Nachbarstochter so angerührt wurde, daß ich mich meiner spielschmutzigen Hände schämte und zu ungewöhnlicher Mittagsstunde an den Wäscheschrank schlich, um mich dem blitzsauberen Mädchen zwar ungewaschen, aber in blütenweißem Hemd zuzugesellen und in würdigerem Aussehen ihre Nähe zu bestehen, – das waren kleine Wellen auf einem noch stillen Wasser, welches als schilfumsäumter Teich klar und unberührt von Stürmen zur Sonne aufsieht. Manch Hauch hätte die Oberfläche des Spiegels leicht kräuseln können, jedoch Berührungen mit dem andersartigen Geschlecht wiederholten sich nicht.

Aber dann war es, als sei vor mir ein Stern aufgegangen und sein Schein habe bis auf den Grund der unsichtbaren Seelenlandschaft geleuchtet und ihre schlafende Lichtlosigkeit in einen Glanz verwandelt, der nie mehr ganz verlöschen sollte.

Als das Dorf eingeschneit lag, die Knaben und selbst junge Männer ins herkömmliche Recht traten, Mädchen und junge Frauen mit Schneebällen zu bewerfen, ihnen nachzulaufen, Wangen und Hals mit den kalten Flocken einzureiben oder sie ihnen gar zwischen warmen Hals und Kragen zu stopfen, da rannte ich auch einem Mädchen nach, das wie wir nach dem Schulvormittag vom Bahnhof zum Dorfe zog. Unerreichbar leichtfüßig floh sie davon. Der Zorn, die Schnellfüßige nicht erjagen zu können, trieb mich ungestüm vorwärts, bis ich sie, aus vollen Lungen keuchend, am Dorfeingang neben

einem Ackergrenzstein einholte. Mit einem leichten Aufschrei war sie in den Schnee gesunken, und im Fallen hatte sich ihr faltenreicher Rock wie eine Glocke um ihre schmale Gestalt gelegt. Ihre Arme suchten ein Gesicht zu schützen, das mich mit dunklen Augen scheu und ängstlich anblickte. Ich war herangestürmt und jäh stehen geblieben. Meine heiße Hand hatte den Schneeball hart gedrückt, zwischen den Fingern tropfte schon Wasser hervor, und plötzlich begannen sie sich, wie von unbekannter Kraft auseinandergebogen, sanft zu lösen. Der Klumpen fiel zur Erde. Ich wandte mich stumm zum Gehen, ohne das Mädchengesicht im Leben jemals wieder zu vergessen. Es war der Augenblick zwischen zwei Menschen, für die es in dieser reinen Strahlkraft vielleicht keine ähnliche Begegnung im Leben mehr gibt.

Ich weiß nicht, warum ich gerade sie durch den Schnee gejagt, und wenn ich nachsinne, wann und wo ich ihr, die an der Mittagsseite des Dorfes zu Hause war, zum ersten Mal begegnet bin, da findet sich dafür keine Spur, aber das aus dem Schnee blickende Mädchengesicht hat sich mir in die Seele geschrieben.

Auf diesen Wintertag folgten andere, bis die Apfelbäume am Dorfrand blühten. Das braunäugige Mädchen sah ich selten; ich suchte ihre Wege nicht, und daß ich gar in ihren Kreis zu kommen gewünscht hätte, das stand meinem Sinn nicht an. Vielmehr stieg eine tief wurzelnde Scheu in mir auf, wenn ich sie schon von ferne die Straße herabkommen sah. Es gab niemanden auf der Welt, der sie eher entdeckt hätte als ich, aber wer will sagen, ob ihre braunen Augen nicht die flinkeren gewesen sind und mich längst entdeckt hatten!

Es traf sich, daß wir einmal einander im großen Garten begegneten. Helle Sonnenglut umwehte uns. Um diese Tageszeit blieb die grüne Gartenwelt menschenleer, und inmitten sommerlicher Fülle waren wir allein. Der Graben neben dem roten Aschenweg stand voll blühender Schafgarbe; Gänsedistel und Goldklee wetteiferten mit dem Labkraut in ihrem brennenden Gelb, und am letzten Ende des grünen Geländes, dort, wo Weg und Graben umbogen, um vor dem nie benutzten Eisentor, das verschlossen rostete, Halt zu machen, – dort saßen wir zwei auf dem Grabenrand zwischen Flockenblumen und duftendem Rainfarn. Das Dorf schien weit hinter der grünen Gartenlandschaft versunken. Ein Lattenzaun brannte hinter der Mädchengestalt in voller Sonne, mir stach sie den Rücken heiß, aber wir spürten die Sonnenglut nicht. Keiner von uns hätte den blumigen Gräserwald, in dem sich unsere Füße verloren, zu durchschreiten gewagt, um näher beim anderen zu sein, und die Fülle unserer jungen Herzen hätte in diesem Augenblick den blumigen Grasrand selbst mit der Schönheit der ganzen Welt nicht eingetauscht, nicht mit dem

Stadtpark in Beuthen, in dem die Menschen immer so schön und feierlich angezogen umherwandelten, und ich selbst mit den Wiesen des Iserbaches nicht, in denen ich wurzelte wie eines ihrer tausend Gräser. Der kleine sonnenbeschienene Fleck war der Mittelpunkt der Welt, und um ihn drehte sich in ihrer Herrlichkeit die weite, leuchtende Erde. Die Schatten der Apfelbäume und Feuerlilien standen still, und das, was an Worten hin und her ging, waren nur wenige Tropfen, die in diese kostbaren Minuten fielen, Sätze aus noch halb-kindlichem Alltag, die wenig besagten, in deren Lauten aber sich etwas unantastbar Zartes entfaltete, wie ein Hauch, der kaum spürbar aufkommt, zum Winde wird, eine mächtige Wolkenwand zur Seite treibt, bis er unaufhaltsam wie eine große Musik über alle Gräser, Blumen und Bäume der sonnendurchfluteten Lebenslandschaft hinwegtönt.

Da floß, ohne daß ich wußte, was ich sagte, ein Vers, den ich irgendwann einmal gehört und der damals wohl gesungen wurde, über meine Lippen: Deine Augen sind so braun wie die Kastanien.

Die leisen Worte schienen eher aus dem Blühen und Wachsen, das uns umgab, und aus der Tiefe der weiten Landschaft zu kommen als von meinen Lippen. Der hohe Sommer brauste um uns und entfaltete seinen vollen Glanz im Lande. -

Wohl gerieten wir später im Beisammensein mit Freunden in einen immer tieferen Einklang, der ebenso von großer Verschwiegenheit wie von grenzenloser Fülle war, ohne daß sich je etwas anderes ereignete, als daß wie einander selig nahe waren und uns nur dann und wann scheu anschauten; wohl sandte sie mir einst zum Zeichen ihrer Zuneigung ein Gesangbuch mit Gruß und Bitte zu, ihr Schumanns „Zigeunerlied“ notengerecht abzuschreiben, wobei ich einen großen Tintenfleck vergebens wieder auszumerzen mich bemühte, den ich in der Erregung, alles über die Maßen gut zu machen, hatte darüberfließen lassen; wohl besuchte sie später noch unsere Familie, als wir längst das Dorf verlassen hatten, wobei ich ihr einmal viele Millionen Mark in Papiergeld für die Straßenbahnfahrt glaubte zustecken zu sollen, weil alles Geld wertlos geworden war; auch sind andere Begegnungen, die uns über den Alltag hinaushoben, nicht im Strom der Zeit untergegangen, - sie hat mein Herz aufbewahrt -, aber nichts hat sich tiefer in meine Seele gebrannt als die erste Ahnung und das Aufblühen unserer Neigung an jenem Sommertag.

Wer zählt in der Jugend die Tage, an denen die Sonne scheint? Sie zogen herauf, als müsse sie über ihnen immer leuchten, wie auch die Blumen vor ihrem Fenster immer blühen würden, hinter denen ihr Kopf auftauchte, wenn ich zum großen Garten ging. Staunend bemerkte ich, wie herzlich sie im Beisammensein der Jugend ein unscheinbares Mädchen ins Spiel zog, das wir übersehen und stehen

gelassen hatten, und wie sollte ihr zärtlicher Umgang mit ihren zahlreichen jüngeren Geschwistern mich ihr nicht näherbringen!

Der Sommer überließ dem Herbst die Gärten und Felder, ein anderer ging strahlend über dem Dorfe auf, und dann kam jener späte Septembertag, an dem die Sonne schräg auf die Iserbachwiesen schien und ich ihr zum letzten Gang aus dem Dorf das Geleite gab.

Im Herbst weitete sich unser Land, die Felder tönnten von der Fröhlichkeit der Ernte wider; weiße Rauchfahnen der Kartoffelfeuer zogen über die Landschaft; die Jungen schwenkten feuergefüllte Blechbüchsen am Draht; Papierdrachen segelten über den Rauchsäulen im seidigen Blau; im Dorf, auf den freigemähten Feldern und leeren Äckern lag die würzige Luft der erwärmten Erde; Bergleute fuhren von ihren kleinen Ackerstreifen Kartoffeln heim, und Handwagen, voll mit Krautköpfen beladen, quietschten durch die Straßen. Die harte Arbeit und Sommerhitze schienen von den Menschen abgefallen zu sein, und ein frohes Aufatmen ging über die Gesichter und die ganze Landschaft.

Keine Jahreszeit habe ich mehr geliebt als die goldene Weite des Herbstes, der nichts von Fäulnis und Verwesung zu wissen schien, und ich glaube ihn nirgend in der Welt je so erlebt zu haben wie im Beuthener Land.

So zog ich unbeschwert an der Seite des braunäugigen Mädchens durch den herbstlichen Nachmittag. Wie viele Familien hatte auch ihre nach der unseligen Teilung unseres Landes das Dorf verlassen, und unser Weg führte über die Eisenbahnschienen, über die ich so viele Male gelaufen, durch das Iserbachtal bei Rudahammer nach Borsigwerk hinauf. Selig, als gäbe es keinen Wechsel in der Welt und bei den Menschen, trug ich ihr Bündel, und mir schien das Leben herrlich und unwandelbar zu sein wie die Sonne, die immer wieder über Dorf und Land lag und wie ihre täglich wiederkehrenden Strahlen, die unsere Gesichter jetzt auf diesem Gang durch die Wiesen trafen.

Monat um Monat war unmerklich übers Land gezogen, sie ein reiferes Mädchen geworden, ich aber ein scheuer Dorfjunge geblieben. Der breit gewordene Iserbach, nun zwischen dem Deutschen Reich und Polen zum Grenzfluß geworden, floß still neben unserem Pfad, die Wiesen lagen im rötlichen Sonnendunst, und meine Fröhlichkeit wußte nicht, daß mit diesem Gang zur neuen Grenze etwas sein Ende gefunden, das im Leben nicht wiederkehrt.

Auch als wir das Dorf verlassen hatten, begegneten wir uns später noch einander, als sei einer dem anderen im Innersten der liebste Mensch. An manchem Nachmittag lief ich von Karf durchs Dorf Bobrek die Felder hinauf, die sich in Richtung Borsigwerk hügelig hinziehen. Sie flog mir von dort auf den Wiesen entgegen, und bisweilen hatte der heimatliche Horizont der Hütten und Gruben schon

seine Lichter aufgesteckt, wenn wir uns voneinander losrissen und auf dem Ackerrain in verschiedener Richtung auseinandergingen, auf dem wir gesessen.

Weiter zogen Mond und Sonne um die Erde, ich hatte die Hochschule bezogen, in meinem Herzen aber blieb aller Raum für sie bestimmt, als sei dies das Natürlichste von der Welt. Viele schönen Mädchen gingen in der großen Stadt dieselben Wege wie ich, arbeiteten in denselben Räumen, aber die Großstadt, ihr Treiben und ihre Menschen, kaum von mir wahrgenommen, zogen durch mich hindurch, und ich versagte mich in Staunen und Bedrängnis vor der fremden Fülle und den lauten Stimmen der Hauptstadt. Sie aber lebte inzwischen in ein Leben hinein, das sie voll und kräftig umbrandete, während ich Träumer die lautlos ablaufende Zeit als Mahnung oder Forderung nicht verstand, sie in unbegrenzter Fülle für verfügbar hielt und die trennenden Dörfer und Felder, Wochen und Monate für nichts erachtete.

So brachte eine Abendstunde an ihrem Krankenbett, als ich nach langen Monaten durch den Schnee zu ihr geeilt war, die Wahrheit voll heißen Schmerzes: sie war einem Kaufmann versprochen. Ein großes Tor hatte sich fest und unerbittlich vor mir geschlossen. Stumm, unbeteiligt und fühllos vor der grausamen Eröffnung, die in mein Herz hineingeschlagen war, wies ich, vor ihrem Bette stehend, auf die scharfe Medizin, mit der vorsichtig umzugehen sei, trat ans Fenster, legte die wirre Stirn an die kühle Fensterscheibe, sah auf die verschneite Dorfstraße hinunter und fühlte dann zum letzten Mal ihre heiße Hand in der meinen.

Mir blieb, im hell erleuchteten Nebenzimmer noch von ihren Eltern und Geschwistern Abschied zu nehmen. In dieser beredten Stille, die mich empfing und welche ein jeder der Runde in mitfühlender Teilnahme achtete, bohrte sich noch einmal heiß und schmerzhaft die laute Ankündigung eines ihrer Brüder in meine Brust, er, der andere, werde jetzt wohl gleich erscheinen. Tapfer und mit zugepreßtem Herzen ging ich um den Tisch, streckte jedem meine Rechte entgegen, und wie im Traum, der uns beklemmend den Atem raubt, kam ich leise aus Stube, Haus und Dorf in die verschneiten Felder. Mir war, als sei alles Schwere, das es auf Erden gibt, auf mich herabgestürzt. Hatte sie nicht noch bei einer der letzten Begegnungen im Park, die Arme um meinen Hals geflochten, mit dem Fuß auf die Erde gestampft und ausgerufen, sie möge den anderen nicht, überhaupt nicht? Ein Wort, galt das noch? Was überhaupt galt? Der heimatliche Lichterkranz flackerte am Horizont, flimmernde Kerzen, die das weiße Leichentuch der Erde umstanden, während ich den Schnee unter meinen Sohlen nicht fühlte und ausgebrannt durch die Winternacht heimtaumelte. —

Da mir nicht anders möglich war, als ihrer liebend zu gedenken, schrieb ich, als man mir später zutrug, sie habe einer Tochter das Leben geschenkt, in einem letzten wilden Aufbegehren gegen den Lauf des Schicksals einen heißen, glückwünschenden Brief, als könnten meine aus dem Tiefsten ausbrechenden Empfindungen ihr noch etwas bedeuten, und noch ein allerletztes Mal, als sehr viele Jahre vergangen, das Leben sich und mich und alle Menschen gewandelt hatte, ging zum Tode ihrer Mutter, die ich verehrte wie meine eigne, ein Brief voll freimütigen, herzlichen Verstehens für den Lauf der Welt an sie, allein ein totes Schweigen hatte sich seit jenem Krankenbesuch längst über alles Frühere gesenkt, und so ist das Leben, nachdem der lebensklügere Kaufmann alle Bindungen durchschnitten hatte, die er noch in ihr und mir geahnt haben mag, – so ist das Leben weitergegangen.

Ich weiß nicht, was aus ihr und allen liebenswerten Anlagen, die ich an ihr gefunden, an der Seite des reichen Kaufmanns geworden ist.

Nur einmal, sehr spät im Leben, erreichten mich einige wenige Zeilen, welche die schmerzhafteste Unruhe vieler Jahrzehnte in mein törrichtes Herz wieder zurückriefen, aber eine Entgegnung in die Ferne zu senden, habe ich nicht mehr vermocht.

AUF EINEN SPÄTEN BRIEF

I

Als du im Dorf warst,
brannten mir
tausend Sonnen.

Als du davonzogst
durchs Tal ins
lebenslange Schweigen,

zertratest du
mit jedem Grashalm
meine Seele.

Zerbrich die Gnade
später Stille nicht, –
mein Herz, es würde noch
am Rand des Lebens
in wildem Schmerze
schlagen.

II

Törricht klopfendes
Gebilde,
die tausendfache Sonne
junger Anmut,
sie erlosch.

Fluche nicht
verrinnendem Sand,
nimm hin,
auf deine Schwelle
hingeweht,

den ersten Schnee
und stimme,
wenn auch bebend,
endlich zu.

Krankheit, Mord und Tod im Dorf

Ich weiß die Stelle: im Kinderzimmer neben Vaters Kleiderschrank lag sie im Bett, die vor Schmerzen schreiende Mutter. Ich stand neben ihr. Etwas Heißes überflutete mich unaufhörlich, schmerzte und machte mich fassungslos. Durch die Tränen sah ich, wie sie sich hilflos wand, und hörte sie hervorpresen: Nehmt eine Axt und schlagt mich tot! Die Worte schlugen bis ins Innerste in mich hinein und prägten mich für mein Leben mit einem Bewußtsein, daß Krankheit unser Teil ist. Weinend umstanden Vater und Geschwister das Bett. Das Bild blieb und das unauslöschliche Wissen von Menschsein und Krankheit.

Meine Mutter gesundete und wurde alt. Auf ihrem Wege lag der Tod zweier Söhne, einer Tochter – dieser unter Umständen, die einen, der ihren Tod mit ansehen mußte, weinen machten –, der frühe Tod ihres Mannes, vierzig Jahre Witwentum, Armut und die mittellose Erziehung von vier Kindern, Krieg, Hunger, der Neid der Nachbarn, der mir immer ein Rätsel blieb, – „manchmal, Kinder, würden die Menschen einen in einem Löffel Wasser ertränken, wenn sie könnten“, – und am Ende die Vertreibung aus Dorf und Land.

Was waren neben ihren Schmerzen unsere Masern, die uns ins Bett verbannten, – was unsere wunden Zehen, die wir Barfüßige uns beim Kriegslumpenballspielen an Stein und Mauer holten, – was unser Bauchgrimmen, welches Massen grüner Stachelbeeren in unseren Mägen veranstalteten, und was die Holzsplitter als Dauergäste in Fuß und Hand neben der Todeskrankheit meines jüngsten Bruders! An einem heißen Mittag heimgekommen und verwundert darüber, leise Schreie aus Vaters Arbeitszimmer zu hören, war ich eingetreten, hatte beim Anblick des krampfzuckenden Gesichtchens in der Wiege meine Büchertasche fallen lassen und war ins Weinen der Umstehenden eingefallen. Der kleine, sich vor Schmerz windende Körper hatte bald ausgelitten. Wieder prägte sich die Gruppe der Eltern und der zufällig hinzugekommenen Frau unseres Arztes ein, welcher der Vater, sein Schnupftuch fortsteckend, mitteilte: mein kleiner Ulrich ist eben gestorben. Ich stand als Junge daneben und hatte zum ersten Mal das Sterben eines Menschen gesehen. Verstanden hatte ich es nicht.

Meinen älteren Bruder sah ich zum Tode hinsiechen. Daß er, der Zuckerkranke, kein Brot und keine Kartoffeln essen durfte, rechnete ich einem unfaßbaren Geheimnis zu. Als seine Kräfte verfielen, wurde er, der Praktikant der Grube Gotthardschacht, in das große

Knappschaftskrankenhaus von Rudahammer eingeliefert und bald im Sarg ins Dorf zurückgebracht. Jahre später entfiel mir einem Buch ein mit Bleistift bekritzelter Zettel: Lieber Freund, wenn du mich besuchst, bringe mir um Gottes willen ein Stück Brot mit! Ein halbes Jahrhundert später erzählte mir der Sohn unseres Dorfdichters Grabowski, damals beim Begräbnis hätten die Pferde gescheut und man habe im Dorf geflüstert, dies sei ein schlechtes Vorzeichen; irgendjemand aus der Familie werde in Jahresfrist ihm auf dem Leichenwagen nachfolgen. Es war mein Vater. Er war mit vier- undfünfzig Jahren der Tuberkulose erlegen. Oft hatte ich ihn bei geöffneten Hoffenstern seine entblößte Brust der Sonne entgegenhalten sehen, als könne sie ihm noch Heilung bringen. Dann lag er tot in seinem Zimmer. Wir Kinder spielten in unserem, als die Mutter leise die Tür hinter sich schloß und sagte „Er ist tot, Kinder. Was sollen wir jetzt nur machen!“ Sie ging auf mich zu, der ich nach Bruders Tod der Älteste geworden war, stützte sich schwer auf meine jungen Schultern und fiel über mir zusammen. Ich stemmte mich mit ganzer Kraft gegen die Last, um sie zu tragen; in mir dröhnte es, und irgendwas rief mich immer wieder eindringlich an: jetzt mußt du durchhalten, Norbert, sei stark, sie darf nicht umsinken, du mußt sie halten, du mußt. –

Damals hatte ich es gekonnt. Ob ich auch später, in jenen Jahren, in denen ich draußen in der Welt mein Leben aufbaute, ihr ganzes Leben ebenso auf mich genommen und mitgetragen habe wie in jener Minute, wage ich nicht zu sagen; denn immer war und ist mir, als sei ich allen, die ich gekannt und die hinübergegangen sind, stets und für immer etwas schuldig geblieben.

Ich staunte über die Menschenmenge, welche die letzte Straße säumte, die er nahm. Er war im Dorf als besonnener Mann bekannt und beliebt. „Über den Sternen in lichten Höh'n, da werden wir uns wiederseh'n“ stand auf einem Grabmal neben der offenen Grube. Meine junge Seele zog suchend und fragend in vorgestellte Räume, wohin ich meinem Vater einst nachziehen wollte. Am Grabe standen Schulkinder und sangen. Der Grabspruch von nebenan mußte wahr sein, auch das Lied sang von der „Heimat der Seele“, und die Süße, die aus Kinderkehlen in die Luft stieg, durchzog mich. Teile dieser Melodie umgeben mich heut noch manchmal bei Grablegungen.

So lagen mein Vater und zwei meiner Brüder nebeneinander in der Erde. Nur langsam kam mir die Erkenntnis, daß Tote nicht wiederkehren. Wohl erlebte ich das Bedrückende, daß wir aus dem Hause ziehen mußten, welches für mich früher der Mittelpunkt des Dorfes, des Landes und der Welt gewesen war, aber es war etwas anderes und Nebensächliches, was mich den Tod meines Vaters spürbarer fühlen ließ als das Schauspiel der Beerdigung, als der seltene Be-

such von Vaters Schwestern zu dieser Stunde, die in seinem Kleiderschrank bereits Gefallen an vielem Brauchbaren und des Mitnehmenswerten bekundeten, als sein Grab noch nicht zugeworfen war, – selbst die Tatsache, daß sich der Vater in der Folgezeit nicht mehr blicken ließ, brachte meine alte Welt nicht zum Wanken; irgendwo war er bestimmt, er würde schon dasein, wenn er wollte oder wir ihn brauchten. Etwas Unscheinbares zeigte mir, daß sich die Welt verändert hatte.

An jedem Jahresende und -neubeginn war, soweit ich zurückdenken konnte, ein dicker Packen von Glückwünschen, Karten und Briefen im Haus eingegangen. Ich liebte diese Glückwunschkarte wegen ihrer Buntheit, des Silber- und Goldglanzes, den viele Stücke ausstrahlten, und ich sammelte sie. Das erste, vaterlose Jahr brach an, aber die Herrlichkeit von Gold und Silber blieb aus. Zwei, drei Karten nur hatte der Briefträger hereingereicht. Diese unfaßbare Kargheit, ja Leere drückte mich nieder und zeigte schmerzhaft an, daß etwas nie mehr wieder kommen würde. Selbst in der Folgezeit, als das Bild meines Vaters in den Jahren meines Wachstums verblaßte, als steigendere Forderungen des Lebens an mich herantraten, und ich staunend in die Welt hinaustrat, kam mir die Abwesenheit meines Vaters angesichts der ausbleibenden Glückwünsche zum neuen Jahr erneut ins Bewußtsein. Erst spät lernte ich mich und uns Menschen kennen, die wir einen leeren Platz und den, der ihn einnahm, trotz manch anders lautender Versicherungen in Rede, Nachruf und Zeitungsanzeige rasch vergessen.

Krankheiten des Nachbarn gehen jungen Menschen wenig nahe. Daß die Frau des Maschinensteigers O. bis zu ihrem Tod schwer daniederlag, Bruder und Schwester meines Freundes Hans dahinsiechten und starben, die Familie des Lehrers R. von der Tuberkulose hinweggerafft wurde, das vernahmen wir Jungen ohne tieferes Mitgefühl. All dies schien so laufen zu müssen und lag am Rande unserer kleineren Welt. Aber heißer drang die Nachricht vom Tode des Lehrers Hill in mein Herz, der sich ihn selbst gegeben hatte. Mein Vater und ich, wir hockten dicht hinter den Sträuchern jätend im Garten am Rand eines Beetes, als unsere Marie angelaufen kam und uns entgegenrief: Der Lehrer Hill hat sich in Beuthen vor den Zug geworfen! Mein Vater erhob sich, eine kleine Ritsche, auf der er beim Jäten zu sitzen pflegte, fiel um, und er ging schnell und wortlos ins Haus. Der starke Widerschein von Erschütterung auf den Gesichtern der anderen fiel auch auf mich: da war Außerordentliches geschehen, und aus den Gesprächen der folgenden Tage, die um den Tod des beliebten Lehrers kreisten, wußte ich, wie sehr die dörfliche Lebensordnung durchbrochen war. Der gütige Mensch, dem die Kinder in Liebe auf der Straße entgegenliefen, hatte sich im Beuthener

Bahnhof aus Verzweiflung, unheilbar herzkrank zu sein, vor einen einlaufenden D-Zug geworfen. –

Aber der Mord brach auch unmittelbar in die Reihen unserer Jugend ein, als ein Jugendlicher ein Mädchen und sich selbst mit dem Revolver tötete. Er hieß Kawalla, wohnte nicht weit von uns in der Teichstraße und war in der starken und reinen Liebe eines heranwachsenden jungen Mannes einem Mädchen zugetan, das er zärtlich „meine Mona Lisa“ nannte. Das Schicksal wollte es, daß Mona Lisa bei einem Tanzvergnügen zweien Brüdern so sehr gefiel und ihnen die Sinne derart heiß wurden, daß sie – so ging es später im Dorf um – eine Nacht im einem Zimmer des Dorfgasthauses verbrachten. Dieses Gerücht zerstörte brutal die Gemütswelt des jungen Mannes, brachte ihn um seinen Verstand und kostete beiden das Leben. Er steckte einen Revolver zu sich, begab sich in verzweifelter Entschlossenheit ins Elternhaus seiner Angebeteten, setzte sich an den Tisch zum Brettspielenden Mädchen, stieg sogar noch mit ins Spiel ein und zog, als das Mädchen nach einem herabgefallenen Spielstein suchte, die gespannte Waffe und schoß dem sich bückenden Mädchen eine Kugel durch den Kopf. Aufspringend und den Tisch umstoßend, jagte er sich zum Entsetzen von Eltern und Geschwistern eine zweite selbst ins Hirn. So endete das Spiel „Mensch, ärgere dich nicht!“ mit einem tragischen Ärgernis und dem Tode zweier junger Menschen. Wellen der Erregung fluteten durchs Dorf. Der Zorn galt gleicherweise den unbeherrschten Brüdern, dem Mädchen und dem jungen Manne selbst. Mich bewegte noch lange ein Aufruhr der Empfindungen, wenn die Rede auf den Doppelmord kam, und wo auch immer ich dieser menschlichen Tragödie begegnete, auf dem Theater, in der Literatur oder im Leben selbst, immer sah ich die jungen Menschen unseres Dorfes neben dem umgestürzten Tisch tot liegen.

Am nachhaltigsten aber wirkte auf mich der Mord an einem Bruder meines Freundes Hans. Waren in den entsetzlichen Zeiten der polnischen Aufstände, in denen durch Tat und Rache, Angriff und Abwehr eine brutale Unmenschlichkeit Platz gegriffen hatte, – waren damals im Gasthaus der Beuthener Straße in einer Nacht einigen Selbstschutzkämpfern, welche freiwillig oft aus entfernt gelegenen deutschen Landen gekommen waren, um Oberschlesien Deutschland zu erhalten, die Kehlen durchgeschnitten worden, so haben wir die Toten damals nicht gesehen. Hören und Sehen sind jedoch verschiedene Sinne. Hans' Bruder aber sah ich erschlagen vor mir. Er war der erste Mensch, den ich ermordet und blutüberströmt zu Gesicht bekam.

An einem Frühlingstage brachten sie ihn. Er war wie so oft mit Freunden nach Beuthen gefahren. Die lebhafteste Kreisstadt, ein reg-samer Mittelpunkt von Deutschlands Südostecke, zog viele Umwoh-

nenden an. Die Sonnabende boten den Menschen des Umkreises die schönste Treffzeit; die Büros hatten geschlossen, der Nachmittagsunterricht fiel aus, Grubenbeamte, schichtfreie Kumpels, Lehrer, die ältere Jugend und alte Leute vertauschten ihr Alltags- mit dem Sonntagsgewand und zogen, fuhren oder liefen mit ihren Mädchen, Frauen und Freunden nach Beuthen, wo in der Bahnhofstraße, auf dem Boulevard und im Stadtkern ein reges Leben hin und her flutete. Die Kaffees und Wirtschaften waren lärmend besetzt, - der Beuthener Samstagnachmittag und -abend war ein volkstümlicher Höhepunkt geselligen Lebens und geschäftlichen Treibens im Beuthener Land, zu dem sich viele Gruppen von Freunden, Bekannten und Verwandten einfanden, um ihre Wochenarbeit durch festlichere Stunden zu überhöhen.

Es mochte auch ein solcher Tag gewesen sein, an dem Hans' Bruder mit seinen Freunden zur Stadt gefahren war. Aber in der unseligen Unruhe der politischen Verhetzung und des Hasses, die auf Abtretung Oberschlesiens an Polen zielten, war es nicht ratsam, spät in der Nacht allein ins Dorf zurückzukehren, in deren Dunkelheit manch Überfall von rebellischen Burschen und Männern verübt wurde. So pflegten auch am Orzegower Bahnhof unkenntliche Gestalten auf späte Heimkehrer unheilbringend zu warten.

Dieser Schicksalsabend, an dem Hans' Bruder mit seinem Freund dem letzten Nachzug entstiegen war und sie angesichts der auf der Brücke wartenden Gruppe den rückwärts gelegenen Bahnsteigaus-schlupf wählten, wurde zu einer Verfolgung auf Leben und Tod. Die Hetzjagd auf zwei Menschen bewegte sich über die nächtlichen Felder. Sein Freund sprang ungesehen in einen der leeren Kokereiwagen, die auf dem Nebengleis abgestellt waren, während Hans' Bruder sich in die lichtlosen Wiesen und Felder von Rudahammer zu retten suchte. Dort haben sie ihn gestellt und grausam erschlagen. Wir spielten auf dem Hof, als sich eine kleine Gruppe von Männern vom Schrankenwärterhaus aufs Dorf zubewegte. Wir stiegen auf den Zaun. Ich setzte mich oben auf einen Pfosten. Vier Männer trugen auf notdürftig zu einer Bahre zusammengelegten Holzstangen den Toten auf ihren Schultern. Als der schweigende Zug neben uns am Zaun vorbeiging, sah ich, wie sich der Kopf, dessen schwarzes Haar von hellem Blut gefärbt war, im Schritt auf und nieder bewegte. Entsetzt sprang ich vom Zaun.

Man nannte im Dorf heimlich die Namen der Mörder, und manch einer wird sie genau gekannt haben, aber es waren rechtlose Zeiten, in denen sich das Land fieberkrank schüttelte und der aufgewühlte Nationalstolz, Verhetzung, Arbeitslosigkeit, Geldentwertung fern der nach dem Kriege machtlos gewordenen Reichsregierung tobten. Viele, denen niemals Recht wurde, starben in diesem Jahrhundert namen-

los und ungesehen, und nur wenige wissen Genaues über Anlaß, Tat und Namen der Meuchelmörder. –

Viel birgt ein Dorf. So geisterte auch das Gerede von einer unseligen Geschwisterliebe durch die Straßen. Ein junger Arbeiter war der Liebe zu seiner eignen Schwester verfallen. Die Unglückliche konnte sich, besonders nach ihrer eignen Verlobung, ihm nur dadurch entziehen, daß sie auf der anderen Hausseite bei ihrer verheirateten Schwester übernachtete. An einem Morgen nahe ihrer Hochzeit, als sie von ihrer Schwester in die elterliche Wohnung heimkehrte, will es der Zufall, daß der junge Mann, der zur Arbeit aufgebrochen war, zurückkehrte, um etwas Vergessenes zu holen, und plötzlich vor ihr stand. Die Geschwister gerieten aneinander und in einen heißen Wortstreit, der sich zu einer solchen Gewalttätigkeit steigerte, daß das Mädchen sich zwar losreißen konnte, aber sie der junge Mann auf der Treppe einholen und niederstechen konnte.

Diese tragische Verirrung und eine andere Nachricht von einem Mord eines jungen Mannes, der seine Mutter wegen vergeblicher Bitten um Geld im menschenleeren Sarggeschäft seines Vaters zwischen den Särgen niederstieß, schluchzend über die Tote herfiel, wie ein Zeuge berichtet, und, als die Ladentür ging, besinnungslos aus Haus und Dorf stürzte und später tot aufgefunden wurde, – diese düsteren Dinge erfuhr ich erst Jahre später. –

Nun ruhen sie alle auf dem Friedhof, die ehrbar Gestorbenen in Reih und Glied und wohlbezahlten Gräbern, die Selbstmörder, wie es die damalige unchristliche Sitte wollte, in ungeweihter Erde hinter der Totenhalle. Denke ich an den Totenacker, so sehe ich sein hohes Eisentor offen stehen, als sei es in wartender Bereitschaft. Die schmiedeeisernen Flügel sind zur Seite gedreht, und die große Querstange stützt sich aufs Gras.

In den Dresdener Kunstsammlungen hängt ein Bild von Caspar David Friedrich, auf dem ein Friedhofseingang dargestellt ist. An dieses Bild muß ich denken, und mir ist, als schaute ich das halbe Jahrhundert zurück durch dieses Tor auf unseren Totenacker, wie jene beiden Menschen auf dem Bild, im Schatten der großen Pfeiler stehend, auf die nebelverhangene Verlassenheit von Grabhügeln hinausblicken.

Dort ruhen die Menschen meiner Jugendjahre. Rechts die steinernen Male, darunter ein zierliches von meines Freundes Werner kleinem Bruder, links vergraste Kindergräber. An das Totenhaus, das stumm am Zaun steht, habe ich als Kind nur mit Grauen gedacht. Gingen doch viele Geschichten von Gespenstern und aufgestandenen Toten durchs Dorf. Am Ende des Gottesackers lagen die Gräber meines Vaters und meiner Brüder. Nach dem zweiten großen Kriege verfielen sie. Eine sehr entfernte Verwandte, die als alte Frau aus dem

Dorf nicht mehr in die Fremde ziehen wollte, habe später – so erfuhr ich nach langen Jahrzehnten – Jahr um Jahr auf die verwachsenen und eingesunkenen Grabhügel Blumen gepflanzt, bis sie selbst in die Erde gebettet wurde. Dann verschwanden die Stellen wieder im Gras, bis sich eine Freundin meiner längst verstorbenen Schwester, noch im alten Dorf wohnend, ihrer liebevoll annahm.

Die tausend Grablichter, die vor Zeiten die Allerseelenabende erhellten, sind erloschen. Das Tor steht heut verschlossen. Hinter den Eisenstangen liegt die alte Zeit, wächst Gras und Busch, und die Toten sind wieder Erde geworden.

GRÄBER DES ALTEN FRIEDHOFS IN O.

Kein Rosenstrauch,
nicht Mal noch Name.
Durch Qualm und Rauch

zogen die Ihren fort.
Kein Laut der alten Sprache
geht über diesen Ort.

Uralte Nachbarn sind
getreue Totenwache:
wehendes Gras und Wind.

Nacht

Der November drehte seine dunkle Orgelmelodie in der fallenden Nacht. Ich sah mich durchs Fenster zur täglichen Arbeit gehen, dieselben Griffe am Schraubstock machen, dieselben Gesichter in der Werkstatt um mich, denselben Teer und Rost; ich hörte mich hinter mir selbst den steinernen Flur entlanggehen, sah mich über die Schlüssel beugen und immer wieder nach Seife und Bimsstein greifen, damit Gesicht und teerige Hände heller wurden. Durch viele Tage und Abende drehte sich in der unmerklich gehenden Zeit die Orgel eintönig weiter.

Das Haus war still. Ich mochte das steife Gebäude nicht, in das wir eingezogen waren und von dem man nicht wußte, wie viele Leute in ihm wohnten. Die steinernen Gänge waren feucht; in den Augen der Fremden, denen ich begegnete, lag freche Neugier oder ein Ausdruck, als hätte ich ihnen etwas angetan. Wenn ich an ihnen vorüberging, machte ich mich klein und wäre am liebsten unsichtbar gewesen; ich schritt dann schneller aus und verfiel wieder dem gleichförmig gedrehten Orgelton, der die dunkelsten Ecken der Flure füllte. Er war sicher auch im tiefsten Keller oder dem fernsten Dachboden genau so monoton zu hören wie in meiner Brust. Es drückte mich nieder zu wissen, er würde mich mit zermürbender Gleichförmigkeit mein ganzes Leben begleiten. Fremd waren die Menschen, die ich in den Fluren traf, denen ich auf den Treppen begegnete und die irgendwo hinten oder oben verschwanden, wohin ich nie kam. Irgend etwas war anders geworden, und oft lag ich in der Nacht wach, hörte den Ton der beschützenden, kleinen Dampfsäule nicht mehr, und spürte um mich und uns Fremdes andringen.

Nachtwind weht durchs Kreuz die Sterne,
in den Spiegeln bleicht ihr Licht.
Menschen rufen in der Ferne,
tiefer birgt sich das Gesicht.

Vor den Scheiben wirre Bäume,
im Bewußtsein steckt ein Pfeil.
Fragen schleichen durch die Räume,
an der Mauer hängt ein Seil.

Straßen wollen Atem holen,
Nachtwind zerrt am schwarzen Draht.
Auf dem Rost erfrieren Kohlen,
dunkler Schatten steht am Pfad.

Lautlos quillt die bange Stunde
aus dem schwarzen Spiegelglas.
Zeiger quält sich in die Runde,
Draußen geht ein Schritt im Gras.

Auf dem Hofe liegen Scherben,
in dem Müll ein Firmenschild.
Sind wir Bettler, sind wir Erben
oder Gottes Ebenbild?

Ich sah mich durch die Scheiben im ungewissen Licht der Nacht die Beuthener Straße entlangstapfen und bemerkte, wie ich mich gegen den harten Wind nach vorn stemmte. Ich zog die Kirchstraße hoch, und als ich um die Ecke des gesuchten Hauses bog, stieß mich ein Windstoß zurück, ehe ich die Türklinke erreichte. Dann saß ich im Warmen und beim Freund. Ich blickte mich im Zimmer um. War etwas anders als sonst? War es die halbe Beleuchtung? Zwei Birnen des Leuchters brannten nicht. Im Spiegel lag eine dunkle Zimmerecke, und auf dem Tisch stand eine angefangene Partie Schach. Der Wind fauchte an der Hauswand, als ob ein Besen am Mauerwerk entlangfuhr.

Wir kramten wie so oft in den Notenhaufen, die auf dem Klavier lagen. Aus einem Stoß alter Hefte fiel ein Doppelblatt.

„Wollen wir diesen nehmen?“, fragte er, „es ist lange her, daß wir ihn spielten“.

Wir hämmerten, begleitet von windklirrenden Fenstern, den alten Tanz „Wilm-Wilm“ über die Tasten. Richtig, das war er, – daß man so etwas nicht vergißt! Mein Gott! – wie lange war das her!

Dann war es still zwischen uns und im Raum. Was war das nur? Früher hatte mich Stille nie bedrängt. Wie fröhlich waren wir hier gewesen! Hatten denn die Wände und Möbel den wirbelnden Rhythmus nicht gehört? War ihnen nicht warm, waren sie nicht freundlicher geworden? Starr und feindselig standen Tisch und Stühle.

„Hier“, sagte ich, ein zerdrücktes Notenblatt hervorziehend, „jetzt diese Bagatelle. Setzen wir uns!“

„Aber“, sagte er, indem er mich anstarrte, „das ist doch für zwei Hände“.

„Also setz du dich!“ sagte ich, trat ans Fenster und riß es auf.

„Was machst du denn?“, rief er aus und sprang vom Schemel auf, „es ist doch bald Dezember und kein Mensch mehr um diese Zeit auf der Straße“.

Ich hatte den Kopf in den Sturm hinausgesteckt und sah, was ich längst wußte: kein Sommerabend, keine Sterne über dem Hause des Organisten drüben, kein Mensch, kein Spaziergänger, auch nicht das schöne Schwesternpaar, das früher zu unserer Klaviermusik

vor den Fenstern auf und ab promenierte war, – nur ungewisses Licht und der heftige Wind, der an den geschlossenen Häusern entlangstürmte. Ich drückte die Fenster zu.

„Weißt du denn nicht, daß die Mädchen längst aus dem Dorf sind? Die Monate gehen vorbei, merkst du das nicht? Du meinst, alles sei wie immer.“

Ich legte zerfetzte Blätter aufs Klavierpult: Kéler Bélas Lustspiel-Ouvertüre.

„Diesen Ramsch?“, fragte er.

„Komm!“, nötigte ich ihn, und ein wildes Jagen von vier Händen begann, ein Rasen und Tastenschlagen. Mir war, als müsse ich in wildem Taumel etwas übertönen, das die gewohnten Geräusche und das alte Aussehen der Welt verfremdete und das jetzt von allen Seiten beklemmend auf mich eindrang. Gehetzt flogen die Finger, bis auch mein Freund die Schlußfermate erreichte.

„Du spielst sehr ungleich!“, sprang er auf, „was hast du denn? Sepp und Richard sitzen jetzt schon mit anderen bei Pyka in der Kneipe. Gehen wir hin?“

Wieder waren die Töne von den Wänden tot abgeprallt und fremd zwischen den Dingen umhergeirrt. Nirgends wurden sie aufgenommen, nichts wurde von ihnen erwärmt und in eine wohlige Schwingung versetzt, und wieder lagerte eine harte Stille ringsum, in der jeder Laut ohne freundliches Echo blieb und heimatlos wund ans Ohr zurückkam. Ich sah mich um. Tot lagen die Schachfiguren auf dem Tisch; ein schwarzer Läufer war als letzter in einer Ecke des Brettes stehen geblieben. Das ganze Haus schwieg. Mir fiel ein, daß meines Freundes Bruder und Schwester inzwischen verstorben waren. War dies das alte Zimmer? Wohnten Teichmanns noch nebenan, denen wir durchs vergitterte, offene Kellerfenster Äpfel gestohlen hatten, indem wir das Ende einer Bohnenstange mit einem langen Nagel durchschlugen und sorgsam die rotwangigen Früchte Stück für Stück aufpickten und herausholten?

„Wohnen Teichmanns noch drüben, mit deren einem kleinen Sohn wir Karten spielten?“, fragte ich, „weißt du noch, wie wir am Ende jeden Spieles die Karten nicht auszählten, sondern die Stöße nebeneinanderlegten und die Höhen verglichen? Wer ‚dicker‘ hatte, gewann.“

„Wo denkst du hin!“ sagte er, „die Kinder sind längst erwachsen, alle Teichmanns sind fort“.

„Nebenan, der Richard, ist der noch da? Man weiß doch nicht, wer alles aus dem Dorf zieht.“

„Wir werden ihn gleich sehen. Komm!“

Der Wind riß uns die Klinke aus der Hand und schlug die Haustür dröhnend zu. Da war die Kirchstraße. Kein Mensch. Als wir unter

der Uhr vorbeigingen, lag das große Schaufenster der Drogerie schwarz in der Dunkelheit, als sei es leer. Ich schaute auf. Die Uhr zeigte drei. Drei?

„Was ist mit der Uhr?“

„Die geht lange nicht mehr“, sagte er, „seit der Uhrmacher fort ist. Vielleicht hat er das Gehäuse mitgenommen.“

Ein Mann stand in der Haustür. Er erkannte uns und trat in den Wind.

„Ah, der Dichter“, sagte Hans. Er war's. Mein früherer Lehrer.

„So spät auf der Straße?“ Der rundliche Mann nickte, sah die Straße hinunter, hinauf und sagte: „Die Nachtschicht hat angefangen. Keiner geht mehr zur Schicht. Und hier unten arbeiten sie jetzt unter uns. Und ihr, wohin in diesem Sturm?“

Wir drei stemmten uns gegen den Wind, der an den Läden des Gasthofes zerrte und die Laterne über der Tür hin und her warf. Wir traten ein und hörten Gelächter, als wir durchs halbdunkle Vorzimmer schritten.

Wir öffneten und sahen Rauchschwaden um die Lampe und durchs Zimmer ziehen. Bier- und Schnapsgläser auf und erhitzte Gesichter über dem Tisch. Ein Hallo und Armeschwenken ging an. Der Lehrer nahm die beschlagne Brille ab. Jemand schrie „Fest gemauert in der Erden, Herr Grabowski, stimmt's?“ Händeschlagen, Stühlerücken, Stimmen, Gebrüll, und inmitten wirbelnder Bewegungen eine kleine Gestalt mit einem farbigen Band über der Brust: Richard. Ich kannte ihn nicht wieder und starrte ihn an. Jemand rief: „Dieser Kleena kommt aus Jena“. Gelächter und ein wirres Durcheinanderreden brandeten auf, als wir saßen und vor dem Dichter ein Glas Tichauer Bier, vor mir ein Glas Korn und vor Hans ein Helles stand. Wir tranken, riefen uns zu, fragten und tranken wieder. Die hohe Stimme Richards übertönte die lauten, wirren Stimmen der Runde. Er sprach von Jena. Jedes zweite Wort war Jena, und immer wieder hörte man ihn höhnen, ohne daß er es aussprach: Ihr Dummköpfe aus Orzegow! Was wißt ihr von Jena! Er blähte sich, und wieherndes Gelächter überflutete ihn. „Kleena aus Jena, prost!“ Wir tranken und tranken wieder, Witze, Gelächter wirbelten durch den rauchigen Raum. Ich starrte die Runde an. Waren das die Freunde? Ihre Gesichter? Da saß der Sepp, lächelnd, stark, gutmütig und bleich; da der Dichter, der, in sich gekehrt, an seiner Zigarre zog; da der andere Richard, der Sohn des Maschinensteigers, da und dort dieser, jener. War es der Qualm, der Lärm, das flackernde Licht? Ich rieb mir die Augen. In einer Sekunde der Stille schlug die Uhr der gegenüberliegenden Kirche kaum hörbar zwölf. Als habe sie den letzten Schlag der Turmuhr abgewartet, torkelte durch die plötzlich aufgerissene Tür eine Gestalt herein. „Immer helle weg und schneidig!“ gröhlte ihre brü-

chige Stimme. Mein Gott, das war der Helleweck! Wo kam der her? Er fuchtelte mit dem Arm in den Rauchschwaden und taumelte auf den großen Tisch zu, als der Wirt heransprang und ihn zurückreißen wollte.

„Nein, dalassen, hier lassen!“, brüllten einige Stimmen, „Prost Helleweck!“ Zwei, drei waren aufgesprungen und hatten den Betrunkenen an den Tisch geführt. Ein struppiges Gesicht, wilde Augen blickten unruhig flackernd in die Runde. Er riß sich los. In seiner erhobenen Rechten hielt er eine Flasche.

„Was wollt ihr? Immer helle weg und schneidig!“, lallte er, sein Mund ging auf und zu, und ein gurgelndes Geräusch kam aus dem Rachen.

„Laß ihn, Edmund, führ ihn fort!“, sagte der Dichter zum Wirt, „sei gut zu ihm!“

„Prost, der Dichter“, rief einer. „Als Kaiser Rotbart lobesam –“

„Nein!“, schrie ein Zweiter, „Es stand in alten Zeiten, ein Schloß so hoch und hehr!“

„Ruhe!“, rief Sepp. „Der Dichter soll ein Gedicht aufsagen, ein Gedicht!“

Die anderen riefen: „Ein Gedicht, ein Gedicht!“ Die Tür hatte sich hinter Helleweck geschlossen. Man hörte gedämpft durch die Tür: Immer helle weg und schneidig, immer helle weg – –.

Alles schaute auf die kleine Gestalt: „Ein Gedicht, ein Gedicht!“

„Jetzt“, sagte der Leherdichter, „jetzt ist wohl nicht die Stunde der Gedichte.“ „Doch, doch, ein kleines“, riefen die Stimmen durcheinander, „auf den Stuhl steigen, auf den Stuhl!“

Er ward auf einen Stuhl gehoben.

„Nun, so hört ein kleines. Eine oberschlesische Variation auf Schillers ‚Taucher‘.“ „Fest gemauert in der Erden“, schrie eine betrunkene Stimme.

„Paßt auf, der Taucher taucht in die Saale bei Jena“, krächte Richard. „Ruhe, Ruhe“, brüllte Sepp. Der Mann auf dem Stuhl begann:

DER TAUCHER

Von dem hohen Haldenrand
sprach zu dem Gefolge
einst der Kenich Ferdinand:

Is nich eins aus eurem Haufen,
das sich mecht zu meim Vergniegen
in den Hittenteich ersaufen?

Nochmal schrie er, – alle schwiegen –:

Von so vielen nich mal eins?

Jetzt, da brüllten alle: Keins!

Alles schrie im Chor mit: „Keins, keins, keins!“, Biergläser zersprangen im Anstoßen, Schnapsgläser wurden umgestoßen, Stühle fielen um, ein Gröhlen erfüllte den rauchigen Raum, und betreten sah ich, daß der Lehrer, vom Stuhl heruntergestiegen, sich umgesehen, die Tür geöffnet und sich unbemerkt der Runde entzogen hatte. Inmitten des Lärms saß Richard, der Steigersohn, der gerne sang und gerne trank, vor seinem Bier und sang beschwingt vor sich her, machte einen tiefen Zug aus dem Glas und sang fröhlich fort mit seiner Baritonstimme, bis Sepp sich erhob und ausrief:

„Richard muß singen, er muß uns ein schönes Lied singen!“

„Richard, ein Lied, ein Lied!“, tönte es von allen Seiten.

„Das Seemanns-Los, wir gehen schlafen am Grunde des Meeres!“

„Nein“, schrie ein anderer, „Großmütterchen‘, la, la-la-la!“

„Donauwellen“, rief ein dritter.

„Nein, ‚An der Weser‘, das kann er am besten, ‚An der Weser!‘“ entschied Sepp.

Der kleine Richard rief dazwischen: „An der Weser! Lächerlich! Kommt mal an die Saale bei Jena!“ Eine leere Zigarettenschachtel Sulima-Zigaretten flog ihm an den Kopf. Ich wurde ans Klavier gezerrt, ich sollte ihn begleiten. Ich kannte das braune Gestell. Oft hatte ich an ihm gesessen. Vage Akkorde gingen mir durch den Kopf. Ich suchte nach einer Begleitung des bekannten Liedes. Richard sang: „Hier hab ich so ma-anches lie-iebe Mal mit meiner Laute gesessen.“ – „Falsch“, riefen einige dazwischen“, „Laura, heißt es, mit meiner Laura gesessen!“.

„Nicht an der Weser“, schrie Richard, „an der Saale heißt es, an der Saale gesessen. An der Saale hellem Strande gesessen!“ Eine Hand leerte ein halb gefülltes Bierglas über seinem Scheitel. Der andere sang weiter: „ Und über mir tagt es so hä- ä - alle - e!“ „Lächerlich“, rief Richard, der Kleine, biertriefend, sprang auf, völlig betrunken, wischte sich das Bier aus dem Gesicht, taumelte zum Klavier, hob den Deckel und schüttete den Rest seines Bierglases in den braunen Kasten. „Man muß es stimmen“, lallte er, „jede Bierorgel wird in Jena so gestimmt. Hä-ä-älle e!“ Er äffte den Sänger nach. Ein Schnapsglas fehlte seinen Kopf und zersplitterte am Kachelofen. Von nervigen Fäusten gepackt, wurde er in die Mitte des Raumes gezerrt. Eine einzige laute Stimme der ganzen Runde schlug gegen die Decke: „Jena, Jena!“

„Jetzt soll er Jena haben! Zieht ihm die Jacke aus!“, schrie jemand. Richard wehrte sich, strampelte, stieß mit den Füßen, das Band auf der Brust zerriß, er kämpfte um seine Freiheit, seine Jacke flog in eine Ecke, aber vier, sechs, acht Fäuste ließen nicht locker.

„Zieht ihm das Hemd aus! Jetzt zeigen wir ihm Jena. Einer holt schnell ein Tintenfaß! Ein Tin-ten-faß!“ Richard lag am Boden,

bäumte sich auf, schrie und lag mit entblößter Brust auf den Boden gezwungen. Das Tintenfaß kam, eine übermütige Hand tauchte eine Zigarette in die Tinte und schrieb unter dem Gejohle der trunkenen Gesellen langsam und umfassend groß auf die sich windende Brust das Wort JENA. Ein langes, breites Rufzeichen kam dahinter auf die behaarte Brust. Da rief eine Stimme dröhnend: „Umdrehen! Dreht ihn um! Kennt ihr keine Geschichte, Kinder? Umdrehen, los! Hinten muß etwas anderes drauf: Auerstedt, Auerstedt!“ Wieherndes Gelächter, und das Wort AUERSTEDT brandete an die Wände, zog durch die Kneipe, schien das ganze Dorf und die Welt zu erfüllen, der Wirt kam gelaufen, „Ruhe, Ruhe, Polizeistunde“, rief er vergebens in den tosenden Haufen, innerhalb dessen langsam auf dem Rücken des Studenten ohne Mütze und Band der zweite Teil der Inschrift Gestalt annahm, begleitet vom Buchstabieren der betrunkenen Zecher: „A - U - E - R - -“. Hans zupfte mich am Arm. Wir schlüpfen aus dem Raum, zählten an der menschenleeren Theke und standen im zerrenden Wind.

Ich wischte mir die Stirn. Eine alte Frau hastete in der Dunkelheit vorbei. Ihre Röcke und das Kopftuch flogen im Wind. Auf dem Rücken blähte sich ein weißes Linnen. „Das ist Frau Michna“, rief ich und eilte ihr nach. „Frau Michna, Frau Michna! So spät in der Nacht?“ Sie blieb stehen. „Ich war weit, weißt du, mit Butter, ich komme aus Schlesiengrube und Guidottokolonie. Geht schlafen, Kinder! Der Wind treibt die Geister aus der Totenhalle übers Land.“ Sie hatte sich gewendet. Der Wind packte ihren leeren Leinensack, den sie auf dem Rücken trug, und blähte ihn wie ein weißes Segel. Als weißes Gespenst wankte sie die Schluchtenstraße hinunter.

Wir schlugen die Kragen hoch. Langsam gingen wir die Kirchstraße hinab. Immer noch zernte der Wind an unseren Leibern. Unter der Uhr ging eine Gestalt auf und ab. Es war der Lehrer-Dichter. Wir wollten vorbeigehen, und einer von uns sagte: „Ein zweites Mal wollen wir nicht stören.“ Die kleine Gestalt blieb vor uns stehen.

„Solche Fratzen sind für junge Leute. Gedichte? In dieser Zeit Gedichte? Nichts mehr von „Dachkammerlein“, von Ährenfeld und Waldeinsamkeit, nichts von Herbststimmung und Mühlen im Schnee! In einer solchen Welt poetische Augen haben, das ist schlimmer als die, die hier unter uns schuften müssen. Wollt ihr den Anfang meines allerletzten Gedichtes hören? Er ist zugleich auch das Ende.“ Wir schwiegen betroffen. Hörte ich recht? Ich sah starr zu ihm hinüber. Dort stand niemand. Hatten wir uns getäuscht? War ich betrunken? Hatte ich recht gehört? Von dort war doch eine deutlich vernehmbare Stimme gekommen: „Darbend, sorgenvoll, verbittert und früh gealtert.“ Hatte ihn der Wind fortgetragen, war er durch die verschlossene Tür verschwunden? Hans griff nach meinem Arm.

Mich fror. Ich wollte nach Hause, heim, nach Hause und wieder nach Hause. Wo es warm war, die Menschen lachen konnten und wo die Sonne schien. Waren dies die Häuser, die zu mir gehörten? Die leere Uhr, das leere Fenster? Warum waren so viele fortgezogen?

„Was hast du?“, rief mir Hans nach, „wohin gehst du denn? Ihr wohnt doch –.“ Ich hatte mich losgerissen und eilte die Stephanstraße hinunter, bog um die Schule, deren Kacheln weiß durchs Dunkel schimmerten, dann stand ich vor unserem alten Haus. Ich eilte zur Tür. Sie war geschlossen. Ich prallte zurück. Niemals, soweit ich zurückdachte, war die Tür verschlossen gewesen. Nicht einmal die Klinke ließ sich hinunterdrücken. Ich trat zum Bürgersteig zurück. Oben in den Fenstern blieb alles schwarz und still. Ich eilte zum Hoftor. Es war verschlossen. Hatte es denn je ein Schloß gehabt? Nochmal lief ich zur Haustür zurück. Fühllos und ohne Gedanken stand ich vor ihr. Ich drückte die Klinke; sie rührte sich nicht. Nein, das war ja nicht unsere Tür. Schwarz starrte mich das Geviert an. Da trieb mich etwas an zu laufen, jagte mich an den Gärten entlang, peitschte mich an den Kartoffeläckern vorbei hinaus zu dem Schienenstrang, den Weg hinaus, den ich tausendmal gegangen war. Sinnlos trieb's mich hinaus, und als mein Herz klopfend zerspringen wollte, setzte ich mich auf einen Schienenhaufen. Dort drüben mußte der Zug bald aus Beuthen kommen. Er wird dort langsam und erleuchtet vorbeifahren, denn er muß ja bald halten. Vater und Mutter werden drin sitzen und alle meine Geschwister, alle werden kommen. Fiebernd saß ich auf den Schienen, der Wind fuhr hart in mein Gesicht, undurchdringlich lagen Himmel und Nacht. Kein Glockengeläut der Schranken, kein Singen der Räder auf den Schienen, kein golden erleuchteter Zug.

Da sah ich es wieder. Ich hatte mit meinem Bruder an der Ecke bei Haida gestanden. Plötzlich hatte er mich am Arm gepackt: „Da! Soldaten!“ Wir starrten die Straße hinauf. Da kamen sie, siebzig, achtzig, hundert. Ich riß die Augen auf: noch niemals hatte ich khakibraune Soldaten gesehen. Auch die Gewehre trugen sie anders. Ein Offizier, der allein vor ihnen herschritt, gab ein Zeichen. Da war ein wilder Gesang an unser Ohr geschlagen, den wir nicht verstanden. Wir beide hatten uns stumm angesehen und ihnen nachgestarrt. Damals hatten wir diesen Augenblick nicht begriffen. Jetzt sah ich das Bild vor mir und wußte, der Zug würde nicht kommen, er konnte nicht kommen, niemals mehr. Da taumelte ich auf und lief den schmalen Weg am Bahndamm entlang in die Finsternis, weiter zu den Wiesen, zum Bach und zum Teich, – bis ein heller Lichtschein in mein Gesicht fuhr und meine Augen blendete, so daß ich zurücktaumelte. „Stój!“ Keuchend blieb ich stehen. Der Grenzer beleuchtete mich langsam bis zu meinen Füßen. Er fragte, fragte, untersuchte meine

Taschen und fragte weiter. Ich schaute ihn entsetzt an und stammelte etwas, das er nicht zu verstehen schien, bis er sah, daß ich am ganzen Leibe zitterte. Ja, ja, ich gehöre zum Dorf. Da rief er barsch: „Wzbronione! Prosto z powrotem do Orzegowa!“ Er wendete mich an den Schultern, und ich stürzte wieder dem Dorf zu. Fühllos flog ich durch die Dunkelheit, bis mir die Beine schwer wurden. Da der Hügel! Ich hastete den Weg hinauf, da das dunkle Haus des Eisenbahnwärters, – da unser Haus! Das obere Fenster, durch das wir die ganze Jugend ins Land hinausgeschaut hatten, war geöffnet, der Helleweck drohte heraus: „Immer helle weg und schneidig!“ Ich hastete um den Nordgiebel und schaute nicht hinauf zu den Fenstern der Straßenfront, nicht zum Hoftor, ich hielt mir die Ohren zu, – „stój“ rief er mir aus Vaters Zimmer nach, ich taumelte vorwärts ohne mich umzudrehen, stürzte die Treppen der Matthiasgasse hinab, der Wind trieb mich vor das hohe Mietshaus und atemlos flog ich auf meine Lagerstatt. Hier bleiben, – ich griff in die Kissen, ich umfaßte die Pfosten der Bettlade, – hielt mich an der Wand fest, – hier bleiben, alles festhalten, Wilm-Wilm tönte es in mir und „unten brauste das ferne Wehr“, und ich sank tief hinab. –

Wurde es heller? Ein lichter Schein umgab mich, ich hörte das ruhig pochende Geräusch der Dampfsäule von der Kokerei, Geräusche der Dreschflügel klapperten gedämpft von der Tenne herauf, die Silberpappeln schickten den singenden Wind durchs offene Fenster.

Ich dehnte mich. Heute würden wir zum Iserbach hinuntersteigen, zu den Felsennestern klettern, um die Eichen würde der blaue Schillerfalter fliegen. Ein leises Geräusch kommt aus der Küche, in der Marie und Mutter hantieren. Mutter sitzt vor einer Schüssel randvoll Erdbeeren, Vater arbeitet sicher schon in seinem Thermometerzimmer. Es ist ja alles gut. Es sind Ferien. Sie werden sehr lange dauern und nie aufhören. Das Wasser im Ziegeleiteich blitzt im warmen Licht, und die Sonne steht leuchtend und wärmend über dem Dorf. Niemals schickte sie so viele Strahlen auf die Straßen und unsere Scheitel herab.

Sanft berührte mich etwas, und eine behutsame Stimme sagte: „Junge, es ist Zeit für die Kokerei.“

Auf dem Bretterwagen

Seit jenem Tage, an dem Völkerhaß unser aufschreiendes Land in zwei Stücke riß, verfremdete sich das äußere Bild unseres Dorfes still und unaufhaltsam. Draußen zog jetzt mit verkehrt umgehängtem Gewehr der fremde Grenzer am Iserbach durchs Gras; auf die blitzenden Bahndammschienen legte sich Rost; über unsere Felsennester wuchs Grün, und im Konzert der Vögel und Teichhühner waren Töne verstummt: die Kinderstimmen, die bisher das Tal mit Musik erfüllt hatten.

Im Dorf änderten die Schilder ihre Aufschriften, Lebensmittel ihre Verpackungen, Kleider ihre Formen, und über dem Eingang zur Post hielt den Platz des schwarzen preußischen Adlers jetzt der polnische Aar besetzt.

Nach Vaters plötzlichem Tod hatten wir fünf das alte Haus verlassen und in einem volkreichen Haus der Beuthener Straße enge Unterkunft gefunden. Auch ein schlichtes Mahl für fünf Menschen kostete Pfennige, und da die Lebensarbeit meines Vaters unter dem neuen Hoheitszeichen keinen Versorgungspfennig wert war, verließ ich als Fünfzehnjähriger die Schule und zog Morgen für Morgen mit einem Stück Brot in der Tasche zur Kockerei und Arbeit hinaus, um diese Pfennige am Lohntage in Mutters sorgende Hände legen zu können. So blieb das hohle Elendsantlitz des Hungers, das schon manches Mal zu uns hereingestarrt hatte, noch ausgesperrt.

Aber unser Leben lief auf fremden Wegen weiter, welches die alten Straßen waren. Es war dieselbe Luft, die wir atmeten, aber sie beengte unsere Brust, und als wieder ein Sommer ins Dorf zog und wir uns umschaute, fehlten bekannte Gesichter aus der Nachbarschaft und überall im Dorf, so daß wir uns ernst ansahen und wußten, daß wir inmitten unserer Heimat Fremde geworden waren.

VOR DEM AUFBRUCH

Bist du's noch, Herz?
Die Muschel schwand
vom Fenstersims,
der Tisch friert leer
auf nacktem Stein,
das Stundenglas,
was war, was wird,
es hält sich stumm die Waage.

Ich schwand dahin
auf heller Spur
bildloser Wand,
der Zeitenuhr
fehlt das Gewicht,
nichts wagt sich mehr
ins alte Licht,
ich werd mir selbst zur Frage.

Entwurzelt sucht
der Augenblick
im dunklen Grund
der Kisten noch
die Nähe alter Tage,
doch bald wird das,
der Wein im Glas
Geburt, Gefahr
und Schmerz und Lied zur Sage.

Wolken hingen überm Dorf, aber der Regen schien auf unseren Auszug gewartet zu haben. Als Kisten und Packen geschlossen, Hausrat verschenkt, Unnützes zerschlagen, Keller und Boden gesäubert waren, setzte er mit einer Trostlosigkeit ein, der nichts entgegenzusetzen ist als die hinnehmende Duldung. Er feuchtete die müden Gäule, die vor dem breiten, leeren Wagen warteten, glänzend an, und strich das Bild des Dorfes, das ich durchs gardinenlose Fenster vor mir liegen sah, mit Würfeln grauen Wassers an die Scheiben zu. Mutters und meine letzten Schritte klangen in der Leere der Räume hohl auf, wir drückten der Nachbarin dankend den geliehenen Besen in die Hand, sagten ade und schritten in den Regen hinaus, in dem das Gefährt mit dem Kutscher auf dem Bock und inmitten der seilumknoteten, eng zusammengestellten Habe beide Schwestern, unter dem aufgespannten Regenschirm auf dem Sofa sitzend, auf uns warteten. Schweigend setzte sich die Mutter zu den Schwestern, ich zu meinem Bruder und Kutscher auf den Bock. Zuschauer, Kinder und Hunde hatte der Regen heimgesagt, die Straße triefte vor Nässe. Vielleicht umschwebten uns einige Kirchhofgeister, die uns das Geleit gaben oder auch aus dem Dorf wollten, gedämpft musizierte der gleichmäßige Regen, das wechselnde Knacken und Wackeln der Möbel, das quietschende und mahlende Geräusch der Räder und das müde Hufgeklapper, während – zusammenstimmend mit dieser Abschiedssymphonie – ein Haus auf der rechten, ein anderes auf der linken Seite, eine größere Hausgruppe hier und ein Garten da hinter uns im Regen zurückblieben. Neben uns türmte sich die Schule. Ich schaute auf: der weiße Strich des Thermometers schimmerte herab, aber was da oben noch hing, war jetzt ein frierendes, vaterloses Ding. Wir fuhren über die Wasserrinnsale, die vom Schulberg herunterrannen; Dampfschwaden strömten aus den Kellerfenstern des Schlafhauses, aber der Regen, der nichts neben sich duldete, löste sie lautlos auf und trieb selbst die zaghaften Klaviertöne, die aus Slottas Haus zur Straße hinausschwingen wollten, wieder in die Dunkelheit der Stuben zurück.

Das Gefährt schien jeden Augenblick auseinanderzufallen, aber Geisterhände hielten um das Häuflein Menschen, den hanfseilumzogenen Restbesitz der kleinen Lebensgemeinschaft, um die zerbrechlichen Speichen und mageren Pferde ihre magisch schützende Hand, so daß es in der Leere der Straßen vorwärtsfand, -schwankte und -knirschte, bis es, ganz in Regengrau gehüllt, und, wie immer, den Blicken der allmächtigen Menschheitsbeglucker, die irgendwo in sicherer Feste saßen, durch Nebelgrau, Menschenleere und Einsamkeit entzogen, auf die Iserbachbrücke zuwankte, die Hufe heller auf tönten und vor dem dünnen Schlagbaum der polnischen Grenzbretterbude hielt. Meine Mutter verschwand mit ihrem Paket Ausweisen, Aufstellungen und Papieren in der niedrigen Holztür.

Unter uns rauschte der Iserbach zur Melodie des Regens. Das war er, der „Strom meines Lebens“, dort im Hohlweg hatte ich den Buntspecht gefangen, dessen herrliche Farben mir einen Nachmittag verzaubert hatten; in jenem schwarzen Tannicht saßen wir nach einem Spaziergang durch die Fasanerie mit unseren Eltern und hatten gegungen:

Hab oft im Kreise der Lieben

Im duftigen Grase geruht -“,

und dann waren wir ins Gold einer blühenden Löwenzahnwiese wie in eine Sonnenflut hinabgestiegen und hatten über ein Mädchen gestaunt, das, auf einer hohen Schaukel sitzend, welche in den höchsten Ästen einer mächtigen Eiche befestigt war, über unsere Köpfe hinweg mit fliegenden Röcken durch die Luft schwebte, als sei es ein Sommervogel, der über die blühende Welt flog, - so reihte sich Bild an Bild auf dem unendlich langen Farbfilm der Jugend, aber der Regen deckte die Bilder, hinter denen immer neue hervorlugten, mit grauen Schwaden zu und jagte auch den polnischen Zöllner, der, um unser Gefährt zu überprüfen, herausgetreten war, rasch in seinen warmen Holzraum zurück, ehe er unser Gefährt umrundet, die Mutter ihren Sitz eingenommen, und sandig mahlend setzte sich das Gefährt, das Häuflein Menschen und Tiere wieder in Bewegung. Wir achteten der Landschaft nicht, die an uns vorüberzog, der „Orzegower Schweiz“, wie man in frühen Tagen meiner Jugend stolz gesagt hatte, - eines Stückes lieblicher Landschaft mit waldigen Hügeln, die von einem eichengerahmten Hohlweg durchlaufen war. Dort stand das deutsche Zollhaus, dessen Schlagbaum hoch zum Himmel wies, der langsam Erbarmen zu zeigen schien und sich auflichtete.

Wieder begann der Reigen menschlichen Zusammenlebens mit Vorweis, Ausweis und Nachweis, mit Papieren und Stempeln und Untersuchungen inmitten der Heimat, und es schien ein Wunder zu sein, wenn die Füchse nächtens die Grenze mißachten konnten, die es für

sie nicht gab, daß die Vögel des Himmels sich nicht um die Willkür der Menschen kümmerten und in Gottes freien Winden hinüber- und herüberschwirrten und das Land freigebig Blütensamen über die Grenze hin und her wehen ließ im Gegensatz zum Menschenvolk, das seit grauester Frühzeit, stets hierhin gejagt, dorthin vertrieben, hier ausgewiesen, dort abgewiesen, auf ewiger Menschheitswanderung seinen ganzen Jammer mit sich führt.

Die Regenschwaden fielen dünner und ließen vom Wagen aus schon Wegränder und Felder sehen, je höher das Gefährt die Straße nach Schomberg hinaufkroch. Die Landschaft wurde hell. Eine Gestalt kam dem Wagen entgegen. Dunkel, ruhig und selbstsicher schritt sie mitten auf der Fahrbahn. Dann sahen wir, daß sie ein dunkles Tuch um den Kopf geknüpft hatte, eine lange Bluse über Brust und Hüfte fiel und in einem schweren Rock überging, der den Leib wie ein Sockel die unübersehbar gerade und stattliche Menschenplastik trug. Ein schwarzer Schirm fiel vom rechten Arm herab. Allein, verloren in der weiten Landschaft, schritt die Gestalt ruhig vorwärts, trat, als der Wagen nahte, still zur Seite, und unser Ohr traf überraschend ein lauter Gruß, so daß wir jäh aufschauten und der Wagen knarrend hielt. Es war Frau Michna. Meine Mutter hatte sich erhoben.

Es hatte aufgehört zu regnen. Die schrägen Strahlen der Sonne fluteten über die Landschaft. Manche späten Tage des Jahres haben etwas Frühlingshaftes, die jungen Saaten leuchten nach dem Regen frisch in der Sonne, viel Zukunft liegt in der Luft und der sonnenbeschienenen Welt. Das mächtige Gestirn hatte den Himmel weit aufgerissen und die Landschaft mit hohem Licht gefüllt, das fern von Schlesiengrube über die weitgestreckten Hügel der Schomberger Chaussee, über das Dorf, aus dem wir kamen, über Ruda und Rudahammer bis zum Sonnenuntergang bei Borsigwerk die ganze Welt in einen Glanz tauchte, den Kutscher sich erheben und drei knallende Blitze über die Pferderücken schicken ließ, so daß die Gäule kräftig angezogen hatten, als sei nun ihre Last ein leichtes Spiel, und mühe-los die Straße hinanstampften. Jetzt standen sie. Jetzt standen wir alle im Wagen, laute Fragen, Wünsche, Ausrufe und Grüße liefen zwischen Mutter, uns und Frau Michna hin und her, die mit freundlicher Würde zu uns herübersah. Am Ende hob die schwarze, feierlich gekleidete Gestalt, die in ihr Dorf zurückkehrte, noch einmal ihre alte Hand, die Pferde zogen an, wir winkten zurück, und da sahen wir, daß die Frau sich hoch aufgerichtet hatte, mit der Hand zum Dorf wies, das wir verlassen, sich drehte und auf die Höhe hinaufzeigte, wohin unser Weg ging, und laut ausrief, als spräche sie ein Vermächtnis aus: „Ihr sollt nicht vergessen: to i to, to jest wszystko jedno!“

Dann wendete sie sich talwärts, der Kutscher knallte, der Wagen

rollte rasch über den Höhenrücken, fand den Weg ins Dorf, die Hufe klapperten auf dem frisch gewaschenen Pflaster, und der Wagen der Schicksalsgemeinschaft hielt. Die Rosse dampften, und die ganze Welt lag im klaren Licht.

Gebrüder Bazzani oder nach fünfzig Jahren

Schatten, laßt,
daß ich den Arm
um sie lege,
ihr nah ins Antlitz
zu schauen,
der Heimat!

Als die Schritte der Gastgeber im Treppenhaus nicht mehr zu hören waren und die Nacht eine große Stille ausbreitete, trat der Mann ans Fenster, schob den Vorhang etwas beiseite und schaute zum Haus hinüber, das unten im Halbdunkel lag. Dort hinter den beiden Fenstern hatte er vor fünfzig Jahren mit seinen Freunden gesessen, Schach, Geige, Klavier und unbändige Jugend gespielt. Jetzt waren sie tot. Schwarz gähnten die Scheiben im matten Licht der Straße. Er ließ den Vorhang zurückfallen und trat in die Stube zurück, in der vor langen Jahren die Lehrertochter ihre Bilder auf Gipsplatten gemalt hatte. Längst lag auch sie im Grabe. Das Lachen ihrer Schwestern, die in diesem Raum aufwuchsen, war irgendwo in der Fremde zu Seufzern geworden. Daß er einmal hier wohnen würde! Jetzt tickte sein Reisewecker in der Stube seltsam laut zwischen den alten hohen Wänden.

Er räumte seinen Koffer leer. Sein Vaterhaus würde er morgen wiedersehen. Fremde würden ihm öffnen. Ich werde sehr freundlich sein und um einen Blick aus dem Küchen- und Stubenfenster bitten. Leider spräche ich ihre Sprache nur gebrochen, vielleicht aber sie französisch. Sie werden freundlich sein und mich einlassen. Sicher werden dort gastfreundliche Menschen wohnen. Dann werde ich am Fenster stehen und über den Hof, die Stallung und über die Gärten hinwegsehen, über den Bahndamm bis nach Ruda, bis zum schornsteinverstellten Horizont und der langen Halde, von der die Kippwagen der Eisenhütte glühende Asche hinabgegossen und ein brennendes Abendrot über die Talwiesen hinweg an ihre Schlafzimmertafel gemalt hatten.

Sie werden freundlich sein. Ich werde mich in den alten Räumen nicht umsehen, alles wird anders und fremd sein; nur auf die Landschaft meiner Knabenjahre, meine Landschaft hinschauen, danken und wieder gehen. Es wird ein heller Maitag sein. Eine leise Unruhe hatte nach ihm gegriffen; es hielt ihn nicht mehr

im Haus. Nein, er wollte heute noch hin, jetzt, in der Nacht. Unwiderstehlich zog es ihn zum Vaterhaus, das seinem Leben eine unsichtbare Mitte geblieben war, etwas Festes, Unzerstörbares, das im Erdbeben der Jahrzehnte nicht gewankt hatte, das Kraft, Schönheit und eine balsamische Lebensordnung für sein unstetes Dasein bereitgehalten hatte, aus welcher er die leeren Tanks wieder mit Lebensmut nachgefüllt hatte. Er mußte es sehen, jetzt, mitten in der Nacht und voll von bleierner Müdigkeit nach der langen, niederdrückenden Reise. Er warf seinen Mantel über, sich des Schlüsselbundes vergewissernd, und trat in die Dunkelheit. Dort das Haus seines Freundes. Hans, unser Zimmer ist schwarz, nichts regt sich innen. Sepp, du unglücklicher Erdenwanderer, du bist tot. Richard, deine Geige schweigt für immer. Hier durch dieses Kellerloch, weißt du noch, haben wir dem Nachbarn die Winteräpfel vom Regal geholt, dort im mauergeschützten Gärtchen hatten die zerbrochenen Gipsfiguren an der Wand gelehnt; jetzt lag es verbaut im Dunkeln: Bretterzäune, Wände, Pappdächer, kein Strauch, kein Baum, kein Garten, keine Laube. Heiliger Josef, wohin haben sie deine Reste getragen, wohin deinen Kopf, Gottesmutter? Ein Hund knurrte in nächster Nähe auf, aggressiv, häßlich und gefährlich. Er wendete seinen Schritt; bedächtig war sein Gehen zwischen den alten Häusern. Sie waren es, ja, sie waren es gerade noch, für diesen Augenblick, grau, schweigsam und müde. Bereiteten sie sich vor einzufallen? Dort die Kokerei, die alte Kokerei hinter dem Zaun, Arbeitsstätte früher Jahre. Auch in dieser Nacht noch dampfend, rasselnd, rege und rot aufleuchtend. Wie einst. Er nahm das alte, in Fleisch und Blut, Wachen und Traum übergegangene Geräusch wahr, als sei er gestern fortgegangen, das traumhafte Bild von blauer Nacht und leuchtenden Dampfmassen, rosig überstrahlt von glühenden Kokswänden, die langsam aus den Öfen krochen und die Nacht in ein rubinrotes Licht tauchten. Vertraute, gleichmäßig pochende Laute seiner Jugendnächte. Dort neben dem Eingang hatte der alte Kowalski den Arbeitern ihr Geld ausgezahlt, Hans, dir und mir auch, – jeden Schein drei-, viermal zwischen den zitternden Fingern reibend.

Sein Blick wanderte die obere Reihe der nächtlich stillen Fensterscheiben entlang und sah hinter ihnen die alten Gestalten an ihren Tischen sitzen, aber nichts bewegte sich, alles blieb still und finster. Da drehte er sich langsam dorfwärts. Die Welt war gealtert, aber das vertraute Gehäuse geblieben, das Innere für ihn leer. Hier der alte Schulhof, das weite Gefilde seiner Spiele, kaum noch erkennbar, zerstückt, verbaut, der angrenzende, blühende Garten zu festem Boden festgestampft, ein Stück toter Erde. Aber dann mußte es kommen. Dahinter mußte es liegen. Aber er hob seinen Blick noch nicht, er wagte den Anblick noch nicht. Langsam schritt er vorwärts,

schaute zur Kokerei hinüber und wollte es ganz mit einem Blick umfassen und aufnehmen. Noch waren es wenige Schritte, – da stand es im nächtlichen Dämmerlicht der Kokerei. Still, voller Würde. Es schien ihm einsam, nackt, als ob es fröre. Die Rüstern vor dem Haus waren verschwunden, über deren Grün die Fenster in die Welt geschaut hatten. Ja, es war es. Er trat heran und blieb stehen. Dann hob er den Kopf. Dort oben gearbete meine Mutter meine Schwester, im selben Raum starb mein Vater, dort hinter den Scheiben. Waren es noch dieselben, hatte das zerbrechliche Glas den Sturm und das Dröhnen der Jahrzehnte, die darübergebraust waren, überstanden? Auch die großen Espen bei der Post daneben waren fort, die herrlichsten Bäume der Welt! Ihr Platz war leer, und Einsamkeit umgab das nächtliche Gelände.

Langsam ging er auf das Haus zu. Unter seinen Schuhen spürte er geborstenes Pflaster. Die Platten lagen schief, zerbrochen; dazwischen trat er in Löcher, manchmal stieß sein Fuß gegen einen hochstehenden Stein. Mit einem Blick wußte er es: es war noch das alte Pflaster. Ein stummer Dialog mit den Steinen ging unhörbar durch die Nacht. Still lagen die Stücke, zerschlagen und zerbrochen, neben- und übereinander. Er betrat den alten Hof. Auch hier das alte, ums Haus laufende Pflaster geborsten, bedeckt mit Steinchen, Sand und Staub. Staub vieler Jahrzehnte. Gingen auf ihm jetzt wirklich Menschen hin und her? Hier um die Hausecke sausten die Bälle aus Papier oder alten Strümpfen. Das Eisentor fehlte. Halb zerfallen ragten die Pfeiler in die Luft, an denen die Türen gehangen, Karusselle, die sie geduldig und kostenlos immer wieder in die Runde gedreht hatten. Glassplitter blitzten vom Boden auf. Bestand der Boden aus Splittern? Überall Glasstückchen. Was war geschehen, warum war das Pflaster geborsten liegen geblieben, lebte niemand hier? Aber die Gardinen dort am Fenster? Hatte ein Erdbeben das Dorf erschüttert? Er wußte nicht, wie ihm wurde und trat zur Straße zurück. Von der Hauswand gähnte im Putz eine große, helle Stelle herab. War das ein neuer Anstrich, ein Neubeginn, fing man an, das graue Haus freundlich zu gestalten?

Da, die alte Haustür! Hinter dem Glas mattes Licht. Dunkel kreisten die schwarzen, schmiedeeisernen Jugendstilornamente vor den hellen Scheiben; die geschmeidigen Kurven hatten lange Jahre in gleicher Bewegung die Zeit durchleitet. Sie lebten noch. Da, die Klinke! Sie war es wirklich und hing schief im Schloß. Er trat heran und umspannte sie mit den Fingern. War es Täuschung, Einbildung oder die Erregung der Minute, – seine Hand hatte sie wiedererkannt. Fester umgriffen die Finger das Eisen, als wollten sie sich ihrer genau vergewissern. Ja, sie war es. Von neuem durchrieselte es ihn: ja, sie war es, auch durch die harte, krümelig gewordene, alte Farb-

schicht hindurch spürte er den alten Türgriff als etwas, das ihm zugehörte. Er drückte ihn ganz hinunter; die Tür war nur angelehnt, als er sie aufstieß. Innen brannte trübe eine Lampe. Jetzt in der Nacht? Mein Gott, wie klein der Vorflur mit seinen fünf Stufen war! Ihm stockte etwas das Herz, als er in der höher gelegenen Windfangtür die alten Farbgläser gewahrte: auch sie lebten und leuchteten noch! Von der Flurlampe durchschienen, grüßten sie ihn mit ihrem Farbklang von Grün, Gelb und Orange durch das Jahrhundert wie ein Ruf, der ihn, den Farbempfindlichen, leise erbeben machte. Die alten Glasscheiben! Schon wollte er die Stufen hinaufsteigen – Schicksal, nur einen Blick, nur einen Augenblick! – als sich innen etwas regte, so daß er, wie auf unrechtem Tun inmitten der Nacht ertappt, sich rasch wendete und herzklopfend auf den Steig in die Nacht hinaus trat. Wieder die alten, zerbrochenen Pflastersteine. Gingen Menschen auf ihnen, Tag um Tag, durch Wochen und Jahre? Ihn fröstelte.

Und hier, zwischen dem Vater- und Nachbarhause mußte sich auch das Zeichen finden, das wieder in ihm aufgetaucht war, als er das alte Pflaster unter seinen Füßen erkannt hatte. Sechs Jahre war er alt gewesen, als sie vor dem Haus den Mörtelbürgersteig gelegt hatten. Langsam war die Walze über den weichen Mörtel gefahren und hatte es mit einem Punktmuster verziert. Bisweilen hatten die Männer noch ein anderes Zeichen mit einem Namen ins Pflaster gedrückt. Sein Lebtage hatte er ihn behalten: Gebrüder Bazzani. Und hier an dieser Stelle muß es gewesen sein. Aber die Dunkelheit gab nichts preis. Ja, hier war es, und er würde es morgen schon wiederfinden. Dort der Zaun – daß er, der in Ehren grau gewordene Bretterzaun, noch zwischen beiden Häusern und Pfeilern stand! War er es wirklich? – dort hatte seine „blaue Blume“ geblüht, das winzige Pflänzchen, mit der er als Knabe vertraute Zwiesprache gehalten. Nein, es gab sie nicht mehr. Die Fläche war leer. Auch der Nachbar lag längst unter dem Rasen, der Schweinewächter, Flintenheld und Kneipenwirt Vorreiter. Er drehte um die Ecke der großen Schule, – die Inschrift oben war verschwunden, – und stolperte auf schiefem Pflaster seiner Wohnung zu. Nur einen kurzen Blick wollte er in die Kneipe werfen, aus der er früher Vater das Bier geholt hatte, und trat ans Fenster des frisch und rot angestrichenen Mauerwerkes: ein Haufen wirr durcheinanderliegender Stühle lag innen, verworren und stumm, als sei ein Fest wüst zueinde gegangen. Im anderen Fenster das müde Licht eines matt beleuchteten Ganges, kein Mensch, nur wieder ein wilder Haufen von Stühlen. Er trat zurück auf die Straße, gefüllt mit alten und neuen Bildern, die erregt in ihm auf- und niederwogten und keinem eignen Gedanken Raum ließen. Von fern schlug die Turmuhr, als er in die Stube zurückkehrte. Er öffnete

das Fenster zur Nacht, warf einen kurzen Blick auf das gegenüberliegende Haus und zu den dunklen Fenstern und streckte sich aufs Lager. Nun war er wieder im Dorf. Mein Gott, fünfzig Jahre sind ein halbes Jahrhundert. Und was für ein Jahrhundert!

Morgengeräusche von der Straße, blitzendes Licht zwischen den Gardinen, klipp, klapp – von der Straße. Es mußte ein einzelnes Pferd sein. Dann die Glocken über dem Dorf, klar und gelassen wie früher. Dann das ungewohnte Geräusch eines Lastwagens. Er schaute durchs Fenster. Die Welt lag in hellem Licht.

Als er das Haus verließ, spürte er wieder das erdbebenverschobene Pflaster. Die nächtliche Begegnung war kein Spuk gewesen: er mußte die Füße heben und kleine Umwege machen. Als er zum Hause umbog, liefen seine Augen suchend auf dem Pflaster hin und her. Dann hatte er es entdeckt: das alte Zeichen, die Inschrift, das Steinsiegel seiner Knabenjahre. Auf einem geneigten Stück Pflaster sah er die Buchstaben, verwischt, versandet und verstaubt, kaum lesbar. Ja, es war es! Er schaute sich um und wagte nicht, sich zu bücken und den Sand aus den Rillen zu kratzen. Als er mit der Schuhsohle drüber fuhr, kam es deutlich zum Vorschein: Gebrüder Bazzani. Ein Sprung lief mitten durch die Gebrüder. Und eine leichte Beglückung durchfuhr ihn, ein Lächeln trat auf seine Züge: hier bist du also noch, kennst du mich noch, damals lief ich barfuß über dich in derselben Sonne, daß du durchgehalten hast, ich begrüße dich, treues Zeichen, jetzt schreite ich sanft über dich hinweg, dort zum Hause, du weißt. Dann stand er davor. Die Fenster der ehemaligen „guten Stube“ standen offen. Innen schienen die Wände versetzt, die Räume unterteilt. Ein großer, abgeblätterter Fleck im Putz der Wand rief ihn an. Er hatte ihn in der Dunkelheit für einen neuen Anstrich gehalten. Der Putz war frisch herabgefallen, hell leuchtete der weiße Fleck in der Sonne, und die Haufen des abgefallenen Mörtels lagen als graue Haufen vor den Kellerfenstern. Ihm war, als habe sich das Haus bei seiner nächtlichen Ankunft schmerzhaft gerührt und den grauen Putz seufzend abgeworfen, und nun entdeckte er auch, daß die Mauern an den Ecken mit starken Eisenwinkeln abgestützt waren. ‚Im Alter geht man am Stock‘, sagte das Haus leise. ‚Die kleinen Geländer in meinem Dachrand, hinter denen eure Bälle liegen geblieben waren, haben sie mir herausgerissen und in den Bodenraum kleine Wohnungen eingebaut.‘ Jetzt fielen ihm gardinenverhangne Fenster im Walmdach in die Augen. Nun hatten nicht nur vier, sondern acht oder neun Familien Platz gefunden im alten Haus. Er schritt in den Hof. Unaufhörlich entließ sein Gedächtnis eine wechselnde Reihe früher Bilder, hell, frisch, farbig, – und lebendige Gestalten quollen aus ihm empor, als wollten sie noch einmal das greisenhafte Haus bevölkern. Glassplitterbedeckt der Hof; auch das

war kein nächtlicher Trug gewesen; die Türen schief in den gelockerten Angeln der Stallung. Etwas in ihm zog sich zusammen, als er langsam den Hof durchschritt. Mit leisem Schmerz schnürte sich sein Herz langsam und unaufhaltsam zu und wehrte sich beklommen gegen das, was die Augen ihm unerbittlich zutrug. Asche lag in großen Haufen neben dem Stall. Der Zaun der Gärten stand schamhaft zusammengeflickt da: Bretter, Wellblech, Stangen und Maschendrahtstücke, ein willkürliches Gefüge.

Plötzlich bog er den Kopf zurück: eine dicke Frau, die roten Arme verschränkt, lag im Fenster und schaute ihm schweigend zu. Er nickte hinauf, grüßte polnisch, schritt ruhig weiter, und als er die Augen weiter in die Runde drehte, schloß sich in ihm eine Tür leise und unaufhaltsam fest zu. Jetzt noch hinaufgehen und fragen? Etwas in ihm hatte ohne ihn entschieden. Rasch verließ er den Hof. Nie mehr würde er Haus und Hof betreten.

Aber noch lagen seine Felder und seine Graslandschaft hinter dem Dorf, sein eigenstes Reich. Hier hinter dem Hause hatte die Ausfallstraße ihn in eine neue Schöpfung geführt. Jetzt schien grauer Staub auf dem Land zu liegen, Staub wirbelten seine Schuhe hoch, und der Mann, der einen kleinen Handwagen ins Dorf zog, schien mit seiner Frau, die hinten nachdrückte, ebenso grau zu sein wie das lange, einzelne Brett, das sie wie ein Stück Strandgut ins Dorf führten, – grauer Bestandteil einer grauen Welt. Keine Kartoffelfelder mehr. Schrebergarten an Schrebergarten, ein Bild kleiner und kleinster Formen, behelfsmäßig errichtete Lauben; ein Gewirr von Zäunen im Buschwerk und unüberschaubare, bepflanzte Erdstückchen. Er zog die staubige Straße entlang. Noch war ihm eins geblieben: der Blick vom Hügelrand über das Iserbachtal, auf sein Paradies, in dem der Eichenhain stand, in dem die Weiden den Bach zum Bahndamm begleiteten; der Teich mit seinen Wasserhühnern, der schilfumrandet durch seine Morgen geblitzt hatte, und der Kirchturm von Bobrek, der aufs Tal hinunterschaute; ein Blick, der ein Stück der Welt umfaßte, welches der Herrgott und die Heimat ihm als unveräußerliches Eigentum mitten in seine junge Seele gelegt hatten. Dieses Reich wird er bis zu seinem Tode sein eigen nennen, dieses sein Reich wollte er noch einmal sehen.

Als er durch wegloses Gras an den Rand trat, hielt er den Atem an: vor ihm lag kein freies Tal mehr. Kein weidenumstandener Bach, kein Teich, kein Eichenhain. Eine große, graue Schuttwand hatte sich von Mitternacht breit in das Tal hinabgesenkt und die Hügel, Eichen und Weiden unter ihrer Last begraben. Er schrie nicht, kein Seufzer entrang sich ihm. Er stand bewegungslos, sah, schaute, begriff nicht und starrte hinunter auf ein trübes, graues, wässriges Watt voll Schlick, der die Talsohle und den Teich angefüllt hatte, durch dessen

Mitte sich dünne Wasseradern einen Weg suchten: der Iserbach. Verschüttet lag die nördliche Talhälfte, ein gewaltiger Berg grauer Abfallsteine hatte die Hügelwelt unter sich zermalmt, eine langsame, ungeheure Lawine von Steinmassen, die, von Schlamm eingerahmt, sich unaufhaltsam vorwärtsschob.

Ein dort nie gehörter, harter Mövenschrei stach in sein Ohr und meldete, daß die Gefilde seiner Knabenjahre, unter der zähen, grauen Masse verschlammt, für immer verschwunden waren. Allein stand er auf der Anhöhe, und seine Augen begannen in die Runde zu gehen, bis zum Bahndamm hinüber, auf dem der kleine Zug sie einst in die Stadtschule gebracht hatte, auf dem ihre indianischen Felsennester aus Wackersteinen in Gras und Buschwerk begraben lagen.

Er drehte sich ab und schritt durch verstaubtes Gras dem Dorfe zu, am alten Haus vorbei, betrat das alte Pflaster, und als er auf die gegenüberliegende Seite der Straße trat, schaute ihn sein altes Zeichen in praller Sonne vom Pflaster an: Gebrüder Bazzani Gleiwitz-Beuthen. Daß er es auf dieser Stelle vor fünfzig Jahren nicht bemerkt hatte! Und den Straßen folgend, die zu seiner Wohnung führten, entdeckte er es freudig noch hier und da an Straßeneingängen und fühlte sich kaum vernehmbar begrüßt, vom einzigen, das unverändert durch die Zeit gekommen.

Sein verschnürtes Herz klopfte in diesen Tagen nicht mehr frei. Beklommen nahm er alle neuen Bilder wahr und legte sie in eine entlegene Kammer seines Herzens, die randvoll angefüllt war mit einer Sammlung großer und kleiner Bilder zu einem einzigen Thema, das in ihm eingebrennt war: verrinnender Sand, verrinnendes Leben. – Aber bevor er den Weg in die Fremde zurück antrat, wollte er noch jenen Flecken Erde aufsuchen, auf dem seine Ahnen gelebt und sein Vater jung gewesen. So rollte der Wagen, den seine Gastgeber erbeten hatten, durch die Haufendörfer der weiten Industrielandschaft, durch lange Straßen, vorbei an verräucherten Häusern, auf denen trotz des Sonntags Unrast, der Ausdruck eines gehetzten Lebens und einer Schmucklosigkeit lagen. Ärmlichkeit und Erbarmungswürdigkeit zogen an ihm vorbei, so daß ihn beim Anblick dieser Lebenswirklichkeit ohne Schönheit, ohne das wohlige Grün des Wachstums und bei der versperrten, aussichtslosen Enge heißes Mitleid anfiel. Man muß eine starke Liebe mitbringen, dachte er, als die trostlosen Straßen ohne Fernblicke neben ihm herliefen, wenn man diese naturzerstörte Landschaft bejahren soll, auch wenn man deren Menschen in seiner Bedrückung ins Herz schließen möchte. Lieblos zusammengewürfelte Industriedörfer und Werke, die in grauem Dunst und unvertilgbarem Staub demütig ihr Dasein erduldeten wie die Menschen, die dort lebten. Endlich öffnete sich die Enge, grüne Streifen drangen zwischen die Häuser, und bebaute, wachsende Felder

auf langgestreckten Hügelrücken mit kleinen Bauerndörfern zogen ihm entgegen und vorbei. Störche schritten auf den Wiesen zwischen den Auwäldern, welche die Nähe des großen Stromes anzeigten, das Grün drang bis an die Landstraße heran und da: die Kirche seines Vaters und Großvaters. Ihr einfaches, ruhig-selbstverständliches Dasein besaß einen Hauch von Adel und Würde. Oder schien sie ihm nur so, weil es das Gotteshaus seiner Ahnen war? Wenige Häuser zwischen Ackerland und Wiesen. Der Wagen hielt an der Kirchmauer. Die Gastgeber ergingen sich wartend zwischen den maiengrünen Feldern, er aber kannte seinen Weg.

Wie vernachlässigt und alt das kleine Gehöft damals bei seinem letzten Besuch gewesen war: in der Dunkelheit war er an ein erschreckendes Gemäuer getreten; die alten Türen schienen ihm in den Wänden versetzt, der Stein welk und unansehnlich, geschaffen für einen Unterschlupf von Lemuren. Dort hatten seine Ahnen gelebt, ein halb zerfallenes Grabmal für bäurische Frondienste und verhungerte Träume. Von dort waren alle ausgezogen, auch sein Vater. Diese Ärmlichkeit erwartete ihn jetzt, sein Ursprungsort. Aber es zog ihn mächtig hin, um ihn noch einmal zu sehen, ehe er davonzog, mochte er aussehen, wie er wollte. Er schritt aus, seine Schuhe streiften üppiges Gras, im unberührten Wachstum zeigte sich kein Weg, aber er folgte einem dunklen Ruf, der ihn vorwärtszog.

Jenes Haus drüben am Rand der Wiese konnte es nicht sein. Es war quadratisch gebaut und von neuem leuchtendem Ziegelwerk. Das andere mußte es sein. Er näherte sich einem Gartenzaun, bückte sich unter einen abgestützten Fliederbusch und stand vor einem blendend weiß gestrichenen, einstöckigen Hause, das ein heller Kieselsteinsockel kniehoch umzog. Eine grün gestrichene Vorlaube führte ihn blumenumrankt zur Tür, aus der gerade ein gesund aussehender, kräftiger, junger Mann trat und vor ihm stehen blieb.

Beide betrachteten sich einen Augenblick schweigend. Der Angekommene grüßte in deutscher Sprache, nannte seinen Namen und fragte, ob er richtig sei im Hause seines Großvaters Andreas D. Da flog ihm sein eigener Vorname hastig aus dem Munde des anderen entgegen und die rasche Gegenfrage: bist du der Maler? Eine junge Frau in hellen Hosen und einer Bluse neuen Schnitts war unter den Blumen der Laube zu ihnen getreten. Der junge Mann griff nach dem Arm des Angekommenen, führte ihn näher, sie solle raten, wer dieser sei. Erneute Begrüßung, Fragen, Forschen in den Zügen, Handausstrecken und ein herzlicher Willkommensgruß. Dann für einige Augenblicke sonntägliche Stille zwischen den dreien in der Vorlaube und im Blumengarten. Erneute Schritte, ein altes Gesicht erschien in der Tür. Mit einem Blick erkannte er seine alt gewordene Kusine. Fragen, Verwunderung, Gegenfragen und Einladung in die Stube,

in der er vor sechzig Jahren mit seinem Vater gesessen. Die Sonne schien schräg durchs kleine Fenster wie damals, der sonntägliche Kaffee-Kuchen-Tisch stand bereit wie einst, und als sich die Tür wieder öffnete, und die Schwester des jungen Mannes, die Tochter seiner Kusine, eintrat, war es ihm, als schaue ihn seine eigne Tochter an. Seltsam bewegt reichte er ihr die Hand, schaute auf ihre leicht gebogene Nase, in ihre blauen Augen und auf die hellen Haare, und eine leichte Empfindung durchflutete ihn, zu ihr, zu der anderen und an diesen Ort zu gehören und auf eine selbstverständliche Art mit ihnen verbunden zu sein. Als ein fröhliches Gespräch die Stube füllte, Kinder hereinfanden, auch seine Gastgeber, die inzwischen nachgekommen waren, willkommen geheißen um den Tisch herum saßen, schaute er, benommen von der ausgeschalteten Zeit, zum Fenster hinaus und zum Tor hinüber, durch das er als Knabe auf dem Erntewagen ins Feld mitgenommen worden war, und staunte den alten Fliederbusch an, und Bienenstöcke, die wieder unter den Eschen standen, grüßten herüber. Die Fremdheit hatte sich in Staunen, das Staunen in eine seltsame Zufriedenheit verwandelt und diese in eine Schwerelosigkeit gelöst; man sprach deutsch und polnisch durcheinander, vorgebrachte Gemeinsamkeiten und Erinnerungen fanden heiterste Zustimmung, und den Ankömmling umbrandete fröhliches Stimmengewirr.

Da nahm er Gelegenheit, sich aus dem Haus zu stehlen, durch das Blumengärtchen an den Zaun zu treten und aufatmend in die Runde zu schauen. Er war also heimgekehrt. Ihm war, als zöge etwas, das er in der Fremde durch Jahrzehnte nie gekannt, in ihn ein, ein deutlich spürbarer Hauch, der eine Spannung gelöst hatte, eine unsichtbare Mauer in ihm durchbrach, und deutlich fühlte er, wie ihn eine seltsame Ruhe anwehte. Hier war alles sauber, auf den Wegen des Gärtchens lagen weiße Steine, hier wurde Hand angelegt, gestrichen, geputzt, gepflegt, hier zog das Pflaster eben und gerade ums Haus, und eine schlichte bäurische Schönheit lag auf allen Dingen. An die Minuten verloren, gab er sich diesem bereinigenden Gefühl hin. Die bebaute Natur und das Lebensmaß dieser Menschen schienen gesund zusammenzugehen, einfach und echt, ohne Hetze und gewachsen wie die Bäume, die über das niedrige Dach schauten. Schläge zwei Kieselsteine aneinander, dachte er, das gibt einen gesunden, kräftigen Ton, nicht dumpf und brüchig, sondern hell und klingend. Er atmete tief auf. Am liebsten wäre er jetzt allein durch die Wiesen und Äcker gelaufen, und wenn man ihn gefragt hätte, was er so verwundert um sich schaue, hätte er, wenn er es überhaupt ausgesprochen hätte, leise gesagt, er sei wohl in diesen Minuten glücklich.

Oh, sie erinnerten sich noch deutlich, wie er am alten Stall gesessen und das Haus gemalt hatte. Alle vier Geschwister hätten als kleine

Kinder um ihn herumgestanden und auf Hand und Pinsel gestarrt. Noch kürzlich sei die Frage aufgekommen, was wohl aus dem Maler geworden sei. Da packte es ihn an der Wurzel: hierher noch einmal wiederkommen, hier zu ihnen, die zu ihm wie er zu ihnen gehörte, hierher in die frische Luft, die über die Oderwälder gezogen kam, in seine Urheimat. Wie ein Gesang durchzog es ihn, und er wußte nicht, wie ihm geschehen war, als er wieder im Wagen saß, die Kirchhofsmauer, hinter welcher seine Vorfahren wieder Erde geworden waren, an ihm vorbeizog und die Wiesen und Felder vorüberglitten. Stumm in die Ecke gedrückt, antwortete er lakonisch auf die Anreden und nahm wenig vom Gespräch im Wagen wahr. In ihm hatte sich etwas zurechtgerückt. In ihren Augen hatte bei den wiederholten Einladungen warme Herzlichkeit gelegen. Da war noch etwas von seinesgleichen auf der Erde, ein Ort, an den er in der Fremde denken konnte, und – fiel ihm ein – sein Herz würde, wäre es ihm nur gegeben, jetzt zum Minnesänger der Urheimat und seiner Ahnen werden und würde ihrer liebend gedenken, mochte man dort polnisch oder deutsch sprechen, mochten Vorschriften und Gesetze auch etwas anderes meinen, er, die Seinen und die neuen Bewohner würden einander gelten lassen, es waren Menschen hier wie da; Menschen, die leidend durch dieses Jahrhundert gegangen waren; sie ließen einander gelten und reichten sich über Hindernisse, Zäune und durch Drähte die Hand. Wie schön zu denken, daß sich Leben und Eigenart der Seinen durch die Grausamkeit des Menschenalters hindurch erhalten hatten, daß ihre Natur durch ein Wunder Kraft und Lebenswillen bewahrt hatte und daß er zum Stück Erde zurückgekehrt war, woher sein Wesen emporgestiegen war, und wo Familie auf Familie sich nach großen Gesetzen an- und nebeneinander gereiht hatte. So war in ihm ein neues Wasser sprudelnd erwacht, welches das graue Zagen vieler Jahre hinwegschwemmte, die Verzweiflung der Wanderschaften und Vertriebenenjahre milderte und etwas in ihm weckte, das er, der Verjagte, der Herausgerissene, seit seinen Knabenjahren tief im Innern nie mehr gekannt: Lebenszuversicht. Nun hatte sich sein farbiges Bild, das er von seiner Heimat in sich getragen hatte, in einen geistigen und auf Erden doch erreichbaren Ort verwandelt, so daß er nicht im Namenlosen und Ortlosen verging. Stumm saß er im Wagen, stumm stieg er aus, einsilbig sprach er seinen Dank, sein Inneres war angefüllt von auf- und niedergehenden Wogen. Benommen trat er in seine Stube. Fremd schaute sie ihn an, aber jetzt konnte er seine weite Reise antreten, und er würde wiederkommen. Ans Fenster tretend, schob er die Gardine beiseite: das alte, sein und seiner verstorbenen Freunde Zimmer dort unten war erleuchtet. Hinter den Gardinen werden wohl auch Kinder spielen, die Alten danebensitzen und jetzt ihnen allen eine neue Heimat

ums Herz wachsen. Er ließ die Gardine fallen. In der Stube der verbliebenen Lehrertochter hallte sein Schritt an den Wänden seltsam laut, und das alte Gehäuse schenkte ihm in der letzten Nacht noch einen Traum. Er sah sich als Jungen auf seinem „Thron“ sitzen. Er hielt ein grünes Glasstück vor seine Augen gegen die Sommersonne. Die heimatliche Landschaft lag verzaubert in einem sanften, grünen Licht. Ein Irrlicht tanzte den Bach hinunter, hell schimmerte Licht durch die Blätter der Büsche, die Steine im Grunde leuchteten wie Smaragde, und durch die Binsen flossen Rinnsale aus grünem Gold. Da hatte sich ein ungeheurer Riese über den Bahndamm erhoben und den ganzen Himmel verdunkelt. Als sich das Ungetüm über ihn werfen wollte, hatte er das Glas in hohem Bogen in die Wiesen geworfen, aus denen sich ein prächtiger Vogel erhob und mit mächtigen Schwingen den Himmel sonnengelb gefegt, daß das Licht ihn blendete und er in der sonnegefüllten Stube erwachte. Jetzt zog er mit seinem Koffer zum letzten Mal über das alte Pflaster.

Als ich ins Dorf kam,
hob Staunen die Lider.
Was bist du, Jahrhundert?

Und als ich ging,
brach auf mich nieder
dunkelnde Trauer

Als ich mich umsaß,
brannt lodernd mein Hirn
in heller Empörung.

und Mitleid ins Herz
mit den verstummten Resten
der Brüder und mit den Fremden.

Als er durch die helle Sonne schritt, löste sich plötzlich ein Schloß aus dem Leder des Koffers, und ehe er zupacken konnte, quoll der Inhalt heraus, so daß er das Gepäckstück rasch aufs Pflaster sinken ließ. Während er alles hineinstopfte, fiel sein Blick auf das Pflaster, und dicht vor seinen Augen blickte ihn das alte Zeichen an: Gebrüder Bazzani Gleiwitz-Beuthen. Scharfkantig und unverletzt hoben sich die schattenbetonten Buchstaben vom Grunde ab. Daß du noch einmal erscheinst, hier, wo ich dich früher nie gesehen, – sei noch einmal begrüßt! Er schloß den Koffer, hob ihn an, und in diesem Augenblick trippelte ein kleiner Junge in blütenweißem Hemd, mit einem Geigenkasten unter dem Arm, über das Pflasterzeichen hinweg und vorüber. Da stellte er den Koffer noch einmal ab und schaute ihm nach.

Wenn du erwachsen bist, reiße das alte Zeichen des geborstenen Zeitalters samt dem Pflaster bis auf den Grund heraus, schütte damit die Sumpflöcher hinter dem Dorf zu, lege als Mann ein neues Pflaster für alle, die friedlich des Weges kommen, darüber, auf dem dein eignes Lebenszeichen eingeprägt ist, lesbar für glücklichere Menschen, – und dann spiele uns allen auf deiner Geige ein neues Lied! –

Er griff nach dem Koffer, - ade, Gebrüder Bazzani, willkommen,
neues Leben, hier und da und dort, wo neue Saaten keimen und junge
Menschen ins Licht treten, - in das helle Licht, das auf das alte Zei-
chen seinen Schatten warf und ihn neu umbrandete.

und winkt die leuchte Hand aus im Frühsommer
dem Bach und dem verblühten Schilf
der seine Heimat liebt wie kein
anderer Glücklicher unter Menschen.

I.

ABGESANG

In solch ein heimatliches Bild
steig durch den engen Lebensrahmen
ich dann bei meinem Tode ein
und lasse die zerfallne Zeit
weit hinter mir begraben sein.

Dann geht auf Wiese, Feld und Rain
ein großes Singen an,
der Hügel schmiegt sich an den Fuß,
aufrauschen Bach und Eichenhain,
und funkelnd Wasser furcht mein Kahn.

Durchs Riedgras tausend Stimmen ziehn,
ich schreie laut zum Leben ja,
und über Dächer tönt es hin,
zum Teichschilf, über Gärten:
nun nehmt mich auf, jetzt bin ich da!

Im frühen Glanze liegt das Land,
die ganze Welt zuguterletzt, –
das Ende reicht dem Einst die Hand,
wohin mich Gott von Anbeginn
als Mensch hineingesetzt.

II.

ALKÄISCHE ODE AN DIE HEIMAT

Nehmt meine Asche – wie einst der Sämann Gold
 der Körner –, streut sie hin auf den Steig am Haus
 und auf den grünen Hügel, wo mein
 jugendlich Spielzeug vergraben wartet.

Und streut sie fröhlich in den verschiften Teich,
 der durchs Gewölk des Lebens mir heut noch blitzt
 wie einst in jeder Morgenfrühe.

Und eine Handvoll des Staubes, werft sie

in lichter Wolke dort auf den Wiesenweg,
 wo meine Füße früher den Staub gepflügt.
 Zieht aus am grauen Morgen, wenn die
 Sperlinge schon in den Pappeln lärmen,

wenn zart der Sand auf uraltem Pflaster knirscht
 beim Schritt der Frauen, welche im Morgengrau'n
 zur Messe gehn. Kehrt um den leichten
 Krug mit dem flüchtigen Rest des Menschen,

daß weit der Windhauch ihn zu den Feldern trägt,
 zum Eichenwäldchen hin und zum Hügelrand.
 Dann wascht die Hand am Saum des Baches, –
 so zieht der Rest meines Staubes meerwärts, –

und winkt die feuchte Hand euch im Frühwind warm,
 dem Bach und dem verblichenen Schatten nach,
 der seine Heimat liebte wie kein
 anderer Glücklicher unter Menschen.

Inhaltsverzeichnis

Motto	5
Ein Vor- und Widmungswort	7
Die Vorfahren	12
Das Bauerndorf Stanitz	18
Aus der Bergstadt Tarnowitz	29
Im neuen Dorf	34
Der Thron	49
Der Helleweck	55
Straßen, Häuser und Menschen	58
Mein Stehplatz in St. Michael	87
Am Ziegeleiteich	93
Von Schulen, jungem Buxenvolk und dem Herrn Lährä	100
Der Iserbach	116
Die Norne	139
Der innerste Kreis	148
Im gymnasialen Hauptquartier	170
In der Koksa	180
Die Musen im Kohlendorf	189
Von Knöpfen, Bällen und Messern	211
In der Oderstadt Ratibor	229
Zwei aus dem Dorf	247
Krankheit, Mord und Tod im Dorf	247
Nacht	254
Auf dem Bretterwagen	263
Gebrüder Bazzani	268
Abgesang I	280
Abgesang II	281
Inhaltsverzeichnis	282

Bilder zwischen den Seiten 64/65, 128/129, 192/193.

Umschlagentwurf vom Verfasser.

Alle Abbildungen stellen Arbeiten des Verfassers dar. Sie sind – mit einer Ausnahme – in früheren Jahren im Beuthener Land entstanden und sind Themen aus der unmittelbaren oder weiteren Umgebung des Dorfes.

MACHURA JERZY 2002

W1

13,- €

EA

Literatur

„Ich kam aus Orzegow“ erzählt aus Dorf und Stadt des oberschlesischen Industriegebietes. Eindrücke, Vorfälle und Beobachtungen aus der Jugendzeit des Verfassers sind in eine stilistisch-künstlerische Form gebracht. *Eine solche Fülle* von soziologischen, volkskundlichen und kulturellen Aussagen liegt bisher in diesem Umfange und *in dieser dichterischen Aussagekraft* und *Farbigkeit* innerhalb der oberschlesischen Memoirenliteratur *noch nicht vor.*

Prof. A. Perlick,
Wegscheid-Turnreuth

*

Das Buch ist eine Fundgrube für dörfliche Sitten und Gebräuche, ein lebendiger Spiegel des Brauchtums in Oberschlesien. Auch solche werden das Buch mit Genuß lesen, die an der Situation des oberschlesischen Landes in der Südostecke des damaligen Reiches interessiert sind.

Dr. F. Hollunder,
Marl-Drewer

*

Die Sprache des Buches ist die *eines Dichters*, d. h. sie hat die Fähigkeit, das Zuständliche, „Statistische“ in Aktion zu verwandeln. Sie *besitzt einen hohen Grad von Verdichtung* der Personifizierung der Lebensvorgänge und -erscheinungen, wie sie uns aus den Dichtern der Klassik und Romantik vertraut ist. In *Naturschilderungen* erreicht die Eindruckskraft ihre *Höhepunkte*. Der Historiker, der Soziologe, beide werden in diesem Buch eine Fülle von Fakten finden, die sie befähigen, sich ein einigermaßen „ausgelichtetes“ Bild Oberschlesiens um die Jahrhundertwende bzw. den Jahrhundertanfang zu machen.

Dr. A. M. Kosler, München

Im Text 12 Abbildungen
nach künstlerischen Arbeiten
des Verfassers.

A. Laumannsche
Verlagsbuchhandlung, Dülmen

